A 409551

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

U

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

BL
80
.W14

65. 82. 86. 95. 107. 152. 15
157 [illegible] 162. [illegible] 182.

Babylonierthum,

Judenthum und Christenthum.

Babylonierthum,

36632

Judenthum und Christenthum.

Von

Dr. Adolf Wahrmund,
Docent an der Universität und der k. u. k. orientalischen Akademie in Wien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1882.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorwort.

Diese Schrift ist aus der Theilnahme hervorgegangen, mit welcher der Verfasser seit drei Jahrzehnten die Entwickelung der Judenfrage in Deutschland und Oesterreich begleitet hat. Sie will ihr Theil dazu beitragen, daß diese Frage eine Lösung finde, die auf der einen Seite die christlichen Nationen und das höhere Culturprincip, das sie vertreten, vor den Gefahren schützt, welche die Aufnahme der Vertreter eines durchaus feindseligen und gerade entgegengesetzten ethnischen, d. i. heidnischen Princips — ja des ethnischsten aller Principien — in die bürgerliche Gleichberechtigung in sich schließt, und die anderseits auch diesen Nationen und ihrem Princip, dem christlichen nämlich, zur Ehre gereicht, indem alles Unmenschliche vermieden wird. Wenn nun dabei auf die tiefsten Grundlagen menschlicher Anschauung und in die ältesten aufgehellten Zeiten der Menschheit zurückgegangen wird, so kann dies vielleicht manchem als unnöthig erscheinen, der Verfasser aber lebt der Ueberzeugung, daß nur auf diese Weise Klarheit in die Sache gebracht, und nur so auch eine richtige Vorstellung von den Mitteln gewonnen werden kann, deren es zur Abhülfe bedarf.

Als Hauptergebniß der hier vorgeführten Untersuchungen stellt sich heraus, daß im Judenthum das dem gesammten vorchristlichen Alterthum gemeinsame Princip der nationalen Ausschließlichkeit auf die Spitze getrieben ist, und daß in ihm, wie im verwandten Islâm, von einem die Menschheit um-

fassenden Monotheismus, auf welchen gerade diese beiden Religionen mit größter Zuversichtlichkeit Anspruch erheben, nicht die Rede sein kann; daß weiterhin im jüdischen Talmudismus diese Ausschließlichkeit sich nach der Seite des Wollens bis an die Grenzen aberwitziger Selbstvergötterung und allgemeinen Menschenhasses, nach der Seite des Erkennens zu einer Art Verblödung entwickelt hat, wodurch eben das Judenthum unfähig wurde, die von den griechischen Denkern begründeten echt (d. i. umfassend) monotheistischen und darum auch echt wissenschaftlichen und echt menschlichen Anschauungen aufzunehmen, aus denen erst das Christenthum und die gesammte neuere Cultur erwachsen sind. Daß das Christenthum trotzdem auf jüdischem Boden hervorgetreten ist, erklärt sich so, daß der entscheidende Bruch mit dem alten Ausschließlichkeitsprincip gerade auf dem Gebiete der Nation eintrat, welche dasselbe auf die höchste Spitze, nämlich bis zur Selbstvergötterung und zum Haß der gesammten übrigen Menschheit, getrieben hatte. Der starken Stütze, welche die annoch herrschende judenchristliche Anschauung in der scheinbar unbegreiflichen, weil unvermittelten Originalität der alttestamentlichen Literatur gefunden hatte, ist ihre Bedeutung durch die Arbeit der Aegyptologen und Assyriologen benommen worden, wonach das sogenannte Alte Testament als ein Glied im großen vorderasiatischen oder babylonisch-ägyptischen Literaturkreis erscheint, von welchem es in den Ideen und in den literarischen Formen abhängig ist. Namentlich erweist sich auch jene besondere Art von Frömmigkeit, die bisjetzt den Juden allein eigen schien, und welcher die occidentalischen Völker, ihrem eigenen idealisirenden Wesen gemäß, einen so hohen Werth unterlegten, während sie nur der leidenschaftliche Ausdruck für die enge Beziehung ist, in welche sich der Verehrer zu seinem Stamm- und Nationalgott setzt, der selbst wieder nur die Personificirung der eigenen, noch ausschließlich empfindenden Volksseele ist, — auch diese Frömmigkeit

erweist sich als das Gemeineigenthum der chamitisch-semitischen Culturvölker Vorderasiens; und gerade der allerälteste und allermenschlichste und zugleich von nationaler Ausschließlichkeit freieste Ausdruck, den diese Frömmigkeit gefunden hat, — in den sumerischen Bußpsalmen nämlich, die auch den biblischen Psalmen als literarisches Muster gedient haben, — ist die poetische Schöpfung eines nicht semitischen Volkes. Die sogenannte mosaische Gesetzgebung erscheint in der Hauptsache als Nachbildung der ägyptischen, und das Geschick, welches die ihr gelobtes Land als Beduinen betretenden Juden dort zu Handel und Geldgeschäften erworben haben, als Erbschaft der Phöniker, die zugleich auch den Haß der Alten Welt gegen das punische Wesen auf die Juden überwälzt hat.

Den Grad von Eigenartigkeit oder Originalität, welcher, wie jeder Nation, so auch der jüdischen zukommt, beeinträchtigen zu wollen, davon ist diese Schrift weit entfernt. Auch wir erkennen dem jüdischen Volke eine bedeutende Eigenart zu, wenn dieselbe für den Occidentalen zumeist auch nur in der Festhaltung an jenem urzeitlichen Wesen hervortritt, das noch heute allen Völkern des semitischen und semitisirten Orients gemeinsam ist; wir sind aber überzeugt, und haben es in dieser Schrift nachzuweisen gesucht, daß die Juden ihre Besonderheit mehr zu ihrem eigenen und der übrigen Menschheit Schaden als zu beider Nutzen ausgebildet haben. Da aber hier auch gezeigt wird, daß diese Entwickelung vorzugsweise die Frucht einer künstlichen Schulung war, so ist hierdurch zugleich das Mittel zur Heilung geboten; denn es wird damit eine Gegenschulung eingeleitet, welche geeignet ist, die falschen Voraussetzungen zu zerstören, auf denen sich der unmenschliche Hochmuth der jüdischen Ausschließlichkeit aufgebaut hat. Wenn sich die jüdische Nation bisher mit scheinbarem Rechte rühmen durfte — freilich auch nur der christlichen Menschheit gegenüber, denn für die andere Hälfte der erdansässigen Menschen konnte dieser jüdische Anspruch nur ein Spott und eine Thorheit

sein, — daß sie „der Welt einen Gott, der Menschheit die Moral und der Christenheit ihren Religionsstifter gegeben" habe*), so hat die Geschichts- und Sprachwissenschaft, wie hier in kurzen Skizzen gezeigt wird, schon bewiesen, daß der christliche Gott, der alle ethnischen Götter als Dämonen in Nacht versinken läßt, nicht der jüdische ist, der vielmehr selbst nur als die dämonenhafte Verkörperung des jüdischen Nationalwesens erscheint; ferner daß die jüdische Gesetzgebung und Moral, soweit sie menschlich ist, sich, wie übrigens ganz selbstverständlich, als Erbe, übernommen von älteren Culturvölkern, insbesondere den Aegyptern, erwiesen hat und, soweit sie jüdisch ist, den Stempel hochmüthigster Ausschließlichkeit und engherziger Selbstgerechtigkeit an sich trägt; und daß endlich der Stifter des Christenthums, sofern er als Jude gelten soll, nur durch völlige Abkehr von seiner Nation und die gerade Umkehrung des jüdischen Wesens zum Stifter der wahren, d. i. der menschlichsten Religion geworden ist.

Damit aber die wissenschaftlichen Ansichten, auf denen sich diese Ergebnisse aufbauen, den Lesern — und bei der Mehrzahl derselben wäre dies wol zu erwarten — nicht als durchaus neu und nur dem Verfasser angehörig erscheinen, was sie keineswegs sind, so hat er für das Beste gehalten, möglichst viele Autoren aus den verschiedensten Schulen selbstredend vorzuführen, und so sieht der Leser hier gleichsam Truppen aus vieler Herren Ländern und von allen Waffengattungen unter Eine Fahne gereiht dem gleichen Ziele zumarschiren.

*) Diese oft wiederholte Behauptung findet sich z. B. wörtlich in einem „Eingesendet" der „Wiener Allgemeinen Zeitung" vom 1. November 1881, als Trumpf gegen den Freiherrn von Schmerling, der in seiner Rede bei Eröffnung der diesjährigen österreichisch-ungarischen Delegationen geäußert hatte: die Meinung, daß die Juden durch Aufsaugung des Kapitals den Ruin der Völker herbeiführen, sei nicht unberechtigt, welche Aeußerung dem greisen und um Oesterreich hochverdienten Staatsmanne die gesammte wiener Presse auf den Hals gehetzt hat.

Von Blut, Rasseneigenschaften und nationaler Begabung ist in dieser Schrift meinerseits nicht die Rede, und auch in den angeführten Aussprüchen anderer wird dieses Gebiet nur gestreift, weil ich es für Pflicht halte, solange als möglich so zu reden, als ob unter allen Umständen der Geist Macht habe über den Geist, die richtigere Vorstellung über die weniger richtige, und ein menschlicheres Wollen über ein engherziges und ausschließliches, — gleichviel, welcher Rasse der angehört, zu dem gesprochen wird. Der Betrachtende und Lehrende hat zunächst andere Pflichten als der Handelnde. Insbesondere kommt es dem Lehrenden zu, die geistigen Zustände der Menschen, auf die ja sein Wort selbst einwirken will, in hervorragendem Maße als Ergebniß von Schulungen zu betrachten, wie denn auch in diesem Buche die geistigen Zustände der Juden in der Hauptsache als eine Frucht literarischer Schulung erscheinen. Wenn nun der Verfasser in dem Glauben geschrieben hat, daß eine Darstellungsweise, welche die Rassenfrage bei Seite schiebt, auf die vorzugsweise zu Belehrenden, welche hier — umgekehrt wie in Lessing's „Nathan" — nicht die Christen, sondern die Juden sind, eine gute Wirkung ausüben könne, so ist hierbei freilich vorausgesetzt, daß unter allen Menschen ihrer Natur nach ein Wettstreit besteht, wonach Jeder Anspruch auf den Ruhm erhebt, wenn nicht menschlicher, so doch nicht weniger menschlich als der andere zu sein, und daß der gleiche Wettstreit auch zwischen den Gemeinwesen, Völkern und Nationen herrscht, wonach also für Einzelne und für Gemeinwesen die Erkenntniß von der geringeren Menschlichkeit oder gar der Unmenschlichkeit eigener Principien und Maximen schon die innere Nöthigung zum Besserwerden in sich schließt. Es ist jedenfalls gewiß, daß dem heutigen Bewußtsein derjenige als unmenschlich, des vollen Menschthums unwürdig erscheint, der für sich Vorrechte in Anspruch nimmt, ohne mit ihnen auch höhere Pflichten gegen die Menschheit zu übernehmen. Ob die

Juden die Thätigkeiten, in denen sich ihr besonderes Wesen bisjetzt geäußert hat, noch länger als Uebung höherer Pflichten ansehen dürfen, mögen sie selbst erwägen. Dieses Buch glaubt den Beweis zu liefern, daß ihre religiösen und ethischen Anschauungen und demgemäß auch ihre praktischen Maximen, wie die des verwandten Islâm, ein Ueberlebsel aus noch halb dämonisch empfindenden Urzeiten sind, denen ein Ende zu machen das Christenthum berufen war. Liegt es im göttlichen Willen, daß neben der Religion der Menschenliebe, auch wenn sie die ganze Erde erfüllt hat, noch ein urzeitlich Ethnisches als gegensätzliche Begrenzung einherhergehe, so darf dasselbe zwar auch weiterhin noch von Herrschaft träumen, doch keinerlei Herrschaft und Führung mehr üben.

Was die wissenschaftliche Seite dieser Schrift angeht, so ist hier alles beiseitegelassen, was nicht unmittelbar dem Zwecke dient, und überall nur die Bewegung der Ideen und die Geschichte ihres literarischen Ausdrucks im Auge behalten. Daß hierbei die einander bekämpfenden Potenzen und Principien in möglichster Schärfe hervortreten, was nur durch Fernhaltung alles Unwesentlichen zu erreichen ist, hält der Verfasser in Rücksicht auf Wirksamkeit und Nutzen für das Ersprießlichste. Hierbei wird zwar die große Macht literarischer Schulung, aber auch die große Stabilität menschlicher Dinge und die Langsamkeit der geistigen Bewegung in den Massen vielfach in einer Art hervortreten, die von den zeitläufigen Anschauungen über Fortschritt und Verbesserung stark abweicht, was jedoch den Vortheil hat, das Gebiet, auf welchem Fortschritte möglich sind, schärfer abzugrenzen und die Gleise, in denen er sich bewegen kann, deutlicher hervortreten zu lassen, und damit kann dem wahren Fortschritt nur gedient sein.

Das Buch war seit Jahr und Tag niedergeschrieben (einzelne Stücke desselben bereits in Zeitschriften, wie in der berliner „Gegenwart", dem Literaturblatt der wiener „Montagsrevue" und der Beilage zur augsburger „Allgemeinen Zeitung"

abgedruckt) und ist während des Druckes, in Text und Anmerkungen, nach den Ergebnissen der neuesten Forschung ergänzt worden. Möge seine Hervorhebung der ethnischen Natur des jüdischen Princips, das in blinder Verfolgung eigensüchtigster Ziele nur Katastrophen heraufbeschwören könnte, wie sie schon oft genug eingetreten sind, den Juden als christlich wohlgemeinte Warnung erscheinen und so dazu beitragen, daß es den Völkern Deutschlands und Oesterreichs leichter gemacht werde, aus der Lösung der Judenfrage mit dem Bewußtsein unverletzter Menschlichkeit hervorzugehen.

Wien, 6. November 1881.

Dr. Adolf Wahrmund.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	V
I.	Cultur und Culturvölker	1
II.	Die Anfänge der vorderasiatischen Cultur	7
III.	Japhet, Cham und Sem	10
IV.	Chamiten	14
V.	Semiten	21
VI.	Die Chaldäer	33
VII.	Die Keilinschriften	37
VIII.	Das Volk der Sumer und Akkad	50
IX.	Was ist ein Literaturkreis?	63
X.	Altbabylonische Literatur	73
XI.	Der assyrische Literaturkreis	98
XII.	Der ägyptische Literaturkreis	106
XIII.	Der jüdische Literaturkreis und die Jahvehreligion	132
XIV.	Vom Punierthum und den Ursachen, weshalb die Juden schon im Alterthum verhaßt waren	169
XV.	Die Griechen und die Befreiung des arischen Geistes in Europa	186
XVI.	Der Monotheismus der griechischen Dichter und Denker	195
XVII.	Das Christenthum	205
XVIII.	Der Talmud und die Entmenschlichung des Jahvismus	213
XIX.	Der arabische Islâm	225
XX.	Schluß	251
	Anmerkungen	263

I.

Cultur und Culturvölker.

Ueber die Erde zerstreut wohnen schwarze und braune, rothe und olivenfarbige, gelbe und weiße Menschenstämme, aber der tiefste und wichtigste Unterschied zwischen ihnen — und der wichtigste ist er, weil auf ihm die freie Entwickelung der großen natürlichen Gemeinwesen, der Völker und Nationen, beruht — liegt in der höheren Klarheit des Geistes, die von schärferer und reicherer Empfindung getragen und von liebevollerem Muthe bewegt wird; denn von Schärfe oder Tiefe und Reichthum der Empfindung hängt auch ab, mit welcher Kraft und Ausdauer der Mensch feindselige Einflüsse bekämpft; höhere Geistesklarheit erkennt die Mittel zur Abwehr leichter und verwerthet sie klüger, und ein höheres Maß von Liebe läßt die Wirkungen der Klugheit und des Muthes tiefer dringen; wie aber das Licht, das uns von der Sonne herstrahlt, der Besieger der Finsterniß und ihrer Begleiterin, der dumpfen Furcht, von den Menschen zum Sinnbilde der geistigen Freiheit erhoben worden ist, so hat diese Freiheit sich auch in den lichtfarbigen Menschen vollkommener entfaltet. Eine hohe Stufe geistiger Entwickelung, allmählich erreicht durch lichtgewinnendes Eindringen in die Beschaffenheit der natürlichen Dinge und in das Verhältniß zur Gottheit, zur Natur und zu andern Menschen, wird durch Siege über natürliche und menschliche Feinde bethätigt und ist von der Kunst begleitet, die in der Natur thätigen Kräfte

und die Stoffe, die sie uns bietet, den Zwecken des Menschen, seinem Bedürfniß nach Bequemlichkeit und Mittheilung und seinem Verlangen nach Schönheit dienstbar und fügsam zu machen, und einen solchen Zustand hat man Cultur genannt.

Zu höherer und höchster Cultur zu gelangen, haben die einzelnen Völkerstämme verschiedene Begabung, und die Anfänge wie die Knotenpunkte jener Bewegungen, welche zu Culturzuständen führen und sie weiter bilden, liegen in den genialen Gedanken und Erfindungen einzelner Männer. Genial hat man genannt, was, über früher Bekanntes hinaus, neu und unerwartet aus dem Menschengeiste hervortritt, gleichsam als ob wir es einem besondern Genius zuschreiben müßten, der zwischen dem Göttlichen und dem alltäglich Menschlichen zu Zeiten vermittelt. Nun aber haben — das zeigt die Geschichte deutlich — nicht alle Völker die Fähigkeit besessen, eine solche Cultur zu schaffen; einige erheben sich kaum über den thierischen Zustand des heerdenweisen Zusammenlebens; andere sind nie über die Anfänge einer Cultur hinausgekommen, stets in Gefahr, in den Naturzustand zurückzufallen; andere hingegen haben zwischen ihren Gesammtzuständen und denen der Natur — und, wie es so scheint, für ewige Dauer — eine solche Kluft geschaffen, daß man beide Zustände einander als scharfe Gegensätze gegenüberstellt, und diese letztern Völker betrachten sich selbst als die höchststehenden Culturvölker und werden auch von andern so angesehen.

Man hat nun zwar für die Alte Welt von einer chinesischen, indischen, ägyptischen, griechischen, christlich-germanischen und andern Culturen gesprochen, aber genauere Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang lehrt, daß alle diese Culturen auf zwei oder drei große Culturkreise zurückzuführen sind: den vorderasiatisch-europäischen und den chinesischen, wozu allenfalls noch der indische als ein besonderer treten könnte, der aber doch nach der Einen Seite mit dem vorderasiatischen in seinen Wurzeln zusammenhängt und anderseits auch als

Bindeglied zwischen den beiden ersten gelten kann. Alle Völker aber, welche an diesen Culturen mitgearbeitet haben, sind weiß gefärbt oder, wie die Chinesen, nahezu weiß. Zwar haben auch von den rothen Indianern Amerikas die Mexicaner und die Peruaner eine gewisse höhere Culturstufe erreicht, sie ist aber gleich bei der ersten Berührung mit den Europäern in die Brüche gegangen und hat seitdem keine Nachwirkungen mehr geäußert, sodaß fernerhin von ihr die Rede nicht mehr sein kann, und es müssen deshalb die weißen Völker allein als die eigentlichen Culturvölker gelten.

Die chinesische Cultur erstreckt sich über das gesammte heutige chinesische Reich mit der Mongolei und Tübet, und weiterhin noch über Hinterindien und die japanischen Inseln; die vorderasiatisch-europäische über alle Länder vom Hindukusch und Belur-Dagh an westwärts über ganz Vorderasien, das untere Nilthal, den Nordrand Afrikas und Europa sammt den von Europa aus colonisirten neuen Welttheilen; und es hat so den Anschein, als ob die gewaltigen Gebirgsmassen Centralasiens zur Scheidewand zwischen den zwei großen Culturkreisen der Erde geworden seien. Auch scheint es, als ob diese beiden Culturen, welche, wie wir sicher wissen, eine Reihe von Jahrtausenden hindurch untereinander nur geringfügige, obgleich nicht ganz unwirksame Berührungen erfuhren und erst seit wenigen Jahrhunderten von Europa aus durch Waffengewalt in engere Beziehung gebracht worden sind, trotzdem aus gemeinsamen Anfängen geflossen seien.

Die weiße Rasse, die man auch die kaukasische genannt hat, zeigt sich wieder in drei Hauptstämme gespalten: in Turanier, Arier und Semiten.

Turanier sind in neuester Zeit jene Völker genannt worden, welche von Centralasien aus, wo ihre Kernmasse jetzt noch wohnhaft ist, sich nordwärts über Sibirien, ostwärts über die Mongolei und China, nach Westen hin über die sarmatische Ebene tief nach Europa hinein, und auch südwärts in fort-

dauernden Strömen über Vorderasien bis ans Persische und das Mittelmeer verbreitet haben. Diese turanische Völkerfamilie, sonst auch die ural-altaische und ugro-tatarische genannt, umfaßt also in ihrer östlichsten Gruppe die Tunguſen und Mongolen; in ihrer westlichsten, die nach Europa übertritt, die sogenannten ugrischen Völker, zu denen auch die Finnen mit den Esthen und Liven und die Magyaren oder Ungarn gehören; und die mittlere Gruppe, gewöhnlich als türkisch-tatarische bezeichnet, zerfällt wieder in drei Hauptäste: den mehr östlichen oder tschagataischen, welcher die Uiguren in der Hohen Tatarei, die Tschagataien oder Oesbegen (Uzbeken) in Buchara und Khiwa, und die verschiedenen Turkmenen-Stämme im eigentlichen Turkestan umfaßt; dann den nördlichen oder tatarischen, zu welchem die Kirgisen, Baschkiren, Nogaier, Karakalpaken, Metscherjaken u. a. gehören; und drittens den westlichen oder türkischen, zu welchem die verschiedenen Turk-Stämme zählen, die über Persien, Anatolien und Theile der Balkanhalbinsel zerstreut sind.

Arier oder Indogermanen sind jene unter sich näher verwandten Völker genannt worden, welche sich vom obern Oxusgebiete aus zum kleinern Theile, als Hindus, ostwärts über Vorderindien, in ihrer Hauptmasse aber westlich wandernd, als Iranier oder Perser, Armenier, Phrygier, Thraker, Hellenen, Italiker, Kelten, Germanen und Slawen über Vorderasien und Europa verbreitet haben.

Die Bezeichnung Semiten hat man jenen Völkern beigelegt, welche das Gebiet zwischen dem Tigris und der Sahara unter den Namen der Babylonier, Assyrer, Aramäer, Kanaaniter, Juden, Araber, Aethiopier vor alters bewohnt haben oder noch bewohnen, und mit denen auch die sogenannten Chamiten, d. i. die Phöniker und die alten Aegypter, und weiterhin die libyschen Bewohner Nordafrikas in näherer Verwandtschaft standen. Ueber all diese Verhältnisse hat die neuere Wissenschaft der Sprachvergleichung Klarheit verbreitet.

Von den drei jetzt deutlich geschiedenen Hauptmassen der weißen Rasse: den Turaniern, Ariern und Semiten, zeigen sich die Turanier, welche im Verhältniß zu den beiden andern als älter und ursprünglicher erscheinen, in sich selbst weniger gleichartig als diese, und wenigstens ein Theil von ihnen muß als stark gemischt mit der gelben Rasse angesehen werden, sodaß die östlichen Turanier und die Chinesen einander nahe stehen. Doch sei dem wie ihm wolle, durch den ganzen Verlauf der bekannten Geschichte sah man, und noch heute sehen wir, wie aus dem turanischen Gebiet in Nord- und Centralasien immer neue Massen sich über den Oxus südwestwärts und über die sarmatische Ebene nach Westen in die heute arischen und semitischen Gebiete vorschieben. Aber es ist ebenso zweifellos, daß auch die Bewegung der arischen und semitischen Massen von den rein turanischen Grenzen nördlich vom Oxus und später von den östlichen Tigrisländern ausgeht, die noch heute als turanisch-arisch-semitisches Mischgebiet erscheinen. Wir müssen es deshalb für das wahrscheinlichst Richtige halten, wenn die turanische Völkermasse, die im ganzen noch heute nomadisch ist, als die älteste und tiefste Schicht angesehen wird, aus welcher die meisten Culturvölker der Erde hervorgetreten sind, und wir stimmen deshalb Lepsius bei, wenn er sagt[1]: „Ich setze die Richtigkeit meiner stets festgehaltenen, jetzt auch von ausgezeichneten andern Forschern getheilten Auffassung voraus, obgleich sie von den meisten Linguisten noch verworfen wird, daß die drei Sprachstämme (der chamitische, semitische und indogermanische) allen übrigen der Erde gegenüber in einem ursprünglichen nähern Verwandtschaftsverhältniß stehen und einst aus den vorgeschichtlichen, sogenannten turanischen Schichten des menschlichen Geschlechts als ein neuer einheitlicher, aber dreigetheilter Völkerquell hervortraten.“ Das stimmt auch zu der Thatsache, daß die Semiten zwischen Mittelmeer und Tigris das Paradies, als ihre eigene und der ganzen Menschheit Wiege, nach Osten, die

Iranier östlich vom Tigris aber es nach Norden verlegten, was beides auf den Belur-Dagh und die Hochebene von Pamir hinweist[2], und stimmt auch zur Ueberlieferung der Alten, daß die Skythen (Turanier) die ältesten der Menschen seien und vor dem Aufkommen der vorderasiatischen Culturvölker durch anderthalb Jahrtausende ganz Asien in ihrer Gewalt gehabt hätten, weshalb auch diese Periode geradezu als das Skythen-Zeitalter (Σκυθισμός) bezeichnet wurde.[3]

Wenn Lepsius weiter sagt: diese drei Völker allein hätten die Kraft besessen, „eine Menschengeschichte zu schaffen und ihre fortschreitende Entwickelung seitdem bis jetzt und wahrscheinlich für alle Zukunft an sich zu fesseln", und wenn er fortfährt: „Alles, was vor und neben dieser neuen Völkerquelle von andern Stämmen und Rassen lag und noch liegt, gehört zu dem vorgeschichtlichen Völkerhumus, der, ohne eigenes Licht und Wärme, nur von diesen allein geschichtlichen Völkern bestrahlt, erwärmt und verwendet wird", so ist hier doch der chinesischen Cultur ein zu geringer Werth beigelegt. China und Japan entlehnen zwar vom Licht unserer Cultur, aber sie besitzen auch eigenes Licht, und nach unserer Wärme, womit nur die religiöse Lebensauffassung gemeint sein kann, begehren sie vorläufig nicht[4], — ein Beweis, daß die eigene ihnen noch lange genügen wird, und an eine Verwendung ihrer Kraft nach Zwecken unserer Cultur und durch uns kann heute nicht gedacht werden. Wir müssen der chinesischen Cultur einen hohen Werth beilegen, wenn wir ihn auch weit geringer anschlagen als den der unserigen, und wir sind der Ansicht, daß die Begründer dieser Cultur ebenfalls aus der turanischen Schicht hervorgetreten sind, gleichviel ob früher oder später als der „dreigetheilte Strom" der Arier, Chamiten und Semiten. Wir müssen aber, wie es der besondere Zweck dieses Buches verlangt, den chinesischen Culturkreis hier beiseitelassen und unsere Aufmerksamkeit dem vorderasiatischen zuwenden.

II.

Die Anfänge der vorderasiatischen Cultur.

Betreten wir nun den Schauplatz, auf welchem sich, wie es den Anschein hat, aus der Arbeit chamitischer, semitischer und (arischer oder) japhetitischer Völker die vorderasiatische Cultur entwickelte, so muß sich sofort unser Blick in weiter entlegene Zeiträume vertiefen, denn auf dem ganzen Gebiete vom Nilthal und dem Archipel bis Indien hin treten uns überall Denkmale noch viel älterer geordneter Zustände entgegen, geschaffen durch die Thätigkeit einer dunkelgefärbten Rasse, der kuschitischen oder besser der urkuschitischen, — denn der Name Kusch kommt auch, im engern Sinne, als Bezeichnung gewisser chamitischer Stämme vor, von denen wir annehmen müssen, daß sie mit diesen Urkuschiten in nähere Berührung und Verwandtschaft getreten sind als die übrigen Chamiten. Die Farbe der kuschitischen Rasse ist zwischen Schwarz und Hellbraun abgestuft, die Lippen sind dick und wulstig, die Nase aber fein und gerade, das Haar oft gekraust, aber nie wollig wie das der Neger, der Wuchs nicht hoch, aber schlank und wohlgeformt. So erscheinen sie auf den Denkmälern von Ninive. Ihre Wanderzüge erstreckten sich über das ganze Gebiet zwischen den Küsten von Malabar und dem Industhal bis zur Libyschen Wüste und dem Archipel; „so breitete sich Kusch, vielleicht die wichtigste Urrasse, deren Erinnerung die

Menschheit bewahrt hat, aus vom Ganges bis zum Nil, vom Griechischen bis zum Indischen Meer“[1], und noch heute finden sich urkuschitische Völkerreste am Persischen Meerbusen (Lemluns)[2], im Innern der Arabischen Halbinsel und in Abessinien[3], wie denn die schwarze Hautfarbe und die griechische Bezeichnung als Aethiopen auf eine afrikanische (äquatoriale) Urheimat deutlich genug hinweisen.[4]

Zwischen Urkuschiten und den spätern chamitischen Kuschiten der Bibel zu unterscheiden, zwingt unsers Bedünkens schon die bei jenen vorkommende schwarze Hautfarbe allein, da die letztern nach den sprachlichen und bildlichen Denkmälern rothbraun gefärbt sind; und wenn einige Züge der Ueberlieferung die Urheimat der Kuschiten ebenfalls an den Oxus in das turanische Wiegenland verlegen[5], so kann sich das entweder auf die chamitischen Kuschiten allein beziehen, oder es weist darauf hin, daß selbst schon unter den Urkuschiten, was wir so nennen, von Norden her eingedrungene Bestandtheile in politischer und cultureller Hinsicht Einfluß übten, welchen Zustand wir ja noch in geschichtlicher Zeit, um 2000 v. Chr., in Elam (Susiana) und Chaldäa, ja selbst heute noch in dem ganzen von Türken beherrschten Vorderasien wirklich vor Augen sehen. Durch diese letztere Auffassung erklärt sich auch die Thatsache, daß mit dem Namen Kuschiten, wie mit dem entsprechenden der griechischen Aethiopen, überhaupt auch Neger verstanden wurden, und sie gewährt zudem den Vortheil eines noch weitern Ausblicks in die Urgeschichte, wonach schon die erste unserm Blicke erreichbare Cultur, die urkuschitische, sich aus denselben Elementen zusammensetzte, aus welchen wir die nachfolgende entstehen sehen: — einem dunkeln, ja selbst schwarzhäutigen Bestandtheile nämlich, der sich von Nordostafrika und Arabien nordöstlich, und einem hell- oder weißhäutigen, ursprünglich rein turanischen, später nach Einer Seite hin in Japhetiten, Chamiten und Semiten gespalten, der sich aus Centralasien in südöstlicher Richtung bewegt und mit jenem

durchdringt, — und das entspricht auch wieder dem allgemeinen Gesetze, wonach festere Culturformen zunächst in solchen Gebieten entstehen, wo Fremdes aufeinanderstößt und sich friedlich zu vertragen gezwungen wird, um von hier aus weiter auszustrahlen. Nur muß in jenen urkuschitischen Culturländern die dunkelgefärbte Rasse der Zahl nach bei weitem vorgeherrscht haben, während die spätern Einwanderungen von Nordosten her das Verhältniß allmählich zu Gunsten der weißen Rasse veränderten, und von diesen haben dann die am weitesten nach West und Südwest vorgedrungenen, welche man Chamiten genannt hat, eine innigere Verbindung mit dem urkuschitischen Wesen eingehen müssen als ihre weiter östlich zurückgebliebenen semitischen Verwandten, weshalb auch ein Theil von ihnen später noch den Namen Kuschiten führt.

III.

Japhet, Cham und Sem.

Wir treten nun in die hellere Geschichte über und versetzen uns zunächst in das besondere Gebiet des chamitisch-semitischen Culturkreises in Nordostafrika und den anstoßenden Ländern Südwestasiens. Diese Cultur, welche die Aegypter, Phöniker, Israeliten, Babylonier und Assyrier umfaßte, hat durch das Eindringen des Hellenismus nach Alexander dem Großen den ersten gewaltigen Stoß erlitten und ist erst in den Anfängen des Christenthums erloschen, — doch lebt Eins ihrer Glieder, das sich zu einem Ausläufer verwachsen hat, im Judenthum heute noch fort.

Diese Cultur nun hat sich auch in einer reichen Literatur gespiegelt, und ein erhaltenes Bruchstück dieser Literatur, die bekannte Völkertafel im 10. Kapitel des 1. Buches Mosis, gibt uns Aufklärung darüber, wie Unterrichtete innerhalb des semitischen Literaturkreises etwa um 1000 v. Chr. das Verwandtschaftsverhältniß zwischen den Völkern, welche in ihrem Gesichtskreise lagen, aufgefaßt haben. Diese Tafel, für uns von außerordentlichem Werth, lautet, soweit wir sie hier in Betracht ziehen müssen, also:

„Und das sind die Nachkommen der Söhne Noah's: Sem, Cham und Japhet, und es wurden ihnen geboren Söhne nach der Flut .... Und die Söhne Cham's: Kusch und Mizraim

und Put und Kenaan .... Und dem Sem, auch ihm wurde geboren, dem Vater aller Söhne Eber's, dem Bruder Japhet's, des ältesten. Die Söhne Sem's: Elam und Assur und Arpachschad und Lud und Aram u. s. w."

Unter den Söhnen Japhet's sind die heute sogenannten Arier oder Indogermanen verstanden, also für damals: Inder, Perser, Armenier, Griechen u. s. w., denen sich in spätern Zügen von Asien aus die Kelten, Germanen und Slawen anschließen. Die Wanderungen dieser Arier gehen in der Richtung von Ost nach West. Faßt man nun das um den Ararat gruppirte armenische Hochland als einen hemmenden Knotenpunkt auf dieser Wanderlinie ins Auge, so begreift sich leicht, wie von demselben eine Scheidung ausgeht: — die gerade westliche Fortsetzung des großen Hauptzuges nämlich, welche nur denen leicht möglich war, die das armenische Hochland selbst wenigstens vorübergehend in Besitz hatten, führte die spätern Phryger, Thraker und Hellenen über die kleinasiatische Brücke nach der Balkanhalbinsel; ein zweiter Zug wurde von Nordost gegen Süd und Südwest in die fruchtbaren Ebenen des Euphrat- und Tigrislandes abgelenkt und konnte weiterhin gegen Syrien, Palästina und Arabien, über die Sinaihalbinsel in das Nilthal und über die Straße von Bab-el-Mandeb nach Aethiopien gedrängt werden. Das ist im ganzen das Nächstliegende, und dieser Wahrscheinlichkeit entsprechen auch die bekannten Thatsachen. So fassen wir die Sachlage in Uebereinstimmung mit einigen der neuesten Forscher auf, und danach erscheinen die drei Völkerfamilien der Japhetiten, Chamiten und Semiten, wie ja auch die Völkertafel der Genesis einfach voraussetzt, als zu Einer Rasse, nämlich der weißen, gehörig.

Chamiten und Semiten sind ihrem Hauptkerne nach Blutsverwandte der Arier, welche die südwestliche Wanderlinie eingeschlagen und in ihren neuen Wohnsitzen theils durch Einfluß des Klimas und der Lebensweise, theils durch Vermischung

mit urkuschitischen Stämmen die Hautfärbung in geringem Maße verdunkelt und ihre Sprache verändert haben, und zwar stellen die Chamiten die am weitesten nach Westen vorgedrungene, die Semiten die weiter östlich zurückgebliebene große Wanderschicht dar. Die Chamiten in bestimmter Weise als die ersten Auswanderer zu bezeichnen, geht nicht wohl an, da es jedenfalls als möglich zu erachten ist, daß die semitischen Bewohner Nordarabiens, welche zu allen Zeiten als der Urkern des Semitenthums erschienen sind, schon vor den Anfängen des chamitischen Volksthums ihre arabischen Wohnsitze innehatten, wie denn auch ihre nomadische Lebensweise, die sie ja heute noch bewahren, an die Urzustände der Menschheit anschließt, und die zu allen historischen Zeiten so häufig wiederholten Volksausbrüche aus den arabischen Wüsten legen die Möglichkeit nahe, daß auch die Chamiten wenigstens zum Theile nur Ausflüsse des arabischen Semitenthums sind, wie ja die von Chamiten bewohnten Länder auch noch in historischen Zeiten wiederholt von Arabien aus überflutet worden sind, und deshalb müssen wir es vorziehen, die Chamiten im ganzen nur als die westlichste, nicht auch als die erste Auswanderschicht zu bezeichnen.

Aber auch nachdem die sogenannten chamitischen Volksthümlichkeiten, mögen sie nun aus arabischem oder vorarabischem Ursprung abzuleiten sein, sich eigenartig entwickelt und gefestigt hatten, sind ihnen Semiten west- und südwestwärts nachgedrängt und haben sich mit diesen ihren Vorläufern vermischt, und anderseits sind auch Chamiten zum Theil wieder aus ihren südlichsten Wohnsitzen in Südarabien und Aethiopien in nordöstlicher Richtung zurückgewandert und haben sich so mit den nachgerückten Semiten wieder durchdrungen, sodaß es auch chamitisch-semitische Mischvölker gibt, wie denn z. B. die Scheba und Havila in der Genesis sowol unter den Kuschiten wie Semiten aufgezählt werden.[1] Demnach unterscheiden wir: Chamiten, Semiten und Chamito-Semiten.

Indem wir hier nochmals die ursprüngliche Blutsverwandtschaft dieser Völker mit den Ariern oder Indogermanen, den Japhetiten der Bibel, hervorheben, stützen wir diese Meinung, die übrigens bereits von Vielen getheilt wird: 1) auf die Gemeinsamkeit der Hautfarbe, wonach die Arier und die Chamito-Semiten mit den Turaniern zur weißen Rasse gehören; 2) auf die höhere Culturfähigkeit der Arier und Chamito-Semiten und, was noch viel wichtiger, auf die gemeinsame und ununterbrochene (continuirliche) Betheiligung derselben an der sogenannten vorderasiatisch-europäischen Cultur, welche die höchste auf der Erde ist und ein in sich zusammenhängendes Ganzes darstellt; 3) auf die bereits von zahlreichen Gelehrten erkannte oder angenommene ursprüngliche Verwandtschaft der sogenannten semitischen mit den indogermanischen Sprachen[2]; 4) auf das etwa drei Jahrtausende alte Zeugniß der Völkertafel im 1. Buche Mosis, welche diese Blutsverwandtschaft voraussetzt und durch Zurückführung auf einen gemeinsamen Stammvater verbildlicht.

Einen sichern Maßstab für die Zeiträume zu gewinnen, innerhalb deren jene Trennung des Einheitlichen, dann die Entwickelung des Gesonderten zu scharf unterschiedenen Volksthümlichkeiten, die theilweise Wiedervereinigung des Getrennten und die Durchdringung mit Fremdem oder Entfremdetem bis zur Ausbildung gemeinsamer Culturkreise erfolgt sind, wird uns kaum je gelingen, es muß aber wol an Hunderttausende von Jahren gedacht werden.

Wir begleiten nun zunächst die Wanderungen der chamitischen Völker.

IV.

Chamiten.

Die Söhne Cham's nach der Völkertafel sind Kusch, Mizraim, Put und Kenaan. Wir beginnen hier, weil die höhere Cultur Aegyptens wol auch als Beweis früherer Einwanderung gelten darf, mit:

1. Mizraim.

Daß in der Völkertafel mit diesem Namen (Dualform) Ober- und Unterägypten als ein Ganzes, und mit dem Namen Mizrîm dessen Bewohner gemeint sind, ist zweifellos. Irrthümlich geschah es, daß man eine Zeit lang die Aegypter allein als die Chamiten bezeichnete. Die Sprache dieser eingewanderten Aegypter hat der neuern Forschung ihre Verwandtschaft mit den sogenannten semitischen Sprachen, als mit Phönikisch, Hebräisch, Aethiopisch u. s. w. bereits unzweideutig enthüllt. Zwar sind die ägyptischen Wurzeln meist noch einsilbig wie die arischen, was wiederum die frühe Absonderung der Aegypter beweist, während die semitischen schon zweisilbig geworden sind, aber auch das Aegyptische hat bereits angefangen, die einsilbigen zu zweisilbigen weiter zu bilden, und Wurzeln und Wortstämme wie Formen sind den sogenannten semitischen verwandt. Anderseits zeigen sich auch die

sogenannten libyschen Sprachen Nordafrikas mit Aegyptisch und Aethiopisch, also auch mit Semitisch verwandt, wonach die Libyer als vor den Aegyptern oder gleichzeitig mit ihnen in Afrika eingewanderte chamitische Blutsverwandte erscheinen.[1]

2. Kusch.

Unter den Kuschiten der Völkertafel verstehen wir, im Unterschiede von den Urkuschiten (S. 7. 8), diejenige chamitische Schicht, welche, gleichzeitig oder bald nach den Aegyptern ihre Bewegung beginnend, sich von den Ländern am Persischen Meerbusen aus über das südliche Arabien verbreitet hat, zum Theil nach Abessinien und dessen afrikanischen Nachbarländern vorgedrungen, und später theilweise von diesen südwestlichen Sitzen wieder nach dem Persischen Meerbusen und Babylonien und, als die sogenannten Phöniker, selbst bis ans Mittelmeer zurückgewandert ist. Daß gerade diese Chamiten vorzugsweise mit dem älteren Namen der Kuschiten bezeichnet wurden, erklärt sich einfach daraus, daß die von ihnen eingenommenen Länder das eigentliche Gebiet der Urkuschiten gewesen waren, weshalb sie sich gewiß auch stark mit urkuschitischem Blute durchdrungen hatten.[2]

Wenn die Aegypter ihre südlichen Nachbarn mit dem Namen Kusch oder Kisch bezeichnen[3], die Keilinschriften des Darius unter den Bewohnern Mesopotamiens die Kuschiya[4] aufzählen, und die Griechen von den Kossäern oder Kissiern Susianas und der persischen Küstenländer reden, so ist wol sicher, daß in all diesen Völkern urkuschitisches Blut floß; ob und in welchem Grade dies Blut aber in einem oder andern derselben schon chamitisirt war, läßt sich nicht mehr bestimmen. Die Griechen gaben diesen Völkern den Namen Aethiopen, sie in asiatische und afrikanische unterscheidend, und weil dieser Name auch für Negervölker galt, so hat der Sprachgebrauch irrthümlich unter Kuschiten zuweilen die Neger im allgemeinen

verstanden. Gewiß haben sich die chamitischen Kuschiten in Abessinien und Nubien auch mit Negerstämmen vermischt, und diese Mischung hat sich theilweise auch wieder auf Südarabien übertragen.[5] Für uns aber bedeuten die Kuschiten hier jenes chamitische Culturvolk, welches zu einer gewissen Zeit Babylonien, die angrenzenden Küstenländer des Persischen Meerbusens bis nach Indien hin, die Südhälfte der Arabischen Halbinsel und Abessinien mit seinen Nachbarländern erfüllte. Lepsius sagt[6]: „Es ist zu vermuthen, daß die Kuschiten etwa parallel mit den Aegyptern und Libyern ihre asiatischen Urſitze verließen und sich nach dem südlichen Arabien bewegten, wo sie namentlich die Küstenländer besetzten, auch wol schon von hier aus nach Afrika überströmten und es an seiner ganzen Ostküste den Negerstämmen abgewannen. In einer zweiten Periode wurden sie hier das erste Schiffer- und Handelsvolk der ältesten Welt, beherrschten mit ihren Schiffen die Küsten des ganzen Erythräischen Meeres bis an den Persischen Meerbusen und wol auch die indische Küste bis nach Ceylon hinab und vermittelten durch ihren Handel und ihre zahlreichen Niederlassungen in den verschiedensten, für ihre Zwecke wohlgelegenen Ländern nicht nur die Producte der Südwelt mit dem Norden, sondern auch die Bildungselemente an Technik, Kunst und Wissen, die sie in den von ihnen besuchten Ländern kennen lernten (oder, setzen wir hinzu, selbst erfanden). Sie waren mit Einem Wort die Phönizier jener ersten Zeiten, und mehr noch: sie waren die Vorväter selbst der uns bekannten Phönizier.“ Davon reden wir im folgenden Abschnitt über die kuschitischen Put, deren Land bei den Aegyptern Punt heißt, während sie selbst Puna (Punier) genannt werden. In einem engeren Sinne genommen bezeichnet für die Aegypter das Wort Kusch, Kisch das nördlich der Put zwischen diesen und Aegypten gelegene Land, (Lepsius:) „wie noch heutzutage andere verwandte, im weiteren Sinne kuschitische Völker, die Galla, Dankali, Somali, südlich an die

Bega (Bedscha) grenzen. Die Aegypter kannten also für die in der Völkertafel unter dem gemeinsamen Namen Kusch zusammengefaßten Völker zwei Gesammtnamen: Kisch, Kusch für die näher gelegenen Völker am Obern Nil und bis zum Meere, und Puna für die südlichen Völker zu beiden Seiten des (Arabischen) Meerbusens, welche an der afrikanischen mit Negerstämmen, an der asiatischen mit semitischen Stämmen untermischt waren". Bei Lepsius[7] erscheinen daher als noch heute lebendige kuschitische Sprachen in Afrika: das Bega, Soho, Falascha, Agau, Galla, Dankali und Somali, welches letztere auch auf die arabische Südküste hinüberreicht.

3. Put.

Nach dem Vorgange der alten griechischen und lateinischen Bibelübersetzungen (Septuaginta und Vulgata)[8] und des jüdischen Geschichtschreibers Josephus[9] hatte man unter Put früher die Libyer verstanden, von denen wir oben (S. 15) gehört haben, daß sie ebenfalls als Chamiten betrachtet werden müssen; die Aegyptologie hat dann aber das Wort in dem ägyptischen Punt wiedererkannt, dem Lande der kuschitischen Puna, denen wir eben, nach Lepsius, ihre Stellung angewiesen haben. Sie sind demnach nur ein chamito-kuschitischer Stamm, aber derjenige, welcher um seiner höhern Bedeutung willen sowol von den Aegyptern eine besondere Beachtung erfuhr, als auch später durch Colonien in der chamito-semitischen Welt eine hervorragende Rolle gespielt hat. Lepsius sagt von ihnen[10]: „Sie waren vorzugsweise rothe Menschen, von denen das Erythräische Meer erst seinen Namen hatte. Roth waren sie, d. h. rothbraun an Farbe, wie die Südsonne die weißen Abkömmlinge des Nordens zu färben pflegt, und wie die Aegypter auf den (ägyptischen) Monumenten abgebildet werden, im Gegensatze zu den afrikanischen schwarzen und dunkelbraunen Negern einerseits, und zu den

bleichen Nordländern anderseits.“ Sie hatten aber auch Negerstämme mindestens in ihr staatliches Gemeinwesen aufgenommen.[11] „Auf dem Grabe des Rechmâra besteht der Zug von Punas, welcher die Geschenke (besonders Weihrauch) nach Aegypten bringt, zur Hälfte aus braunen und schwarzen, zur andern Hälfte aus rothen, von den Aegyptern kaum zu unterscheidenden Leuten. Daraus geht hervor, daß die Puna zum Theil wenigstens sicher in Afrika, zu dem ja auch die Weihrauchküste selbst gehörte, wohnten und hier Negerstämme unter sich aufgenommen hatten. Ein anderer Theil desselben Volkes wohnte aber ebenso sicher damals noch in Arabien. Hier war ihre frühere Heimat, und die enge Verbindung, die wir in den ägyptischen Inschriften zwischen Arabien und dem Lande Punt finden, ist nur dadurch zu erklären, daß man ein und dasselbe Volk der Puna auf beiden Seiten des Meeres fand, während das Punt-Land im engern Sinne den Aegyptern als ein afrikanisches Land bekannt war, welches (wie oben S. 16 erwähnt) nördlich an das Land Kusch (im engern Sinne genommen) grenzte.“

Diese als Handelsleute und Seefahrer überaus thätigen Puna sind es nun insbesondere, welche wieder Colonien und selbst Eroberungszüge in die alten Mutterländer in Vorderasien zurückführten, und wir müssen uns Lepsius wieder anschließen, wenn er den Namen der Phöniker (φοίνικες), welche zuerst im nördlichen Theile des Persischen Meerbusens und dann im palästinischen Phönikien auftreten, von dem Namen Puna hergenommen glaubt[12], „mit dem er in seiner lateinischen Form Poeni, Punici fast noch identisch ist“.

Es ist allbekannt, daß die Phöniker am Libanon vom Persischen Golf herübergekommen waren. Für diese rothen (φοῖνιξ roth) chamitisch-kuschitischen Colonisten in Palästina hatten die Aegypter den besondern Namen Kefa, für ihr Land den Namen Keft. Denselben Namen kennen die Griechen, denn Κηφίς, Κηφηνία heißt bei ihnen Aethiopien, d. i.

das Land Kuſch im engern Sinn, und die Aethiopier ſelbſt Κηφῆνες. Nach einer Sage bei Herodot herrſchte König Kepheus, Bruder des Aegyptus, in Joppe (Jaffa) an der paläſtiniſchen Küſte. Lepſius ſagt[13]: „Offenbar weiſen die Mythen und Genealogien auf die alte Tradition hin, daß die Phönizier ihrer Abſtammung nach eben ſelbſt als Aethiopier, Kuſchiten, Puna vom Erythräiſchen (hier Perſiſchen) an das Mittelmeer gelangt waren und hier den Namen Kefa, Kephener u. ſ. w. erhalten hatten, während ſie von andern noch mit ihrem heimatlichen Namen Puna, Phönizier genannt wurden."

Dieſelben kepheniſchen (äthiopiſchen) Kuſchiten finden wir aber auch als Eindringlinge an den Euphrat- und Tigrismündungen und in Babylonien wieder, denn von hier aus waren ja auch die Phöniker nach dem Mittelmeere gewandert, und die Sage verknüpft eben deshalb die Colonien am Libanon mit den äthiopiſchen Kephenen in Babylon. Und hieher gehört denn auch der Kuſchite Nimrod, der Gründer Babylons, von dem es im 1 Moſ. 10, 8–12 heißt: „Kuſch zeugte den Nimrod . . .; der Anfang ſeines Reichs war Babel, Erech, Akkad und Chalne im Lande Sinear. Und von dieſem Lande ging er hinaus nach Aſſur, baute Niniveh und Rehoboth-Ir u. ſ. w." Maſpero drückt ſich hierüber ſo aus[14]: „Drei kuſchitiſche Hauptvölker ſetzten ſich im Bereiche des Perſiſchen Meerbuſens feſt: das erſte, welches von den claſſiſchen Schriftſtellern Koſſäer oder Kiſſier genannt wird (vgl. S. 15), ließ ſich in der bergigen Gegend, die ſich öſtlich vom Tigris hinzieht (in Elam-Suſiana) nieder. Das zweite ordnete ſich längs dem untern Tigris und Euphrat hin ein und bildete dort ſpäter das vorwiegende Element der ſogenannten chaldäiſchen Bevölkerung (Kuſchiten unter Nimrod). Das dritte nahm an den nördlichen Ufern des Perſiſchen Meerbuſens ſeinen Wohnſitz und verließ dieſe ſpäter, um ſich an den Ufern des Mittelmeers einzurichten (Phöniker)."

4. Kenaan.

Der Name Kenaan (K'ná'an) bedeutet das Niederland der syrischen, insbesondere der phönikisch-paläſtinischen Küſte im Gegensatze gegen das innere syrische Hochland (Aram). Die Phöniker selbst bezeichneten ihr Land mit diesem Namen, — so auch auf ihren Münzen, — und noch zu Auguſtin's Zeiten nannten sich die punischen Bauern im Gebiete von Karthago Kanaaniter (Chanani[15]). Wir wissen bereits, daß die Phöniker vom Persischen Meerbuſen her eingewanderte Kuſchiten, also Chamiten sind, demnach also urſprünglich auch eine chamitische Sprache redeten. Die erhaltenen Sprachdenkmäler erweisen aber das sogenannte Phönikische als im weſentlichen mit dem Hebräischen übereinſtimmend[16], d. h. als eine ſemitiſche Sprache, woraus hervorgeht, daß die Phöniker am Mittelmeere zu einer Zeit erschienen, als diese Gegenden schon semitisirt waren, und daß sie ihr Chamitisch mit dem dort bereits herrschenden niederländischen Semitisch der weit zahlreichern Ein- und Umwohner allmählich vertauschten. Als später die ein hochländisches (aramäisches) Semitisch redenden Israeliten über den Jordan herüberkamen, bewirkte der Zwang der Umstände ebenfalls, daß sie den im Lande herrschenden niederländischen Dialekt annahmen, woraus sich die Gleichartigkeit des sogenannten Hebräischen mit dem Phönikischen auf sehr einfache und zugleich mit den Angaben der Völkertafel übereinſtimmende Weiſe erklärt, — welche Tafel über die hervorragende Bedeutung der chamitischen Phöniker den Semitismus der ältern Kanaaniter vergißt und beide zu Chamiten macht.[17]

V.

Semiten.

Unter den Semiten verstehen wir die mit den Japhetiten weiter, mit den Chamiten näher verwandten, wie die letztern von jenseit des Tigris in Syrien, Arabien und selbst Aethiopien eingedrungenen Stämme, welche weniger als die Chamiten mit urkuschitischem Wesen in Verbindung traten und im allgemeinen mehr die östlichen und mittlern als die westlichen und südwestlichen Theile des chamito-semitischen Gebietes bewohnten. Die Thatsachen nöthigen uns, diese Völker in zwei große Gruppen zu scheiden, — in Nordsemiten und Südsemiten. Die Nordsemiten bewohnen Mesopotamien und Syrien, und ihr Ausstrahlungspunkt ist Babylon; die Südsemiten wohnen in Arabien, und der centrale Kern für sie liegt im Innern der Nordhälfte der arabischen Halbinsel, da der südliche Theil vielfach zur See einerseits mit Aethiopien, anderseits mit Babylonien und dem dortigen Wesen in Berührung gekommen ist, während die Nordaraber, die eigentlichen Wüstenbewohner oder Beduinen, von jedem fremden Einflusse unberührt blieben.

Die religiösen Anschauungen beider Gruppen sind streng geschieden. Die Nordsemiten: Babylonier, Assyrer, Aramäer, Kanaaniter mit den Phönikern und Israeliten besitzen eine gemeinsame Mythologie und Sage, und der Dienst des Baal

und der Aſtarte, des Moloch, der Anat und ähnlicher Götter iſt ihnen gemeinſam. Die Araber wiſſen von den Schöpfungs- und Flutlegenden, den Heroen- und Patriarchenſagen, welche allen Nordſemiten gleich geläufig ſind, nichts, — ihr ärmliches Pantheon umſchließt ganz andere göttliche Weſen, und nur die Südaraber haben ſich die babyloniſche Iſtar, als Athtar, und den Mondgott Sin zur See herübergeholt. Und wie die Religion, ſo zeigt auch die Sprache beider Gruppen durchgreifende Unterſchiede.

Die Vergleichung der beiden Sprachcharaktere erweiſt aber den ſüdſemitiſchen oder arabiſchen als den urſprünglichern, und es kann, ſagt Schrader[1], „darüber, daß irgendwie im Arabismus der dem Urſemitiſchen am nächſten ſtehende Typus des Semitismus zu ſuchen ſei, kaum ein Zweifel ſein", und „ſo ſcheint es, rein vom linguiſtiſchen Standpunkte aus, in der That kaum möglich, ſich dem Schluſſe zu entziehen, daß eben Arabien, insbeſondere das nördliche und mittlere (innere) Arabien, der Urſitz des Semitismus war, — daß von hier aus ſtrahlenförmig nach Norden, Oſten, Süden, Weſten derſelbe ſich verzweigte, um, losgelöſt von ſeinem Urſitze und Mutterlande, an den verſchiedenen Orten eine ſelbſtändige Entwickelung einzugehen, wie nicht minder aber auch, nach dieſer Ausſcheidung, am Mittelorte ſelber in eigenthümlicher Weiſe ſich weiter zu entwickeln", — und es iſt dabei nicht zu verkennen, „daß auch der Arabismus, wie er uns vorliegt, bereits das Reſultat einer langen und mannichfachen Entwickelung iſt". In der That ſtellt der reine Arabismus oder das Beduinenthum ſchon in der erreichbar früheſten Zeit eine aufs ſchärfſte ausgeprägte Volksthümlichkeit dar, an deren nationalem Beſtand und Lebensgewohnheiten die ſeitdem wieder verfloſſenen vier bis fünf Jahrtauſende faſt nichts verändert haben. Abgeſehen von der in den letzten Jahrhunderten eingetretenen neuartigen Bewaffnung und gewiſſen Untugenden, wie das Rauchen und Kaffeetrinken, iſt der heutige Beduine

noch eben das, was er zur Zeit Abraham's und schon Jahrtausende vorher war, und selbst die Neuerungen des arabischen Nationalpropheten Muhammed haben den eigentlichen Wüstenbewohner fast ganz unberührt gelassen.[2] Auch ist anerkannt, daß im Arabismus sich der reinste Typus des semitischen Wesens in seinen Licht- und Schattenseiten darstellt, selbst ganz abgesehen davon, daß er den menschlichen Urzuständen näher und von jeder fremden Cultur unberührt geblieben ist.

Aus diesen Thatsachen geht aber hervor, daß der Arabismus, wie er um 2000 v. Chr. erscheint, bereits als Niederschlag einer vieltausendjährigen Entwickelung zu betrachten ist, deren Anfänge z. B. lange vor die der ägyptischen Cultur zu setzen wären, selbst wenn für diese das sechste Jahrtausend v. Chr. angenommen würde, und aus diesem Grunde haben wir oben (S. 12) den Vorbehalt gemacht, daß die anfängliche Verdichtung des semitischen Urkerns in Nordarabien möglicherweise noch vor die Bildung der ersten chamitischen Volksthümlichkeiten zu setzen ist, wonach die Bezeichnung der Chamiten als der *ersten* Auswandererschicht allzu kühn wäre. Es läßt sich übrigens aus dem nicht zu bezweifelnden Umstande, daß kein Volk, welches durch längere Zeit an der seßhaften Cultur theilgenommen hat, in die Wüste wandert, um dort ein Nomadenleben zu führen, was doch hier soviel hieße, als das Nomadenleben erst *anfangen*, — aus dieser zweifellosen Thatsache, sagen wir, läßt sich der ganz sichere Schluß ziehen, daß das Nomadenleben überall, wo es noch in großen Massen auftritt, sich unmittelbar an die Urzustände der Menschheit anschließt, demnach als eine Fortsetzung derselben zu betrachten ist, nicht aber als eine Rückbildung aus dazwischenliegenden Culturzuständen[3], und das gilt vor allem von den beiden Hauptmassen, welche noch heute in jener den ursprünglichsten Menschenzuständen so nahe liegenden Lebensweise verharren, nämlich den nomadischen Turaniern Centralasiens und den arabischen Beduinen, und deshalb eben erscheinen die Gebiete

dieſer beiden Völkermaſſen von Anbeginn an bis auf die neueſten Zeiten als die Ausſtrahlungscentren ununterbrochener Auswanderungen. Die Steppen Mittelaſiens und die arabiſchen Wüſten ſind die großen Behälter, aus denen ein Strom ungebrochener Menſchenkraft ſich dauernd ergießt, — ſie ſind die officinæ gentium.[4]

Was Arabien insbeſondere betrifft, ſo iſt ſeine Bevölkerung in ſteter Bewegung, weshalb man die Halbinſel oft mit einem Keſſel verglichen hat, in dem es ewig ſiedet. Stammfehden, anhaltende Dürre und Hungersnoth, Naturereigniſſe oder Unglücksfälle, wie z. B. der berühmte Dammbruch von Marib[5], genügen, um eine Bewegung in den Stämmen hervorzurufen, die nicht ſelten ihren Wellenſchlag vernichtend oder umgeſtaltend tief in die angrenzenden Culturländer hineinträgt. Meſopotamien und Syrien ſind von ſolchen Einfällen gar oft heimgeſucht worden, die Hykſos oder Hirtenkönige haben um 2100 v. Chr. Unterägypten erobert und es durch fünf Jahrhunderte beherrſcht, und der gewaltigſte Ausbruch des ſemitiſchen Vulkans, geſteigert durch religiöſen Fanatismus, hat beduiniſche Reiter nach Weſten hin über die Pyrenäen bis zur Loire, und oſtwärts bis zum Indus geführt. „Die Arabiſche Halbinſel ward zur Wiege der Wanderhorden für die tropiſchen Breiten Nordafrikas und Südaſiens, eine lebendige Menſchenquelle, deren Strom ſeit Jahrtauſenden weit und breit nach dem Orient und Occident hin ſich ergoſſen hat, die Völker vom Ebro bis zum Oxus beſiegend und ſelber unbeſiegbar.“[6]

Nach dem Vorſtehenden ergibt ſich die Beantwortung der Frage, ob die in Syrien und Meſopotamien wohnenden Semiten aus Arabien dorthin ausgewandert ſind, oder umgekehrt, ganz von ſelbſt: alle geſchichtlichen Semiten ſtammen aus der Arabiſchen Halbinſel, und insbeſondere aus dem nördlichen Theile derſelben, der von Süden durch die Wüſte Dahna (im engern Sinne) abgegrenzt iſt. Die Nordſemiten ſtammen von den Südſemiten, und nicht umgekehrt.

Für den Zeitpunkt, wann die nördlichen Semiten, Babylonier und Assyrer, Aramäer und Kanaaniter, sich als eine noch ungetheilte Masse von dem arabischen Stamme losgerissen haben, gibt es einen allgemeinen Anhaltspunkt in einer gewissen Art der arabischen Mehrzahlbildung beim Haupt- und Beiwort, den sogenannten innern Pluralen, wonach die Veränderung, durch welche die Mehrzahl angezeigt wird, im Innern der Wurzel oder des Wortstammes vor sich geht, wie wenn aus bejt Zelt in der Mehrzahl bujût, aus melik König mulûk wird. Diese Pluralbildung ist nun allein dem Arabischen und seinen Abzweigungen, dem Südarabischen oder Himjaritischen[7] und dem Aethiopischen[8] eigen, nicht aber den nordsemitischen Sprachen, woraus folgt, daß die Abzweigung der nordsemitischen Dialekte von dem gemeinsamen Stamme zu einer Zeit erfolgt sein muß, als der Proceß der innern Pluralbildung in diesem Stamme noch gar nicht begonnen hatte, und zugleich noch „vor der Zerschellung der südsemitischen Dialekte in die (eigentlich) arabische, himjarische und äthiopische Sprache, denn da diese drei Dialekte in den innern Pluralen eine Bildung aufweisen, die ihnen allen ebenso gemeinsam, als sie den nordsemitischen Sprachen unbekannt ist, so muß diese Bildung zu einer Zeit aufgekommen sein, als zwar das Nordsemitische sich von derselben bereits losgelöst hatte, jene selber aber noch eine ungeschiedene Einheit bildeten".[9] Ein solcher Neubildungsproceß wie der der innern Plurale im Arabischen und dem von ihm abgezweigten Südarabischen und Aethiopischen, welche beiden letztern sich in ihren Wurzeln bestimmt mit dem Assyrischen und Kanaanitischen eng berühren, bedarf aber gewiß mehrerer Jahrtausende.

Kleinere Auswanderungen von der Arabischen Halbinsel sowol gegen Babylonien als gegen Kanaan hin haben sicherlich, wie in den geschichtlichen, so auch in ältesten Zeiten oft stattgefunden; solche getrennte Wanderungen mit besondern Zielen würden aber nicht genügen, um den einheitlichen Cha-

rakter der Nordsemiten in Sprache, Religionsanschauungen, Institutionen und Sitten zu erklären. Wenn nun auch zwischen Tigris und Mittelmeer ein vielfaches Hin- und Herwogen der Stämme stattfand, — selbst auch wieder von Nord nach Süd, — so weist doch der Kern der Ueberlieferung den eigentlichen Hauptwanderzügen, welche neue Volksthümlichkeiten gestalteten, die Richtung von Ost nach West an, und Babylonien erscheint hier als der unzweifelhafte Ausstrahlungspunkt, wie denn ja auch der Einfluß auf die Ausgewanderten von dort aus nie aufgehört hat. Man muß deshalb für die später in Assyrier, Aramäer, Kanaaniter gespaltenen Nordsemiten einen längern gemeinsamen Aufenthalt in Babylonien annehmen[10], wohin in wiederholten Schüben oder Schichten von der Arabischen Halbinsel her die Einwanderer strömten, und daß diese zum großen Theile aus Südarabien, nicht direct aus dem Centrum der Halbinsel kamen, dafür spricht nicht nur die zu allen Zeiten hervortretende leichtere Beweglichkeit der südlichen Bevölkerung, sondern auch die spätern historischen Wechselbeziehungen zwischen Babylonien und Südarabien (S. 22), und noch deutlicher die überlieferte Sage, „daß der Kuschit Nimrod der Gründer oder wenigstens Beherrscher der babylonischen Tetrapolis (1 Mos. 10, 8 fg., vgl. S. 19) gewesen. Kuschäer saßen aber (ursprünglich) nirgends als in Afrika und Südarabien. Kamen von dort her, d. i. von Jemen und Hadramaut, die nach dem Norden auswandernden Semiten, so begreift sich, daß sie eben nach Babylonien sich wandten. Noch in geschichtlicher Zeit zogen ja Araber aus Jemen nach dem Irak (Hira und Ghassan). Vielleicht hat sich die geschichtliche Thatsache einer Einwanderung zunächst der semitischen Babylonier aus Südarabien zusammengezogen in die Sage von der Einwanderung von Kuschiten aus Südarabien. Kuschiten und Südaraber gehen ja auch sonst in der Darstellung ineinander über und wechseln ihre Stelle“ (Schrader[11]).

Für die Völkertafel der Genesis nun liegen die hier erör-

terten Verhältnisse schon in tiefes Dunkel begraben, und sie macht, der Stammeseitelkeit ein Genüge leistend, umgekehrt die Araber zu Abkömmlingen der Aramäer, indem sie die Einwanderung in die Arabische Halbinsel von Norden, von Syrien aus stattfinden läßt, wozu allerdings früher und später kleinere Wanderungen als Belege dienen können. Soweit ihre Angaben hier in Betracht kommen, nennt die Tafel als Söhne Sem's: „Elam, Assur (Aschur), Arpachschad, Lud und Aram. Arpachschad zeugte den Schelach, der den Eber der den Peleg und den Joktan."

1. Elam.

Die Hauptstadt Elams ist Susa. Das gebirgige Susiana, heute Chuzistân, wird auch von den Keilinschriften als Elam und Elimat (ʿilam, ʿilamti, griech. Elymais) bezeichnet; ʿêlām ist semitisch = Hochland, was jedoch nur Uebersetzung des akkadischen Namens Nummaki ist, der dasselbe besagt.[12] Josephus, Eusebius, Hieronymus u. a. haben das Land Elam für Persien erklärt[13], wodurch sie mit der Völkertafel in Widerspruch zu kommen scheinen. Es ist aber nicht zu vergessen, daß hier mit Persien das erst ca. 550 gegründete großpersische Reich der Achämeniden gemeint ist, dessen Hauptstadt alsbald nach Susa verlegt worden war, während die Völkertafel etwa um ein halbes Jahrtausend älter ist, also ganz andere Verhältnisse im Auge hat. Abermals um anderthalb Jahrtausend früher bestand in Elam bereits ein mächtiges Reich, von dem uns die babylonischen Keilinschriften in Uebereinstimmung mit dem Alten Testament erzählen, daß es unter der Dynastie der Kuduriten Babylonien und selbst das vordere Syrien beherrscht habe. Asurbanipal, König von Assyrien, berichtet in seinen Inschriften (ca. 630 v. Chr.), daß er Susa zerstört und das vor 1635 Jahren (also ca. 2280 v. Chr.) vom Könige Elams, Kudur-Nanchundi, aus Akkad entführte Bild

der Göttin Nana zurückgebracht habe. In 1 Mos. 14, 11–12 wird erzählt, wie König Kedor-Laomer (der Kudur-Lagamer der Keilinschriften) von Elam mit seinen Verbündeten in den Tagen Abraham's (ca. 2100) die rebellischen syrischen Kleinkönige in der Wüste und im Jordanthale besiegt habe. Die Dynastie des Kudur-Nanchundi und seiner Nachkommen, deren Macht sich also bis gegen das Mittelmeer erstreckte, ist aber eine turanische (medisch bei Berosus[14]), und die officielle Sprache war turanisch. Die Urbevölkerung aber, welche die von Medien her vordringenden fremden Einwanderer im Lande vorgefunden hatten, war wol kuschitisch, und die Kuschiten, die Kissier[15] oder Kossäer der Griechen, bewahrten hier ihre Nationalität bis in sehr späte Zeiten. Der negerähnliche Typus, den sie auf den Reliefs von Ninive zeigen, spricht mehr für Urkuschiten in unserm Sinne. Die im Lande gefundenen Keilinschriften sowie die Namen der elamitischen Könige erweisen die Sprache der nördlichen Einwanderer als eine nichtsemitische, turanische, mit dem Sumerisch-Akkadischen verwandte, jedoch dem medischen Dialekte näher stehend als dem babylonischen. Daß die Völkertafel das Land, anstatt es um der kuschitischen Urbevölkerung willen als ein chamitisches zu bezeichnen, unter die semitischen rechnet, erklären wir uns daraus, daß für diese Tafel, ihrer Grundauffassung nach, alles, was von Kanaan östlich wohnt und weiterhin in die Gebiete der Japhetiten übergeht, semitisch sein muß.

2. Assur.

Die Assyrier sind für uns schon ein historisches und zwar zweifellos semitisches Volk. Sie waren von Babylonien nordwärts gezogen und hatten die Stadt Asur (Kileh Schergat) inmitten zwischen den Mündungen der beiden Zab, aber am rechten Tigrisufer, gegründet. Später verlegten sie ihre Hauptstadt weiter nördlich auf die andere Seite des Tigris,

nämlich nach Ninive (Südninive, Chalah). Darum heißt es 1 Mos. 10, 11: „und aus diesem Lande (Sinear = Babylonien) ging er (d. i. Nimrod, als Vertreter der Kuschito-Semiten) nach Aschur und baute Ninive."

Um der nicht geringen nichtsemitischen Bestandtheile willen, welche die assyrischen Denkmäler aufweisen, war die Sprache von zahlreichen ältern Gelehrten für indogermanisch erklärt worden.[16] Die weitern Forschungen haben jedoch ganz unwiderleglich den Hauptbestandtheil des Assyrischen und insbesondere auch die Flexion als semitisch erwiesen. Hincks, Sayce und Paul Haupt erkennen ihm sogar innerhalb der semitischen Sprachfamilie hohe (oder die höchste) Alterthümlichkeit zu und nennen es deshalb „das Sanskrit der semitischen Sprachen".[17] Es ist aber auch viel sumerisch-akkadisches Sprachgut in das Assyrische übergegangen.

Stärkere Blutmischung war in diesen Gebieten selbstverständlich vorauszusetzen, und insbesondere spricht auch der ausgebildete politisch-militärische Sinn der Assyrer, um dessentwillen man sie oft mit den Römern verglichen hat, für einen starken Procentsatz arischen oder turanischen Blutes, da diese politisch-militärische Tüchtigkeit den reinen Semiten abgeht.

3. Arpachschad.

Arpachschad (Arphaksad, pers. Aryapakschata, griech. Arrapachitis) ist die südarmenische Berglandschaft am Oberlaufe des großen Zab, also gegen Nordost das äußerste semitische Grenzgebiet und auch seiner hohen Lage (6000 Fuß) wegen von den Nomaden wol nur in den nach der Ebene hin offenen Thälern benutzt. Die Söhne Arpachschad's sind aber die entschiedensten Nomaden. Wir haben hier also eine japhetitisch-semitische Grenzlandschaft, die nur vorübergehend von Semiten benutzt wurde und kein Stammland für sie sein kann (S. 31).

4. Lud.

Nach den meisten Gelehrten sind unter dem semitischen Volke der Lud (1 Mos. 10, 22) die Lydier im Westen Kleinasiens zu verstehen, und die erhaltenen Nachrichten weisen auf eine chamitisch-arische Sprachmischung im Lande hin. In Vers 13 erscheint ein chamitisch-ägyptischer Stamm Lud unter den Söhnen Aegyptens („und Mizraim zeugte die Ludim u. s. w."), der mit dem obigen nichts zu thun hat.[18]

5. Aram.

Im Gegensatz zum Küstenlande (Kenaan, S. 20) heißt Aram, d. i. Hochland, das innere Syrien vom Jordan nordöstlich bis zum Tigris. Die Sprache ist im eigentlichsten Sinne und auch in dem der Völkertafel semitisch, und man hat die der östlichen Gebiete, das Ostaramäische, ganz willkürlich auch Chaldäisch[19], die der westlichen auch Syrisch genannt. Die von Nordost her über den Jordan eingewanderten Hebräer brachten das Aramäische als ihre Muttersprache mit, um es dann mit dem Kanaanitischen zu vertauschen (S. 20).

6. Eber und Joktan, Hebräer und Araber.

Arpachschad, sagt die Stammtafel, zeugte den Schelach (Selah), der den Eber, der den Peleg und den Joktan. Peleg ist Vater des Regu, der des Serug, der des Nahor, der des Therach, welcher zu Ur im Lande der Chaldäer wohnte und den Abraham, Nahor und Haran zeugte. Haran zeugte den Lot und starb vor seinem Vater, noch in Ur, und Therach zog dann mit Abraham und Lot aus Ur in Chaldäa nordwestlich nach dem Lande Harran (dem Carrhä

der Römer, ein bis zwei Tagereisen südöstlich von Edessa). Der zweite Sohn Eber's, Joktan, ist eben um der hier vorliegenden Tradition willen von den spätern (muslimischen) Arabern mit ihrem Kachtan identificirt worden, den sie zum Stammvater der Südaraber machen. Selbstverständlich, nach dem Vorangegangenen, hat diese Tradition für die semitische Urgeschichte und die Abstammung der Araber gar keinen Werth, und für den Zusammenhang der aramäischen und kanaanitischen unter sich nur einen bedingten. Wenn die Völkertafel den Therach mit Abraham und Lot aus Ur Kasdim (Ur der Chaldäer) nach Westen ziehen läßt, so haben wir es hier mit der richtigen Tradition vom babylonischen Ursprung der Therachiten, d. i. der Hebräer, zu thun, denn in Chaldäa, nicht in Arpachschad zweigen sie sich vom nordsemitischen Hauptstamme ab. „Die Hebräer, und vielleicht schon vor ihnen die Kanaanäer, zogen von Babylonien, von Ur Kasdim aus zunächst — ganz wie später die Assyrer — direct nach Norden bis an den Fuß des armenischen Hochlandes, wo sie längere Zeit in der Landschaft Arrapachitis siedelten, bis sie sich später westlich wandten, um alsdann ganz allmählich, und namentlich erst nach einer längern Rast in Harran in Nordmesopotamien, dem Lande Palästina zuzuziehen", und „wenn die Israeliten über die nähere Lage jenes (damals bereits untergegangenen) Ur Kasdim nicht mehr genau unterrichtet waren und so die Hebräer zuerst aus Arphaksad und erst später den Abraham aus Ur der Chaldäer auswandern lassen, so ist dies eine ganz ähnliche Verschiebung der localen und zugleich ethnographischen, beziehungsweise temporalen Verhältnisse, als wenn sie die Südaraber in ihrem Stammvater Joktan, einem Sohne Eber's, den Hebräern gewissermaßen coordiniren und weiter von ihrem gemeinsamen Vater Arphaksad ableiten" (Schrader[20]). Die hebräische Tradition geht aber noch weiter und läßt auch die Nordaraber, als Söhne Ismael's, von Abraham abstammen, — eine

hiſtoriſche Fiction, der ſich auch die arabiſchen Geſchichtſchreiber infolge der von Muhammed angenommenen jüdiſchen Vorſtellungen angeſchloſſen haben, wonach ſie die Südaraber als Kachtaniden oder Joktaniden, die Nordaraber als Ismaeliten bezeichnen; andere gehen ſogar noch weiter und laſſen auch den Kachtan von Ismael abſtammen, wodurch nicht nur der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Südarabern, ſondern auch der zwiſchen den arabiſchen Urſemiten und den ſehr ſpäten Therachiten verwiſcht wird.[21]

VI.

Die Chaldäer.

Wir haben es bis hierher fast ganz vermieden, den Namen Chaldäer anzuführen, und zwar deshalb, weil derselbe geographisch wie ethnographisch in verschiedenster Anwendung gebraucht wird, sodaß für uns nothwendig Verwirrung hätte entstehen müssen. Die Meinungen der Gelehrten gehen himmelweit auseinander, und Heeren hat mit Recht gesagt: „Die Frage, was die Chaldäer eigentlich für ein Volk gewesen, sei eine der schwierigsten in der Weltgeschichte.“[1] Die Einen erklären sie für Semiten, wie die Assyrer, andere für dasselbe Volk mit den arischen Kurden, andere für sumerische Skythen (Lenormant), wieder andere für afrikanische Kuschiten, und noch andere für ägyptische Colonisten. Diese letzte Ansicht kann sich auf mehrere ausdrückliche Zeugnisse der Alten stützen, namentlich auf Diodor (I, 28 und 81), welcher erzählt, daß nach ägyptischer Ueberlieferung Belos, Sohn des Poseidon und der Libya, Ansiedler aus Aegypten nach dem Euphrat geführt und dort auch einen Priesterstand nach ägyptischem Muster eingerichtet habe, welche Priester von den Babyloniern mit dem Namen Chaldäer benannt worden seien, und daß diese auch die Sternkunde vom Nil mitgebracht hätten. Auch Lepsius schließt sich dieser Meinung an.

Auf den assyrischen Denkmälern ist der Name Kaldu erst für ca. 900 v. Chr. nachgewiesen[2], und das südliche Babylonien bis zum Meere wird „mat Kaldu", Land der Chaldäer, genannt, woraus, wie Schrader richtig bemerkt, jedenfalls hervorgeht, daß sie dort schon längst gewohnt haben müssen. Das Ur-Kasdim der Bibel, von wo Abraham auswanderte, lag südlich von Babylonien am rechten Euphratufer und war jedenfalls ihre Hauptstadt. Ihre Sprache um jene Zeit erweist sich nach den Denkmälern als rein assyrisch, also semitisch, und dazu stimmt, daß 1 Mos. 22, 22 Kesed (hebr. Singular zu Kasdim), — d. i. der Stammvater der Chaldäer, wie er dem Namen Kasdim[3] zu Liebe später gebildet worden ist (im Assyrischen ist der Wechsel zwischen l und s in demselben Worte sehr häufig), — zu einem Sohne Nahor's (S. 30), also zu einem aramäischen Semiten gemacht wird, und zwar „lediglich nach localen Gesichtspunkten" (Schrader), weil die Chaldäer „in aramäisches Gebiet hineinwohnten", was aber doch nur deshalb anging, weil sie damals semitisch redeten. Daraus folgt aber nicht, daß sie ursprüngliche Semiten gewesen sein müssen; vielmehr finden wir in der oben angeführten Tradition von ihrer ägyptischen Abstammung, wonach sie in Babylonien anfänglich als Chamiten aufgetreten wären, die einfachste Erklärung für ihre unzweifelhafte geistige Vorherrschaft in der neuen Heimat. „Man kann annehmen, daß, seit sie im zweiten oder dritten Jahrtausend (woher? fragt Schrader) in die Gegenden am untern Euphrat und Tigris eingewandert waren, die Chaldäer ununterbrochen (?) die eigentlich herrschende, unter allen Umständen die dominirende, dem Lande seinen Typus aufdrückende Nation waren. Autochthonen waren sie freilich andererseits hier sicher nicht: sie fanden bereits eine hochgebildete Nation kuschitischer oder turanischer Abkunft vor, von der sie auch, als den Erfindern, die verwickelte Keilschrift herübernahmen."[4]

Uebrigens gab es nach den einheimischen Quellen Chaldäer nur in Babylonien und den unmittelbar anstoßenden Gebieten[5], und wir müssen uns Schrader anschließen, wenn er die Ansicht verficht, daß der Gebrauch des Namens Chaldäer für die in Armenien wohnenden Karduchen (Kardu, die zweifellos indogermanischen Kurden), welcher erst bei Xenophon (Anab., IV, 3 und 4; VII, 8 fg.) auftritt, ein willkürlicher war, wozu auch die Bemerkung Strabo's (XII, 549) stimmt, daß die damaligen (armenischen) Chaldäer früher Chalyber genannt worden seien.[6]

Daß der Name Chaldäer in einem engern Sinne der von ihnen begründeten Priester- und Gelehrtenkaste blieb, ist bekannt, und daß die ostaramäische Sprache später, und zwar ganz willkürlich, auch Chaldäisch genannt worden sei, haben wir oben (S. 30) schon gesagt.

Zum Schlusse dieses Kapitels müssen wir den Leser darauf aufmerksam machen, daß die annoch herrschende Verschiedenheit der Ansichten über einzelne Punkte des im ganzen vorstehenden Abschnitte dieser Schrift mitgetheilten ethnographischen Details für unsern Zweck von keinem Belang ist. Auch müssen wir es für ganz unmöglich halten, in das aus so entlegenen Zeiten und in den verschiedenartigsten Quellen überlieferte Gewirre der Völker-, Stamm- und geographischen Namen in Vorderasien jemals wieder volle Klarheit zu bringen. Gelingt dies doch selbst für viel näher liegende Zeiten nicht einmal auf europäischem Boden.[7] Für uns kam es hier nur darauf an, den geographischen Schauplatz zu durchwandern, auf welchem die Chamito-Semiten einen in sich durch Ideengemeinschaft oder Ideenverwandtschaft zusammenhängenden Cultur- und Literaturkreis gebildet haben; ferner zu zeigen, daß die Wanderung auf diesem Gebiete nach der Hauptrichtung von den arisch-turanischen Grenzen im Osten aus gegen Westen ging, daß die geographischen Thatsachen und die in der Völkertafel der Genesis vor-

getragene Ansicht die Verwandtschaft der Chamito-Semiten mit den Japhetiten voraussetzt, und daß die Einwanderer auf diesem Schauplatze bereits eine ältere, nämlich die urkuschitische Cultur vorfanden, von welcher sie in Sprache und Sitten beeinflußt wurden; daß ferner auf diesem Schauplatze, unter den Chamito-Semiten selbst vielfache Rückwanderungen und Colonisationen stattfanden, und endlich, daß von Osten her auch turanischer Einfluß in die politischen Gestaltungen mächtig eingegriffen hat.

Die Ideen, theils gemeinsam, theils nah unter sich verwandt, welche die Geister innerhalb jenes chamito-semitischen Culturkreises einst lebendig bewegt haben, führen heute noch in unserer Mitte ein schemenhaftes Traumleben fort, im Judenthum, das aus jener Urwelt wie ein dürrer Ast in unsere Gegenwart hereinragt. Das Alte Testament ist ein Stück aus jenem reichen Literaturkreise, dessen übrige Denkmäler, welche die Zeit nicht vernichtet hat, der muthige Wissensdrang und der unermüdliche Forscherfleiß unserer Gelehrten in den Thälern des Nil und der mesopotamischen Zwillingsströme, in Wüsten und Gebirgen, von Felsen und Gräbern, Papyrusrollen und Thontäfelchen abgelesen hat. Wie nun diese gelehrte Arbeit, soweit sie das semitisch-arische Grenzgebiet angeht, begann und weiter geführt wurde, davon erzählen wir zunächst im folgenden Kapitel.

VII.

Die Keilinschriften.

Euphrat und Tigris vereinigen sich bei der Stadt Kurna und bilden den Schatt el-Arab. Eine kurze Strecke weiter unterhalb ergießt sich von Osten her in den Schatt der Fluß Kercha (griechisch Euläos, für babylonisch Ulai). Verfolgt man den Lauf der Kercha aufwärts nach Nordost, so stößt man am Rande der babylonischen Ebene und in den Ausläufern der Gebirge von Chuzistan auf die Ruinen der alten persischen Hauptstadt Susa, und das verengte Flußthal weiter gegen Nord aufwärts begleitend, gelangt man in das Gebirge selbst hinauf, bis zum quervorliegenden Elwend, an dessen anderseitiger, nördlicher Abdachung jetzt die Stadt Hamadan liegt, einst Ekbatana, die Residenz der Könige von Medien. Noch einige Meilen südlich vom Elwend, zwischen Kermänschâh (Kirmänschâhân) und Firüzâbâd, an der alten medischen Grenze, hebt sich ein Berg von 1700 Fuß Höhe steil aus der Ebene heraus, dem Sonnenaufgang eine glatte Felswand zukehrend, an deren Fuß ein Quell entspringt, — der Fels von Behistun oder Bisutun. Dreihundert Fuß vom Boden findet sich auf dieser Wand, die durch menschliche Kunst noch weiterhin geglättet worden, eine große Inschrift von 400 Längszeilen in deutlichen Zeichen mit großer Sorgfalt eingehauen, jetzt in einem kleinern Theile durch einen Bach

verwischt, der sich von oben herabstürzt. Oberhalb dieser großen Inschrift sieht man Gruppen menschlicher Figuren, Sieger und Besiegte darstellend, mit kleinern Inschriften darüber. Die Legende der umwohnenden Bevölkerung erblickte schon in alter Zeit in diesen Inschriften ein Werk der Semiramis[1], die hier den Roman ihres Lebens verewigt habe. Der Reisende Keppel wollte in den menschlichen Figuren anstatt der Semiramis die jüdische Esther erkennen, Ker-Porter den assyrischen König Tiglat-Pileser und die zehn Stämme Israel's.

Die wissenschaftliche Bearbeitung der Inschriften von Behistun begann gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit Karsten Niebuhr (1778), dem Vater jenes preußischen Gesandten in Rom, welcher die Auffassung der altrömischen Geschichte in neue Bahnen gewiesen hat. Er war selbst an Ort und Stelle gewesen und veröffentlichte die erste genaue Nachbildung oder Abschrift, und das nun beginnende Studium derselben erwies jene Felsinschrift als ein Werk des Darius Hystaspis, des Achämeniden, der als Neubegründer des Perserreichs hier sich selbst und die von ihm besiegten Feinde darstellt und seine Großthaten aufzählt, wie er sie nacheinander ausgeführt mit Hülfe des Lichtgottes Ahuramazda (Ormuzd), dessen Brustbild im geflügelten Ringe über dem Ganzen schwebt, und daher der Name des Berges Bagistân (Βαγίστανον ὄρος), d. i. Götterort, woraus Behistun geworden ist.

Die Inschrift, in drei Columnen getheilt, ist in drei verschiedenen Sprachen abgefaßt, in deren Betreff man von vornherein vermuthen durfte, daß Eine persisch, eine andere semitisch (babylonisch-assyrisch) sein werde, weil dies die beiden Hauptsprachen des damals den Persern unterworfenen Gebietes waren, indeß die dritte zweifelhaft blieb. Die einzelnen Lautzeichen oder Buchstaben sind aus Keilen zusammengesetzt, weshalb man die Schrift Keilschrift genannt hat, wo-

für die Araber Nagelschrift sagen. Die Figur des Keils oder Nagels, statt des einfachen geraden Strichs, ergibt sich von selbst aus der Bearbeitung harten Gesteins mit dem Meißel. Aehnliche Keilinschriften kleinern Umfangs fanden sich noch zahlreich theils in Armenien und Medien, theils in den Ruinen von Persepolis, Susa und andern Orten.

Bei der Entzifferung der Keilinschriften[2] begannen unsere Gelehrten mit jener Gattung, welche sich schon durch den bloßen Anblick als die einfachste erweist. Karsten Niebuhr (1778) sonderte in derselben zweiundvierzig verschiedene Zeichen aus; der rostocker Professor Olav Tychsen (1798) fand, daß ein diagonaler Keil als Zeichen diene, um die einzelnen Worte voneinander zu trennen; der Däne Münter (1802) zeigte, daß die Schrift von links nach rechts zu lesen sei, und schloß, daß ein auffallend häufig wiederholtes Wort König bedeuten müsse. Den ersten großen Schritt zur wirklichen Entzifferung aber that Georg Friedrich Grotefend (1802), damals Collaborator am Gymnasium zu Göttingen, indem er von der höchst wahrscheinlichen Vermuthung ausging, daß ein an der Spitze der Inschriften erscheinendes, in verschiedenen Inschriften aber verschiedenes Wort, welchem dann jenes Wort folgte, dem Münter die Bedeutung König zugewiesen hatte, als Regentenname zu fassen sei. Da nun die Achämeniden-Könige zuerst in Betracht kommen mußten, und deren Namen alle bekannt waren, so gelang die Probe mit denselben ganz nach Wunsch, und Grotefend las zunächst die drei Namen:

D-a-r-h-a-w-u-sch
Kh-sch-h-a-r-sch-a
V-i-sch-t-a-s-p.

Das h im ersten Namen wurde später als j erkannt, und man hatte so die Namen Darjawusch, Khscharscha und Vischtasp für Darius, Xerxes und Hystaspis, sowie die Aussprache

Khschajatja für das Wort König, womit ein nicht geringer Theil des Alphabets gegeben war.[3]

Mehr als dreißig Jahre vergingen nun ohne sichtlichen Fortschritt; aber inzwischen begründete Eugène Burnouf in Paris die Zend-Philologie, welche die Beschaffenheit der ostpersischen oder altbaktrischen Sprache (Zend) erschloß und nahe verwandtes Material zur Worterklärung darbot; Rask bestimmte zwei neue Zeichen; Lassen in Bonn stellte, der erste, ein vollständiges Alphabet auf und übersetzte und erklärte die damals bekannten Inschriften. Die gleiche Arbeit verrichtete zu gleicher Zeit mit Lassen ein junger englischer Offizier, Sir Henry Rawlinson, der an Ort und Stelle reiste, und als sein Alphabet mit dem Lassen's verglichen wurde, zeigte sich, daß beide nur in einem einzigen Lautzeichen voneinander abwichen. Der Irländer Hincks und (der Hamburger) Julius Oppert in Paris haben dann die vierzig Lautwerthe endgiltig festgestellt.

Die Sprache jener zuerst entzifferten Inschriften, — man nennt sie Achämeniden-Inschriften der ersten Gattung — hatte sich als altpersisch (westpersisch) erwiesen, demnach als der arischen oder indogermanischen Sprachfamilie angehörig. Der Däne Westergaard, Benfey in Göttingen, Oppert und Spiegel in Erlangen haben dann diese Sprache weiterhin wissenschaftlich behandelt.

Daß die beiden andern Schriftarten höchst wahrscheinlich nur eine wörtliche Uebersetzung des persischen Textes enthielten, lag nahe, und man erfreute sich so bei den Versuchen zu ihrer Entzifferung des großen Vortheils, daß man ihren Inhalt bereits kannte. Leider jedoch zeigten diese beiden Texte keine Wortabtheilung. Bei der sogenannten zweiten Gattung erwies sich nun der Sprachstoff als durchaus fremdartig, jedenfalls weder semitisch noch arisch, und bei der sogenannten dritten Gattung, deren semitischer Charakter sich bald herausstellte, und die man babylonisch oder assyrisch

nennen dürfte, machten die Schriftzeichen ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Während das persische Alphabet nur etwa vierzig Zeichen hatte, fanden sich hier gegen vierhundert, und es war bald klar geworden, daß man es da nicht mit einem gewöhnlichen Alphabet, sondern mindestens theilweise mit einer Hieroglyphen- oder Bilderschrift zu thun habe. Ein großer Nachtheil war es, daß gerade bei der größten der dreisprachigen Inschriften, der von Behistun, immer nur die Hälfte der ganzen Zeilen des babylonischen Textes erhalten war, da der oben erwähnte Sturzbach die andere Hälfte verwaschen hat. Da lieferten ganz unerwartet die Ausgrabungen, welche in den Ruinenhügeln der alten Riesenstädte Ninive und Babylon unternommen worden, die erwünschten Hülfsmittel in einer überaus großen Zahl dort entdeckter Inschriften, welche in der gleichen Schriftgattung abgefaßt waren. „Als Stempel auf Backsteinen in das Mauerwerk der Gebäude gefügt, auf Thonprismen und Thoncylindern in die Fundamente der Tempel und Paläste vergraben, auf Marmor- und Alabasterplatten über Fußböden und Wände der königlichen Gemächer gebreitet, auf Statuen, Obelisken und Stierkolossen prunkvoll zur Schau gestellt, auf Thontafeln zu umfänglichen Bibliotheken vereinigt, erstand aus den Trümmern der babylonischen und vor allem der assyrischen Städte ein neues, ungeahnt reiches, für immer verloren geglaubtes Schriftthum.“[4] Und dieses Schriftthum hat über die Urgeschichte der vorderasiatisch-europäischen Cultur ein Licht verbreitet, in dessen Strahlen gar manche Gespenster zerfließen.

Der erste, welcher sich, nach den Vorarbeiten des Engländers Rich, auf dem Felde der assyrisch-babylonischen Entdeckungen rühmliche Lorbern erwarb, war der Franzose Emil Botta, der, als französischer Consul im Orient über zwei Jahrzehnte thätig, seit 1842 Consul in Mossul (Ninive), die Ruinen von Ninive untersuchte und die Ausgrabungen leitete; dann der Engländer Austen Henry Layard, der mit Botta

noch zusammentraf und seine Ausgrabungen 1846 begann. Sein großes Werk „Niniveh and its remains" erschien 1849. Dann Sir Henry Rawlinson, der seit 1844 als englischer Consul in Bagdad Denkmäler und Inschriften auf den Ruinenfeldern von Babylon und Ninive untersuchte und von andern durchforschen ließ („On the inscriptions of Assyria and Babylonia", 1850); ferner Julius Oppert, der die französische Expedition unter Fulgence Fresnel nach Mesopotamien in den Jahren 1853 und 1854 begleitete. Höchst verdienstlich sind auch die Leistungen des Beamten am Britischen Museum, George Smith, dem seine dritte Reise nach Ninive den Tod gebracht hat. An diese Männer schließt sich eine lange Reihe scharfsinniger und unermüdlicher Gelehrter, welche die Entzifferung der gefundenen Texte sich zur Lebensaufgabe gesteckt haben: de Saulcy, Hincks, Menant, François Lenormant, Norris, Sayce, Pinches, Eberhard Schrader, Friedrich Delitzsch, Fritz Hommel, Paul Haupt, Lotz u. a.

Einige glückliche Umstände trugen dazu bei, die schwere Arbeit dieser Männer zu erleichtern und zu fördern und ihren Fleiß lohnender zu machen. Vor allem gilt dies von den sogenannten

Paralleltexten[5], d. h. Inschriften in einer und derselben, nämlich assyrisch-babylonischen Sprache, welche sich ganz gleichlautend auf mehrern Platten der Paläste von Nimrud, Chorsabad, Kujundschik, dann auf zahllosen Backsteinen, Cylindern, Vasen und andern Geräthschaften vorgefunden haben. Man hatte bereits geschlossen, daß die assyrisch-babylonische Keilschrift zum Theil noch mit der ältesten Schriftgattung, also mit Hieroglyphen oder ideographischen, d. h. den Gegenstand oder Begriff bildlich darstellenden Zeichen geschrieben sei. So wußte man z. B., daß das Zeichen die Hand bedeute, weil der entsprechende persische Text der Behistun-Inschrift das persische dasta (heute dest) dafür bot; wie

dasselbe aber auszusprechen sei, wußte man nicht. Ebenso war bekannt, daß dem Ideogramm die Bedeutung Mensch eigne, weil ihm das persische martiya entsprach; die Aussprache aber blieb unbekannt. Nun werden aber diese und andere ideographische (bildlich zu nehmende) Zeichen nicht blos für sich allein als besonderes Wort gebraucht, sondern dienen auch in andern Worten, in welchen zufällig die gleichlautenden Silben vorkommen, als Silbenzeichen, indem sie also, wie dies in der sogenannten Rebusschrift geschieht, als Lautzeichen ausgesprochen werden müssen, oder, wie man sich ausdrückt, nicht ideographisch, sondern phonetisch zu nehmen sind. Da ist es denn ein großes Glück für unsere Wißbegierde, daß die Steinmetzen und Schreiber in den Paralleltexten, d. h. in den verschiedenen Exemplaren einer und derselben Inschrift, dasselbe Wort einmal rein phonetisch in der Silbenschrift, das andere mal ganz oder theilweise in der ideographischen Schrift geschrieben haben. Die phonetische Silbenschrift nimmt nämlich sehr viel Raum ein; das Abbrechen von Worten am Ende der Zeilen war aber nicht erlaubt, und ebenso ersieht man aus den Inschriften zweifellos, daß die Schreiber bemüht waren, immer einen Satz oder einen längern Satztheil mit einer Zeile abzuschließen. Wenn sie nun sahen, daß dies mit der Silbenschrift nicht angehe, so halfen sie sich damit, daß sie theilweise die kürzere ideographische Schrift anwandten, während sie umgekehrt, wenn der Satz zur Ausfüllung der Zeile nicht ausreichte, auch solche Redensarten, die in der Regel ideographisch geschrieben wurden, durch die Silbenschrift in die Länge zogen. So ergibt sich, um auf unser obiges Beispiel zurückzukommen, aus der Vergleichung von Parallelstellen, in welchen einmal das Ideogramm , das andere mal an dessen Stelle die Silben nisi stehen, daß dies Ideogramm nisi zu sprechen sei, und der

Fachmann erkennt hierin ein zweifellos semitisches Wort. In ganz ähnlicher Weise ergab sich für das erwähnte Ideogramm für Hand die Aussprache kat.

Aber die Paralleltexte haben nicht in allen Fällen ausgeholfen, denn es blieben noch Ideogramme übrig, die in sämmtlichen Paralleltexten nur ideographisch, nie in Silbenschrift erschienen; jedoch auch hier hat ein günstiges Geschick wieder ausgeholfen durch die sogenannten

Syllabare oder, wie F. Delitzsch sie mit mehr Recht genannt hat, Zeichensammlungen. Unter den Tausenden theils noch ganz erhaltener, theils zerbrochener Thontäfelchen nämlich, mit welchen Layard in den Ruinen des Palastes eines der letzten assyrischen Könige zu Ninive-Kujundschik, Namens Asurbanipal (des Sardanapal der Griechen, 668—626 v. Chr.) den Boden bis zur Höhe eines halben Meter bedeckt gefunden hatte, — sie waren bei der Zerstörung des Palastes aus den Bibliothekſälen im höhern Stockwerke herabgestürzt und zeigten sich, in verschiedenen Ausmaßen von neun Zoll Länge und sechs Zoll Breite bis herab auf einen Zoll Durchmesser angefertigt, mit oft so kleinen Keilschriftzeichen beschrieben, daß man die Lupe zu Hülfe nehmen muß, — unter diesen Täfelchen, die sich theils als einsprachig, theils als zweisprachig erwiesen, fanden sich auch solche, welche offenbar zu Lehr- und Schulzwecken abgefaßt waren, um nämlich das Verständniß einer ältern, bereits erloschenen Sprache und der derselben entnommenen Schriftzeichen durch das spätere Assyrisch zu vermitteln. Diese ältere Sprache ist nun eben die der sogenannten zweiten Keilschriftgattung, die wir einstweilen als die sumerische bezeichnen wollen. Jene Syllabare oder Zeichensammlungen zerfallen in drei Gruppen[6]: während die erste, in drei Spalten oder Columnen, das zu erklärende Schriftzeichen in der Mitte zeigt, rechts seinen conventionellen Namen, und links die im Assyrischen entsprechenden Lautwerthe, leistet uns die zweite zum Ver-

ständniß des größtentheils ideographisch geschriebenen Sumerischen die wichtigsten Dienste, indem sie in der Mitte das zu erklärende Ideogramm, links und rechts die ihm gebührende Lesung im Sumerischen und Assyrischen angibt; z. B.:

a-na	(Zeichen)	ša-mu-u
di-in-gir	„	i-lum

woraus wir erfahren, daß das betreffende Ideogramm die beiden Bedeutungen Himmel, sum. ana, assyr. šamû (arab. samâ', hebr. plur. šamaim), und Gott, sum. dingir, assyr. ilum, il (um ist nur Casus-Endung, hebr. êl) vereinigt. Die dritte Gruppe stellt eine Verschmelzung der beiden andern dar.

Neben diesen Syllabaren oder Zeichensammlungen, welche die Erklärung der Schriftzeichen bezwecken, sind aber auch Täfelchen lexikalischen und grammatikalischen Inhalts gefunden worden, welche theils sumerisch-assyrische Wörterverzeichnisse mit oder ohne Glossar, theils zweisprachige Paradigmen des Zeitworts, der Suffixe u. s. w. bieten, z. B.:

(sum.)	ki-ni-ta	(assyr.)	itti-šu	mit	ihm
„	ki-ne-ne-ta	„	itti-šu-nu	„	ihnen
„	ki-mu-ta	„	itti-ya	„	mir
„	ki-me-ta	„	itti-ni	„	uns
„	ki-zu-ta	„	itti-ka	„	dir
„	ki-zu-ne-ne-ta	„	itti-ku-nu	„	euch

woraus wir die sumerischen [ki-ni-ta = Ort-sein-in, d. i. an seinem Ort, bei und mit ihm [7]] und assyrischen Pronominalsuffixe kennen lernen. Noch andere enthalten, als wahre „chaldäische Ollendorffs" (P. Haupt, S. 9) von einfachen und erweiterten Wortverbindungen zu zusammengesetzten Phrasen übergehend, unter dem sumerischen Texte die assyrische Interlinearversion oder, wie Delitzsch es nennt, „Präparation, d. h. die Wort für Wort fortschreitende Analyse und assyrische Er-

klärung eines zusammenhängenden sumerischen Textes" (Haupt, „Die sumerischen Familiengesetze", S. 69).

Einige wollten bei diesen Täfelchen an wissenschaftliche Studien des Königs selbst denken, der sie in seiner Bibliothek vereint hatte; andere meinten Kinderfibeln vor sich zu haben. Schrader stellt beides in Abrede und sagt: „Ich denke mir, sie sind einfach dem Bedürfnisse entsprungen, die traditionellen Werthe der Zeichen zu codificiren, um einreißendem Misbrauche, beziehungsweise der Vergeßlichkeit vorzubeugen; dies übrigens nur bei einer Reihe von Täfelchen. Bei andern hatte man offenbar den Zweck, den Leser oder Schüler, nämlich den bereits fortgeschrittenen Schüler, über die ganze Art, wie in der (ältern) rein ideographischen Schrift, welche zweifelsohne der assyrischen zu Grunde lag, und welche ebenso zweifelsohne zu einer ganz andern Sprache gehörte, gewisse Phrasen, Wörter ausgedrückt, gewisse Sätze gebildet wurden, Nominal- und Verbalflexion (Declination und Conjugation) zu Stande kamen, zu belehren."[8] Sayce denkt auch an die Beihülfe zum Studium, welche solche Syllabarien den Fremden aus Aegypten, Cypern und Lydien gewähren konnten, die sich zahlreich am Hofe Asurbanipal's aufhielten.

Noch andere Täfelchen enthalten zusammenhängende zweisprachige Texte im sumerischen Original mit assyrischer Uebersetzung, wieder andere zeigen nur einen assyrischen Text.

Eine Anzahl dieser für uns unschätzbaren Schriftdenkmäler ist astronomischen und astrologischen, andere sind mythologischen Inhalts, indem sie die Namen der Götter und ihrer Attribute in beiden Sprachen anführen; wieder andere sind Listen von Beamten (Eponymen) oder geben die Namen zinspflichtiger Städte und die Höhe des von ihnen entrichteten Tributs an; noch andere stellen synchronistische Tafeln über die assyrische und babylonische Geschichte vor, und wir sind sogar so glücklich, den assyrischen Regentenkanon in vier Exemplaren zu besitzen, die einander ergänzen. Hierzu kommen

alte Zauberformeln, Uebersetzungen alter heiliger Schriften und Legenden, psalmartige und andere Dichtungen, endlich königliche Verordnungen, Verträge, Bittschriften, Briefe, kaufmännische Rechnungsabschlüsse, buchhälterische Aufzeichnungen von Bankiers u. dgl.

Nicht zu unterschätzen als Hülfsmittel zur Entzifferung sind auch die bildlichen Darstellungen, welche von Inschriften begleitet sind, wie sie sich zahlreich auf Platten in den Palästen Ninives gefunden haben. Wenn man z. B.[9] auf einer solchen Platte den König Asurbanipal dargestellt sieht, wie er auf der Jagd einen Löwen bei den Ohren packt, und wenn man auf der begleitenden Inschrift mit Sicherheit die Worte entziffert hat: „Ich packte ihn bei seinen ...", und nun das nächste Wort durch ein bis dahin noch unbekanntes Ideogramm ausgedrückt sieht, so kann man mit viel Wahrscheinlichkeit annehmen, daß dies Ideogramm die Ohren bedeute. Und sieht man dann auf andern Inschriften dasselbe Ideogramm mit dem phonetisch geschriebenen uzna wechseln, so darf man an jener ersten Stelle mit um so größerer Sicherheit uzna lesen, als dies Wort in den andern semitischen Sprachen wirklich Ohr bedeutet. Doch ist bei solcher Benutzung der Bildwerke zur Ausdeutung von Texten immerhin Vorsicht geboten. So wurde z. B. bei einem Versuche, das Etruskische als eine semitische Sprache darzustellen, auf der Statue eines Mannes, dessen Augenhöhlen leer waren, die begleitende Inschrift dahin übersetzt, daß dem armen Teufel die Augen ausgestochen worden seien, während die Kritik mit Recht dagegen bemerkte, daß es solcher augenlosen Statuen gar viele gebe, weil es nämlich Sitte war, Augen aus Metall einzusetzen, die später leicht herausfielen. In einer ähnlichen Lage schien sich eine Zeit lang auch die Assyriologie gegenüber einer gewissen Inschrift zu befinden. Auf dem sogenannten kleinen Obelisk des Königs Salmanassar ist nämlich unter anderm bildlich dargestellt, wie unter den

Gegenständen, welche diesem Herrscher als Tribut dargebracht werden, auch ein zweihöckeriges Kamel vorgeführt wird, und die dazu gehörige Inschrift wurde dahin übersetzt, daß solche Kamele aus Aegypten als Tribut geschickt worden seien. Hierüber nun erfolgte ein allgemeiner Schrei des Erstaunens, und scheinbar mit Recht, denn man wußte, daß Aegypten damals gar keine Kamele hervorbrachte, und das benachbarte Arabien nur einbuckelige, während das Kamel mit zwei Buckeln bekanntlich nur in Baktrien, nicht westlich, sondern östlich von Assyrien vorkam, wie noch heute, weshalb es auch das baktrische genannt wird. Eine Zeit hindurch wurde nun, so oft die Assyriologen Ueberraschendes, und dessen gab es die Fülle, vorbrachten, von seiten der zahlreichen Gegner mit Hohn bemerkt, sie möchten nur auf die Sicherheit ihrer Lesarten und Uebersetzungen sich nicht allzu sehr steifen, solange sie noch solchen Widersinn wie den vom zweibuckeligen Kamel aus Aegypten vorbrächten. Und dennoch war sprachlich nur ein sehr geringfügiges Versehen mit untergelaufen; Schrader wies nämlich nach, daß nur der Ländername falsch gedeutet worden war, weil der Name für Aegypten „Musuri" (Mizraim) sich zufällig von einem andern ganz ähnlichen Ländernamen Muuzri nur wenig unterscheidet.[10]

Daß übrigens unter den obwaltenden Schwierigkeiten auch falsche Uebersetzungen gemacht wurden und werden, versteht sich von selbst und wird auch dadurch unzweideutig erhärtet, daß dieselbe Stelle von verschiedenen Erklärern oft sehr abweichend übersetzt wird.[11] Das kommt aber auch bei Uebersetzungen aus andern und sogar bekannteren Sprachen vor. So durfte Schrader[12] zur Abwehr mit Recht auf die verschiedenen Uebersetzungen der großen sidonischen Königsinschrift hinweisen, die in sehr schönen und klaren phönikischen, also längst wohlbekannten Zeichen geschrieben ist. Da hatte Einer eine Stelle so übersetzt: „und daß der Herr Milkum die Dauer und Schönheit der herrlichen Fruchtfelder uns ver-

ewigte, wenn ich das mit Geschick lernte und könnte!" — ein anderer aber dieselbe Stelle: „und noch möge uns der Herr der Könige geben Dora und Jope, die Länder herrlichen Getreides!" — ein dritter aber gar: „daß das Fleisch sich uns erneuere zwischen Gebeinen heraus, welche schlottern!"

Anfänglich hatte man wegen der überaus großen Zahl der vorgefundenen Zeichen angenommen, daß ihrer mehrere denselben Lautwerth hätten; so glaubte man z. B. für b sechs verschiedene Zeichen gefunden zu haben, und man nannte diese Zeichen Homophone. Diese Homophonie aber erwies sich als fälschliche Annahme, als Hincks herausfand, daß die phonetische Schrift keine Buchstaben-, sondern eine Silbenschrift sei, wie die japanesische, und daß demgemäß beispielsweise die sechs verschiedenen Zeichen für b als ba, bi, bu, ab, ib, ub zu lesen sind. Doch ist man bei einigen Zeichen bisjetzt noch nicht über die Homophonie hinausgekommen.

Eine neue Schwierigkeit erwuchs der Ausdeutung aus der höchst auffälligen, aber doch zweifellosen Viellautigkeit oder Polyphonie gewisser Zeichen. So eignen dem Zeichen , welches als Ideogramm die Bedeutungen Sonne, Licht, Tag und Meer besitzt, die vier Lautwerthe ut, tam, par, lah.[13]

Dem Leser mag das hier Mitgetheilte in Rücksicht auf unsern Zweck vielleicht etwas zu ausführlich scheinen, es war aber nöthig, um ihm eine Vorstellung von der Festigkeit der Grundlagen zu geben, auf welchen die Assyriologie sich aufgebaut hat. Die Grammatik steht bereits auf festen Füßen, und wer die verwandten (semitischen) Sprachen kennt, und z. B. nur einen Blick auf die assyrischen Declinations- und Conjugationstabellen wirft, der weiß sofort, daß er es hier mit ganz sichern Ergebnissen zu thun hat. Auf dieser Sicherheit beruht aber zum großen Theil auch der Werth der neuen Ansichten über die menschliche Entwickelungsgeschichte, wie sie im Folgenden vorgeführt werden.

VIII.

Das Volk der Sumer und Akkad.

Zum großen Staunen der Gelehrten enthüllte sich ihrem Forscherfleiße die Sprache der sogenannten zweiten Keilschriftgattung, die wir bisjetzt als die sumerische bezeichnet haben, als eine agglutinirende (anleimende), d. i. als eine Sprache, welche, den allerersten Entwickelungsstufen der menschlichen Sprechweise noch naheſtehend, die Declination und Conjugation durch blos äußerliche Anfügung gewisser Worte (Silben) vornimmt, ohne Flexion, d. h. ohne Veränderung im Innern des Wortstammes, wie dies die turanischen Sprachen noch heute thun, wie wenn z. B. das Türkische von der Wurzel jaz, schreiben, bildet: jaz-ar, einer der schreibt, schreibend, jaz-ar-syn, du bist einer der schreibt oder du schreibst, jaz-ar-syn-yz, ihr schreibt. Ebenso glaubte man im Sumerischen auch die den turanischen Sprachen eigenthümliche Vocalharmonie entdeckt zu haben[1], wonach ein mehrsilbiges Wort in der Regel in allen Silben entweder nur schwere (dunkle), oder nur leichte (helle) Vocale aufweist (z. B. türkisch olursunuz, ihr seid, sewersiniz, ihr liebt). Dazu kam, daß man anfänglich im Sumerischen nur Postpositionen (dem Hauptwort nachgestellte Verhältnißworte) statt der Präpositionen fand, wie in den turanischen Sprachen, und daß, diesen Erscheinungen entsprechend, auch der Wortschatz

seine Verwandtschaft mit den ugrisch-finnischen, türkischen und ural-altaischen Sprachstämmen zu verrathen schien, wonach von einigen Gelehrten der turanische Charakter des Sumerischen als erwiesen angenommen wurde, und die ethnographischen Verhältnisse widersprechen dem gewiß nicht.

Die Länder am Persischen Meerbusen, die Euphrat- und Tigristhäler aufwärts, und die in Nord und Ost angrenzenden Gebiete zeigen heute, im großen genommen, noch eine vierfache Bevölkerung: im Süden, in den Marschen am Persischen Busen, noch Ueberreste der fast ganz schwarzen Urbevölkerung (die Lemluns, S. 8), im Euphrat- und Tigrislande selbst Semiten, östlich und nördlich von ihnen Iranier, d. i. arische Perser, und gleichfalls arische Armenier (wozu heute noch die arischen Kurden kommen), und endlich, mit diesen untermischt wohnend, jetzt am dichtesten in Aserbeidschan (Atropatene, das alte Medien) Türken, also Turanier. Die Nachrichten der assyrisch-babylonischen Keilschriften, indem sie uns um vier Jahrtausende zurückversetzen, führen uns — ein Beweis großer Stabilität der Dinge in jenen Ländern — im ganzen denselben Völkerbestand vor Augen, nur daß die Massen heute homogener, gleichartiger sind, und die ehemals zahlreichern Stämme geographisch etwas anders vertheilt und bunter durcheinandergeschoben waren. Hierin läge also nicht viel Grund zum Staunen, und namentlich, was die Turanier betrifft, um so weniger, da heute turanische Völker nicht etwa nur, wie damals, bis an die Syrische Wüste und das Schwarze Meer, sondern bis zur Adria und Leitha herrschen. Aber daß auch im alten Chaldäa oder Babylonien vor 2000 unserer Zeitrechnung plötzlich ein turanisches Volk als das eigentliche Culturvolk erschien, dessen Civilisation nur als Erbe auf die spätern Babylonier und Assyrier übergegangen, ja, durch Vermittelung der Juden, selbst unter uns noch heute wirksam sein sollte, das war wol erstaunlich.

Die Hauptstadt dieses Culturlandes war Uru, das Ur der Bibel, am untern Euphrat, wo heute Mughair liegt. Die mächtigen Fürsten, die dort herrschten, nannten sich Könige von Sumer (Sumir) und Akkad oder Beherrscher der Sumerier und Akkadier. Akkad bedeutet in der eigenen Sprache Hochland, in Sumer findet man das biblische Sinear, d. i. Ebene, wonach die beiden Namen mit Tiefländer und Hochländer zu übersetzen wären; da aber auch die Hochländer zu der Zeit, von welcher wir eben sprechen, in den Flußebenen wohnten, so muß man denken, daß sie von den östlichen Gebirgen in Susiana (Elam, S. 19) oder von den nordöstlichen in Medien herabgestiegen seien, und in der That besitzen nicht nur beide Landschaften im Alterthum (Medien noch heute vorwiegend) turanische Bewohner, sondern ebendiese Bevölkerung wird auch durch die in Susiana und Medien erhaltenen Keilschriftdenkmäler als Stammes- und Culturgenossen der in die großen Flußebenen hinabgestiegenen Sumer und Akkad erwiesen[2], sodaß das sogenannte Protomedische als ältere Form des Sumerisch-Akkadischen erscheint. Da nun diese Sprache ganz sicher weder semitisch[3] noch indogermanisch ist, für ihren turanischen Charakter aber so vieles spricht, und zur Lösung eines Räthsels nicht auf ein anderes, noch tiefer liegendes — wie etwa die Auffassung des Sumerischen als der urkuschitischen Sprache — zurückgegangen werden darf, so muß man sich einstweilen bei der turanischen Verwandtschaft beruhigen.

Was nun das gegenseitige Verhältniß der Sumer und Akkad betrifft, welche für unser Wissen als die ältesten Bewohner des eigentlichen Babylonien, und zwar bis gegen 2000 v. Chr. als unabhängiges Culturvolk, auftreten, so scheint sich dasselbe nach den Forschungsergebnissen der höchst gewissenhaften Delitzsch'schen Schule dahin klären zu wollen, daß beide Völkerschaften nur wenig verschiedene Dialekte derselben Sprache redeten, und daß in beiden Dialekten Texte

vorliegen. Dem Gebrauche ebendieſer Schule fügen wir uns auch, wenn wir hier die altbabyloniſche Reichsſprache die ſumeriſche nennen, obgleich bei den franzöſiſchen und engliſchen Aſſyriologen die Bezeichnung akkadiſch vorherrſchend geworden iſt.[4] Ein hervorragender Stamm, der im Lande der Akkad wohnte, wenn er auch wol fremden Urſprungs war (vgl. S. 33), und der lange nachher noch eine bedeutende Rolle ſpielte, nannte ſich Kaldi oder Kasdi, und nach ihm wird auch ihr Reich das (alt-)chaldäiſche, und ſeine Hauptſtadt im Alten Teſtament Ur-Kasdim, d. i. Ur der Chaldäer genannt.

„Dieſe Akkadier", ſagt Sayce, „haben eine höchſt bedeutende Rolle in der geiſtigen Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit geſpielt, und ſie waren es, welche die erſte Civiliſation nach Weſtaſien brachten. Bis zu ihnen können wir die Künſte und Wiſſenſchaften, die religiöſen Ueberlieferungen und die Philoſophie nicht allein der Aſſyrier, ſondern auch der Phönizier und Aramäer, ja ſogar der Hebräer zurückverfolgen. Von Chaldäa her kamen auch die Keime der griechiſchen Kunſt und ſo manche Figur der griechiſchen Götter- und Heroenwelt. Der Säulenbau erreichte ſeine erſte und höchſte Entwickelung in Babylonien; die Löwen, welche heute noch den Haupteingang Mykenes bewachen, ſind entſchieden aſſyriſchen Urſprungs, und der griechiſche Herakles mit ſeinen zwölf Arbeiten findet ſein Vorbild in dem Helden (Izdubar) des großen chaldäiſchen Epos. Es iſt in der That ſchwer zu ſagen, wie viel von unſerer heutigen Cultur wir nicht dem unterſetzten kleinen Volke mit den langgeſchlitzten Augen im alten Babylonien zu verdanken haben. Jeruſalem und Athen ſind die heiligen Stätten unſers modernen Lebens, und beide ſind tief durch die Ideen beeinflußt worden, die ihren Ausgangspunkt im alten Akkad hatten. Der Semite war ſtets ein Handelsmann und Vermittler, und ſein früheſtes (?) Geſchäft war der Handel in geiſtiger Waare. Ba-

bylonien war die Heimat und Mutter semitischer Cultur und semitischer Inspiration. Die Phönizier vergaßen nie, daß sie eine Colonie vom Persischen Golfe her waren, und der Israelite berichtete, daß sein Urahn Abraham im Ur der Chaldäer geboren sei."[5]

Im Lande dieser Sumer und Akkad nun gab es schon große Bibliotheken, ja, wie es scheint, förmliche Bibliotheksstädte, die unsern Universitäten entsprechen würden. Berosus — jener babylonische Priester, der, als nach dem Alexanderzuge hellenisches Wesen in Vorderasien eindrang, die griechisch redende Welt mit den alten Ueberlieferungen seiner Heimat bekannt zu machen suchte — nennt Pantibibla, d. i. die Bücherstadt, als die bedeutendste Stadt Babyloniens vor der Sintflut, und der chaldäische Noah (Hasisatra, griech. Xisuthros) soll seine Bücher vor der Flut in Sippara (Sipar) begraben haben, wo sie nach der Flut wieder ausgegraben wurden. Die Erzählung von der großen Flut und das Epos von Izdubar kamen aus der uralten Bibliothek von Erech, heute Warka, in mehrern Abschriften nach Ninive, wie die dort aufgefundenen Exemplare selbst angeben. Aus der Bücherssammlung von Kutha stammen eine Schöpfungslegende und eine andere über den Titanenkampf; aus jener von Larsav (Senkere) stammen mathematische Tafeln mit Quadraten und Kuben. Um 2000 trat mit Sargun I. (Sargina), soviel wir wissen, zum ersten mal eine aus dem Norden stammende semitische Dynastie auf, die auf kurze Zeit alles Land bis zum Persischen Golfe beherrschte, womit auch das Uebergewicht der semitischen (assyrischen) Sprache über das Sumerisch-Akkadische entschieden war. „Seitdem wurden alle Privatverträge in assyrischer Sprache abgefaßt, so oft der eine der Contrahenten einen semitischen Namen führte."[6] In seiner Hauptstadt Agane (Agadê), deren Lage noch unbekannt ist (in der Nähe von Sippara?), gründete Sargun eine große neue Bibliothek, in welcher er „zuerst in großartigem Maß-

stabe die gesammte sumerische und altbabylonische Literatur vereinigte" (Hommel), und für die unter andern auch das berühmte große Werk über Astronomie und Astrologie in 72 Tafeln verfaßt (übersetzt?) wurde. „Die Bücher, welche die neue Bibliothek füllten, waren entweder Uebersetzungen akkadischer Originale oder auf akkadische Texte gegründet und mit technischen, der alten Sprache angehörigen Wörtern überfüllt."[7] Jede Thontafel hatte ihre Nummer und ihren bestimmten Platz, und sie waren ihrem Inhalte nach geordnet. In dem erhaltenen Kataloge der astronomischen Werke der Bibliothek von Agane wird vom Bibliotheksbesucher und Leser verlangt, er solle die Nummer der gewünschten Tafel oder des Buches niederschreiben, und der Bibliothekar werde ihm dann das Gewünschte einhändigen.[8] „Die Einrichtung, welche Sargon's Bibliothekare (deren Einer uns einen jetzt im Britischen Museum in London befindlichen Siegelring hinterlassen hat) adoptirten, muß unbedingt das Resultat der Erfahrungen von Generationen gewesen sein. Sie erbten einfach die Arbeit und Weisheit ihrer akkadischen Vorgänger, genau so wie ihre Herrscher die organisirte Regierung und die königlichen Vorrechte der akkadischen Fürsten übernahmen."[9]

Die Herrschaft, welche Sargon, sein Sohn Naram-Sin (Naram Aku) und dessen Nachfolgerin Ellat-Gula über Babylonien geübt hatten, wurde um 1700 v. Chr. durch kossäische (kossische) Eindringlinge aus Elam (Susiana) unter ihrem Könige Chammuragas (Hammurabi) gestürzt. Damals wurde Babylon zum ersten mal zur Hauptstadt erhoben und erhielt gleichfalls seine Bibliothek. Unter diesen kossäischen Königen hörte das Akkadische wahrscheinlich auf, eine lebende Sprache zu sein, und blieb fortan nur todte Gelehrtensprache. Babylon gewann zwar seine Unabhängigkeit wieder, hatte sich aber dann der aufstrebenden Macht Assyriens zu erwehren, welches um 1500 als selbständiger Staat erscheint. Schon um diese Zeit ward die Stadt Asur „der

erste Mittelpunkt der babylonischen, nach Assyrien importirten Literatur" (Hommel). In den folgenden Jahrhunderten nun, welche durch innere Bürgerkriege und durch Kämpfe gegen semitische Nomaden aus Arabien, den Stamm der Kaldi (Neu-Chaldäer, S. 34) im Süden, die Elamiter von Osten und die Assyrier von Norden erfüllt waren, „übertrug sich die geistige Thätigkeit Babyloniens nach Assyrien. Durch Bürgerkriege zerrüttet und durch feindliche Einfälle beunruhigt, war das Land nicht länger im Stande, seine Bibliotheken und die sie begleitenden Universitäten und Sternwarten zu unterhalten. Und als zuletzt die Assyrier vom Lande Besitz genommen, fanden sie das Land durch Feuer und Schwert verwüstet, seine Städte zerstört und die Bevölkerung ausgestorben. Inzwischen gediehen die Bibliotheken Assyriens auf Kosten der babylonischen"[10], und wir haben schon gehört, daß Asurbanipal (Sardanapal) durch die Vereinigung der literarischen Schätze Babyloniens und Assyriens in seinem Palaste zu Ninive seine Vorgänger zu überbieten suchte, und eben diese Bibliothek ist es, deren Reste Layard 1850 in den Palastruinen von Kujundschik wieder aufgedeckt hat.

Es ist eine alte und gewiß richtige Behauptung, daß die hohe Culturstufe, welche das alte Babylonien erreicht hat, als ein Product der Völkermischung in jenen Gebieten zu betrachten sei, von welcher wir oben ein Bild entworfen haben. Das vornehmste Werkzeug dieser Bildung aber und ihr unentbehrliches Substrat, die Schrift, hat sich unzweifelhaft als die Erfindung eines turanischen Volkes erwiesen. Semiten können diese Keilschrift unmöglich erfunden haben, da gewisse für die semitische Artikulation höchst charakteristische gutturale Lautzeichen (א, ה, ח, ע, ק) fehlen, auch dem Reichthum der Semiten an Zischlauten nur unvollkommen entsprochen wird u. a. dgl.[11] Einen positiven Hinweis auf turanischen Ursprung ergab die Untersuchung der hundertundachtzig bekannten elementaren Keilschriftzeichen (aus denen

sich andere zusammensetzen lassen) auf die natürlichen Gegenstände, als deren Abbildungen jene Zeichen ursprünglich aufzufassen sind.[12] Hier wies alles auf eine nördlichere Gegend, auf eine andere Flora und Fauna hin, als das heiße Chaldäa sie darbietet, — auf ein Land, wo es keine Löwen noch andere große Katzen, wohl aber Bären und Wölfe gab, wo man nur das zweibuckelige Kamel kannte, wo Palme und Rebe unbekannt, dafür aber die Coniferen (Nadelhölzer) reich vertreten waren; — dies alles paßt aber für Asien nur auf rein turanische, centralasiatische Gebiete. Jedenfalls also müssen die Sumer und Akkad ihre Schriftzeichen bereits aus nordöstlichern Ländern mitgebracht haben. Der Gedanke an einen Zusammenhang mit den Anfängen der chinesischen Cultur liegt hier sehr nahe. „In ähnlicher Weise ereignete es sich auch auf der entgegengesetzten Seite von Asien (ostwärts von den Centralscheidegebirgen), daß die Vorfahren der „Hundert Familien" die Urelemente der chinesischen Schrift erfanden, noch ehe sie eine höhere Culturstufe erstiegen und an den Ufern des Hoangho sich niedergelassen hatten."[13] Ebendahin weist das Sexagesimalsystem, welches dem ganzen chaldäischen Rechnungswesen zu Grunde liegt und, wie Lenormant[14] meint, einzig und allein den Akkadiern zugeschrieben werden darf, denn auch die Uiguren (in der Hohen Tatarei), Mongolen und Mandschuren haben einen doppelten Cyklus von 60 und 600 Jahren, welcher den Sossen (60) und Neren (600) der Chaldäer genau entspricht, wozu noch die Saren als Perioden von $60 \times 60 = 3600$ Jahren kommen. Ebenso haben die Chinesen Perioden von 60 Tagen, 60 Monaten und 60 Jahren (Cyklus Hoangti's), während Semiten und Chamiten nichts Aehnliches kennen. Dem entspricht endlich auch, daß die chaldäische Sage den heiligen Berg, die Wohnstätte der Götter und den Ausgangspunkt der Menschen, nach Osten verlegt.[15]

Daß die im sumerisch-akkadischen Babylonien erreichte Culturstufe jener der von Norden eindringenden assyrischen Eroberer

überlegen war, erhellt unzweifelhaft aus der Thatsache, daß zahlreiche Worte des assyrischen Sprachbestandes, welche sich auf Ackerbau, Gewerbfleiß, Regierungsform und Beamtenhierarchie beziehen, dem Sumerischen entnommen sind, während umgekehrt die militärisch-politische Ueberlegenheit der assyrischen Organisation ihren Ausdruck darin findet, daß die alten Namen der Städte Babyloniens allmählich zurück- und assyrische an ihre Stelle treten. So ist das Wort Bab-ilu (Bâbêl, Babylon) die semitische Uebersetzung des akkadischen Ka-Dingira = Pforte Gottes (was im heutigen Türkisch Tengri-Kapu heißen könnte). In einigen Fällen hat sich der sumerisch-akkadische Name neben dem neuern assyrischen noch auffallend lange erhalten; so erscheint das akkadische Tiggaba, dessen assyrischer Name Kute (im Alten Testamente Kutha) ist, noch bei Plinius als Digba und auf der Peutinger'schen Tafel als Digubis.

Aber auch auf die übrigen semitischen Sprachen hat das Sumerische seinen Einfluß geübt. „Eine beträchtliche Anzahl biblisch-hebräischer Wörter", sagt Paul Haupt[16], „die bisher aller etymologischen Kunst spotteten, ist bereits von Friedrich Delitzsch aus dem Sumerischen sicher erklärt worden. Täglich wächst die Zahl dieser Lehnwörter; viel anscheinend gutsemitisches Sprachgut geht im letzten Grunde auf die Sprache dieses alten Culturvolkes zurück, — ein bedeutsamer Fingerzeig für die Culturgeschichte der semitischen Urzeit."

Es ist sichere Thatsache, daß das Sumerisch-Akkadische im spätern assyrischen Reiche als die heilige Sprache galt, als Sprache der Religion und der Magie, der Liturgie und des Gebetes wie der Geisterbeschwörung und Zauberkunst. Wir besitzen bereits zahlreiche Bruchstücke zweier großen Sammlungen, einer liturgischen und einer magischen, welche man mit dem Rig-Veda und Atharva-Veda der Inder verglichen hat. Es sind hier nur die sumerischen Götternamen mit den Namen jener Gottheiten vertauscht, welche von dem durch die Assyrier sieg-

reichen Semitismus an die Stelle jener gesetzt worden waren. In Kapitel 10 dieser Schrift führen wir einige hervorragende Stücke der liturgischen Sammlung vor, und der Leser wird auf den ersten Blick erkennen, daß Geist und Form derselben noch heute unter uns Occidentalen mächtig fortwirken, — durch jüdische Vermittelung nämlich, — wonach jenes Volk der Sumer und Akkad durch Glut und Tiefe seiner religiösen Empfindung und durch die Gewalt seines Sprachausdrucks über vier Jahrtausende hinaus einen Einfluß geübt hätte, den weder Semiten noch Arier den Turaniern gern zugestehen möchten.

Was die magische Literatur der Akkad betrifft, so hat Lenormant durch deren Untersuchung eine nahe Verwandtschaft der ihr zu Grunde liegenden Anschauungen mit denen der heute noch in besonderer Volksthümlichkeit lebendigen ugrisch-finnischen und anderer turanischen Stämme nachzuweisen gesucht.[17]

Aber leichter noch mochte man sich herbeilassen, auf dem religiösen Gebiete, wo die Anschauungen sehr allgemeiner Natur sind, einem turanischen Volke Originalität und hohen Einfluß zuzugestehen, als auf einem so rein wissenschaftlichen wie die Astronomie. Merkwürdigerweise gehört Lenormant, welcher sonst für die Originalität der eigenthümlich akkadischen Cultur manche Lanze bricht, zu denen, welche sich gegen die Anerkennung der Astronomie als einer akkadischen Erfindung am kräftigsten sträubten und Sterndeuterei sowol wie Sternenkunde als das ausschließliche Werk des kuschitisch-semitischen Elements betrachtet wissen wollten, während z. B. Sayce die Erfindung der Astronomie mit aller Sicherheit den Akkadiern zuweist. Doch hat auch Lenormant zuletzt hierin sehr erhebliche Zugeständnisse gemacht und eingeräumt[18], daß es im Akkadischen eine vollständige wissenschaftliche Nomenclatur für Astronomie und Astrologie gab, deren Ausdrücke häufig unabhängig von den entsprechenden assyrischen gebildet sind; daß es in dem obengenannten großen Sammelwerke Sargon's I. wirkliche akkadische Wörter für astronomische Fundamental-

ausdrücke, wie z. B. für die Conjunction zweier Planeten, gibt, welche nur durch die assyrischen Lautwerthe gelesen wurden, u. dgl. m., was jedoch bei der Gewißheit der Thatsache, daß die besondere sumerisch-akkadische Cultur der assyrischen voranging und bereits zu erlöschen anfing, als diese begann, wol schon das Zugeständniß der Priorität der Astronomie für die Akkadier in sich schließt. Die meisten sind geneigt, die altbabylonische Astronomie auf ägyptischen Ursprung zurückzuführen, doch darf wol der Gedanke, daß die babylonischen Turanier die Elemente ihrer astronomischen Kenntnisse mit den Vorfahren der Chinesen gemeinsam haben, nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden.

Natürlich dürfen wir, wie die chinesische Cultur oder die irgendeines andern turanischen Volkes, auch die der Sumer und Akkad nicht überschätzen: sie besaßen Kenntniß und Uebung in Ackerbau und Kanalisation, in der Baukunst, in Bearbeitung der Metalle sowie in einigen andern Industriezweigen, den Elementen der Astronomie, und dabei eignete ihnen ein gewisser poetischer Sinn und, wie es scheint, eine nicht geringe Tiefe der religiösen Empfindung. Auch ist ja immer festzuhalten, daß die Sumer und Akkad, als sie von Ost oder Nordost in Babylonien einwanderten, dort jedenfalls entweder eine urkuschitische Bevölkerung trafen, oder eine solche, die durch Rückwanderung bereits chamitisirter Kuschiten mehr oder weniger chamitisirt war und auch schon eine gewisse Culturstufe erreicht hatte, welche den turanischen Einwanderern zugute kam, und selbst ein etwa vorangegangener arischer Einfluß darf nicht als unmöglich gedacht werden. Hier stößt ja der forschende Blick noch auf undurchdringlich scheinendes Dunkel.

Im allgemeinen aber muß vor einer Unterschätzung der Turanier gewarnt werden. Der Occidentale denkt da zunächst an Hunnen-, Mongolen- und Türkengreuel, und es darf allerdings nicht vergessen werden, daß unmenschliche Härte und

Grausamkeit bei der Mehrzahl der als turanisch bekannten Völker immer wieder leicht hervorbricht, wie wir auch in diesem Jahrzehnt wieder an Türken, Bulgaren und Russen erlebt haben, welche beiden letzteren ja — jene ganz, diese zum großen Theile — nur sprachlich slawisirte Turanier sind. Aber mächtige staatliche Organismen von längerer Dauer haben turanische Völker oft genug gebildet: sie verstanden, wenn auch nicht in unserm Sinne menschlich zu regieren, so doch — was der Semite nicht versteht — dauernd zu herrschen, allerdings mit sehr einfachen Mitteln, unter denen List und blutige Gewalt die Hauptrolle spielen. Das große chinesische Staatswesen muß auf turanische Anfänge zurückgeführt werden und hat durch verwandte Völker mehrfache Erneuerung erfahren, und wenn auch dort alles, was über die von der Staatsmoral vorgezeichneten Linien hinausgreifen will, mit einer Härte geahndet wird, die wir unmenschlich nennen, was zum Theil wol nur eine natürliche Folge der Uebervölkerung ist, so kommt doch in der Auffassung der Familien- und der rein persönlichen Verhältnisse und insbesondere auch in der poetischen Darstellung derselben eine Tiefe und Zartheit zum Ausdruck, die selbst für uns christliche Occidentalen überraschend ist. Große Innigkeit und sinnige Zartheit tritt uns auch in der Poesie der Finnen entgegen, und die türkische Lyrik weist auf einen Untergrund ähnlicher Gemüthstiefe hin, wenn auch das Nomadenleben, welches Leben, Freiheit und Besitz alltäglich gefährdet erscheinen läßt, die rauhen und harten Seiten immer wieder als die eigentlichen Stärken herausfordert, die allein zu schützen und zu erhalten vermögen. Auch sind es neben den iranischen Persern vorzüglich die Türken gewesen, welche der muslimischen Mystik die tiefste menschliche und poetische Seite abgewannen. Die religiöse Poesie der Sumer und Akkad nun, wie sie, durch die unermüdliche Arbeit unserer Gelehrten aus fast viertausendjährigem Schlummer geweckt, heute wieder in das Reich des Lichts und vor unser erstaun-

tes Auge tritt, scheint uns eine gleiche Tiefe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen, — wir müssen sagen scheint, weil keine Sicherheit vorhanden ist, daß wir Menschen ungleicher Abstammung, die in einem andern Klima wohnten und durch vier Jahrtausende von uns getrennt sind, vollkommen verstehen. Aber wie groß oder klein auch der Grad dieses Verständnisses sein mag, so ist doch schon unzweifelhaft geworden, daß die Anschauungen und Empfindungen, welche in jenen altbabylonischen Schriftdenkmälern niedergelegt sind, und selbst ihr Sprachausdruck, noch heute, nachdem vier Jahrtausende und mehr über die Menschen hingegangen sind, unter uns Occidentalen mächtig fortwirken, und wir suchen uns daher, bevor wir diese und die ihr verwandten Literaturen in ihren bedeutendsten Ueberresten am Auge des Lesers vorüberführen, im Folgenden zunächst über die Natur literarischer Wirkung im großen zu verständigen.

IX.

Was ist ein Literaturkreis?

Unter den Lebewesen ist der Mensch das allein denkende, und unter den geselligen ist er das geselligste, und deshalb begehrt er auch nach Klarheit darüber, wie das menschliche Denken und die menschliche Gesellschaft sich im Laufe der Zeiträume entwickelt haben. Er verlangt hierüber ein zusammenhängendes Wissen und empfindet jede Unklarheit in diesem Zusammenhange — in der Continuität des Wissens, wie man sich ausdrückt — als eine dumpfe Beängstigung. Bis in die ersten natürlichen Anfänge zurück kann aber ein solches Wissen nicht gewonnen werden, da die unentwickelten geistigen Zustände des Menschen, welche diese Anfänge begleitet haben, auch Dumpfheit und Unklarheit des Denkens und ein Ungenügen des Denkausdruckes, d. i. der Sprache, in sich schließen. Erst wo die Sprache zur Darstellung der innern und äußern Zustände und Vorgänge genügend entwickelt ist, findet ersprießliche Mittheilung über dieselben statt, und ein geschicktes Werkzeug zur Mittheilung über weite Orts- und Zeiträume wird die Sprache erst durch ihre Fixirung in der Schrift. Die Gesammtheit alles dessen, was die Schrift verzeichnet hat, heißt Literatur, und das nachempfindende Durchdenken des Inhalts der menschlichen Gesammtliteratur ist das

vorzüglichste Mittel, um Klarheit über den Zusammenhang der menschlichen Entwickelung zu gewinnen.

Diese Entwickelung hat sich aber unter den Menschen nicht in stets gleichem Flusse und in allgemeinster Verbreitung unter gleicher Mitarbeit und Theilnahme aller vollzogen, sondern gleichsam nur ruck- und stoßweise durch besonders hervorragende Denk- und Arbeitsleistung einzelner Völker auf wechselnden Schauplätzen, in gleichzeitigen oder aufeinanderfolgenden Zeiträumen, — sowie gerade diese Leistung durch besondere angeborene Eigenschaften der Völker, durch die Gewalt äußerer Thatsachen und durch das Genie hervorragender Männer bedingt und geleitet war. So haben sich im Verlaufe der Geschichte gewisse, nach Raum und Zeit in sich mehr oder weniger scharf abgegrenzte Phasen und Epochen der geistigen Entwickelung gebildet und besondere (charakteristische) Literaturen geschaffen, welche sich für die Späterlebenden als abgeschlossene Literaturkreise darstellen.

Erst in einer Zeit wie die unserige, die mit ihrem Wissen bereits sämmtliche Hauptliteraturen der Erde, alle wichtigen Literaturkreise umfaßt, konnte dann unternommen werden, dieselben nach ihrem Werthe für die Menschheit zu vergleichen und das, was jede insbesondere auszeichnet, und was, als allgemein menschlich, allen gemeinsam ist, hervorzuheben. Diejenige Zeitperiode, welche von sämmtlichen vorangegangenen Literaturkreisen der Erde und ihrem Zusammenhange die vollkommenste Kenntniß hätte, dürfte sich der höchsten geistigen Klarheit rühmen, und die Völker, welche über dies Wissen nicht das Können, über das aufgenommene Fremde nicht ihre nationale Eigenthümlichkeit verloren hätten und diese weiterhin im Denken und Handeln zur Geltung zu bringen wüßten, würden fernerhin zu den führenden Nationen der Erde gehören.

Es ist unbestritten, daß die germanischen Nationen zu den führenden gehören, und wir wollen uns hier deutlich zu machen suchen, aus welchen Literaturkreisen der Gesammt-

inhalt des heutigen germanischen Denkens, der germanischen Weltanschauung geschöpft ist.

Da fällt zunächst auf, daß von der ursprünglich germanischen Anschauung, von den einzelnen Sätzen, Aufstellungen oder Dogmen derselben, welche sich auf das Verhältniß des Menschen zur Natur und zu den Göttern beziehen, sich sehr wenig erhalten hat. Man kann dies Wenige, das sich in Sitten, Gebräuchen, Namen, Sagen und Märchen zum größern Theile, wie man zu sagen pflegt, unbewußt erhielt, freilich auch viel finden; es handelt sich aber hier nur um ein Verhältniß, und jeder sieht, daß der Haupttheil jener rein germanischen Anschauungen, wie sie z. B. in der Edda und den andern alten Dichtungen enthalten sind, im Bewußtsein der Germanen so vollständig vor gewissen andern, ganz fremden Anschauungen zurückgetreten sind, als ob sie nie einen Theil dieses Bewußtseins ausgemacht hätten, und daß erst in allerneuester Zeit die beharrliche Gelehrtenarbeit eines Jahrhunderts vermocht hat, in den germanischen Völkern jene ursprünglichen Anschauungen auf künstliche Weise wieder zu beleben.

Was nämlich an ihre Stelle getreten war, sind, wie jeder weiß, die christlichen Anschauungen, oder besser gesagt, die jüdisch-christlichen, — denn, wie bekannt, ist es in den ersten Anfängen des Christenthums, in jenem Kampfe, welchen man gewöhnlich als den Kampf zwischen den Aposteln Petrus und Paulus oder zwischen petrinischem und paulinischem Christenthum bezeichnet, nicht gelungen, diese Religion, wie es ihr Wesen verlangt, vom Alten Testament oder vom Judenthum gänzlich loszulösen, sodaß das Christenthum, welches noch als sehr jugendlich zu betrachten ist, bis auf diesen Tag den verdorrten Mutterkuchen des Judenthums wie an der Nabelschnur mit sich herumschleppt. Der Inhalt der altgermanischen Dichtung war durch ein ganzes Jahrtausend dem germanischen Gedächtniß fast völlig entschwunden, mit dem Christenthume aber die Ueberreste der jüdischen Literatur, das sogenannte

Alte Testament, zu uns herübergekommen, und dessen Inhalt nahm die germanischen Köpfe so völlig ein, daß sogar die wirklich historischen Gestalten unserer Helden, Fürsten und Kaiser vor den Figuren einiger Beduinenhäuptlinge zurücktraten, die vor Jahrtausenden in der Syrischen Wüste ihre Schafe und Kamele weideten und einander zu überlisten bedacht waren. Isaak, Jakob und Esau nehmen noch heute mehr Platz im Gedächtniß des deutschen und österreichischen Bauern ein als Karl der Große, Rudolf von Habsburg und Otto von Wittelsbach. Daß wir mit dem jüdischen Literaturkreise zugleich auch altägyptische und insbesondere babylonische Elemente in unser Geistesleben mit aufgenommen hatten, ist erst in neuester Zeit klar geworden.

Das Christenthum ist dem mittleren und westlichen Europa über Rom zugeführt worden, dem östlichen über Byzanz. Das römische Papstthum lehnte sich mit seiner gesammten Hierarchie und äußern Organisation naturgemäß an die altrömische Verwaltung an und bediente sich überdies der lateinischen Sprache, und so drang denn auch der Inhalt des römischen Literaturkreises, der westlich vom Rhein und südlich der Donau, wie in Britannien, schon durch die Römer selbst eingeführt war, über Rhein und Donau weiter nordwärts in das Germanenthum herein und half insbesondere mit seinem historischen und poetischen Theile die germanische Ueberlieferung, und endlich im eigentlichen Deutschland mit seinem juridischen Theile altgermanische Rechtsanschauungen und Bräuche verdrängen.

Mit der römischen Poesie und Rhetorik hatte aber auch bereits der hellenische Literaturkreis, mit welchem der römische eng verwachsen war, seinen Einfluß auf das Germanenthum geübt, und von den Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts wurde dann der aus dem Grabe heraufbeschworene Hellenismus selbst zu einem Hauptbestandtheil der neugermanischen Anschauung gemacht, in welcher der

vom Judenchristenthum, Römerthum, Resten des Heidenthums und christlichem (romanischem) Ritterthum beeinflußte und gestaltete Literaturkreis des deutschen Mittelalters wieder in den Hintergrund zurücktrat.

Die letzten Jahrhunderte, die, wie die Erde selbst, so auch die verschiedenen Literaturkreise derselben aufdeckten, haben auch deren Inhalt unserm Bewußtsein zugeführt und unserer Anschauung einverleibt und, um nicht von der lallenden Poesie zahlreicher Naturvölker zu reden, uns namentlich auch die arabische, persische und indische Literatur erschlossen, sodaß heute auch die Dichter der Hamasa und Abu-Seid von Serudsch, Hafiz und Saadi, Bhartrihari und Kâlidâsa in und aus unsern Poeten sprechen, und das brahmanische Alleins und die buddhistische Nirvana in den Köpfen unserer Philosophen spuken. Nur der chinesisch-japanische Literaturkreis, welcher sich jenseit der großen centralen Völkerscheide entwickelt hat, und mit dem wir erst zuletzt Bekanntschaft gemacht haben, steht uns noch ziemlich fremd gegenüber, obgleich auch hier der Dolmetsche schon genug vorhanden sind.

Dieser chinesische Literaturkreis hat sich, abgesehen von seinen Berührungen mit dem indischen (buddhistischen) Geiste, in seiner terrestrischen Absonderung völlig unabhängig entwickelt und kann daher der Gesammtheit der vorderasiatisch-europäischen Literaturkreise als ein Ganzes entgegengestellt werden. Die Abhängigkeit dieses letztern Kreises von der jüdischen Anschauung, die ja dem Christenthum und dem Islam gemeinsam ist, bleibt der chinesisch-japanesischen Anschauung ein Spott und eine Thorheit, und diese gemeinsame Abhängigkeit insbesondere ist es, welche jene letztern Kreise dem chinesischen gegenüber als eine Einheit erscheinen läßt. Die für uns gegensätzlichen Unterschiede zwischen christlicher und muslimischer Anschauung werden zwar auch dem Chinesen noch bedeutsam erscheinen, aber unsere Unterscheidungen zwischen dem occidentalischen (römischen) und dem orientalischen (byzantinischen) Christen-

thum, zwischen Romanismus und Germanismus, katholischer und protestantischer Anschauung, englischem und französischem Wesen werden ihm mehr und mehr unfaßbar. Die für unsere Anschauungen so tief gehenden und bedeutsamen Unterschiede zwischen der Weltauffassung eines Shakspeare und eines Voltaire, eines Corneille und eines Goethe sind für den Chinesen verschwindend klein und kaum wahrnehmbar; — mit andern Worten: die Gesammtheit der europäischen Literaturkreise erscheint ihm als ein einziger, in sich gleichartiger, ebenso wie für uns die keineswegs geringfügigen Unterschiede zwischen chinesischer und japanesischer Anschauung, die in den Literaturen dieser Völker hervortreten, auf den ersten Blick nicht vorhanden sind.

Die gesammte Lebensauffassung eines jeden ist durch den Geist des Literaturkreises bedingt, der seine Erziehung beherrscht hat. Es versteht sich von selbst, daß ein einzelnes europäisches Kind, das vom Säuglingsalter an in chinesischer Weise in China erzogen würde, auch chinesisch denken lernen und kein Bedürfniß empfinden würde nach den höhern Segnungen und Tröstungen unserer Weltanschauung.[1] Aber ebenso ist es nicht weniger gewiß, daß verschiedenen Culturkreisen angehörige Personen, welche bereits ihre volle Erziehung in den Anschauungen derselben genossen haben, einander bei weitem nicht in dem Grade *verstehen*, wie man dies gewöhnlich so annimmt. Es gehört vielmehr eine sehr weit verbreitete und zugleich gelehrte Bildung dazu, um nur zu der Einsicht zu gelangen, daß in solchem Falle das gegenseitige volle Verständniß überhaupt fast unmöglich ist; jeder legt in die Rede des andern den Sinn, den er nach seiner eigenen Grundanschauung hineinlegen kann, nicht den, welchen er nach der Anschauung des andern hineinlegen sollte. So werden denn auch z. B. Uebersetzungen aus Sprachen, welche verschiedenen Cultur- und Literaturkreisen angehören, nicht im eigentlichen Sinne völlig verstanden, und dies gilt nicht etwa blos von

freieren Uebersetzungen und Bearbeitungen, sondern fast mehr noch von genauen, wörtlichen Uebersetzungen. Wer eine wörtliche deutsche Uebersetzung der sogenannten Davidischen Psalmen liest, z. B. die des deutschen Alten Testaments von Zunz, glaubt wol, daß er den Geist des Originals vollkommen verstanden habe, wenn ihm die deutsche Wortfügung keine Schwierigkeiten bereitet; aber es ist dies keineswegs der Fall, sondern er legt dem hebräischen Original den Sinn unter, welchen die deutschen Worte in ihrer Verbindung für den Deutschen haben, und es gehört eine genaue Kenntniß des semitischen Geistes, welche erst durch lange Bekanntschaft mit demselben und überhaupt erst in reiferem Alter erlangt werden kann, dazu, um zu wissen, daß der dichtende Hebräer in seine Dichtung einen ganz andern Sinn gelegt hat, als der ist, den eine wörtliche Uebersetzung in die Sprache eines occidentalischen Literaturkreises zu enthalten scheint. Was wir in diesen Dichtungen allgemein auffassen, als auf das gleiche Verhältniß aller zum Gotte aller bezüglich, ist im semitischen Sinne vielmehr als ein persönlich oder national beanspruchtes Vorrecht zu nehmen; wo wir hohen, alles mit gleicher Liebe umfassenden Schwung der Seele zu erkennen glauben, da empfindet der Hebräer nur mit einer persönlichen Leidenschaftlichkeit, die von vornherein die Gleichberechtigung oder auch nur Mitbetheiligung aller ausschließt. Was uns weit erscheint, ist dort engherzig, das scheinbar Tiefe nur Ausdruck persönlicher Erregtheit oder Reflex eines nur persönlich empfundenen Leidens (Pathos), und das Zarte, das wir hineinlegen, gehört uns fast allein an. Mit vollem Recht sagt daher Renan[2]: „In der Poesie verbindet uns mit ihnen (den Hebräern) mehr als Ein Band, ohne daß wir ihnen deshalb tributpflichtig wären. Die Psalmen sind in gewisser Hinsicht eine unserer poetischen Quellen geworden. Die hebräische Poesie hat für uns an der Seite der griechischen Platz genommen, nicht als ob sie uns Muster bestimmter poetischer Gattungen geboten

hätte, sondern weil sie (für uns) ein poetisches Ideal abgibt, eine Art Olymp, wo infolge eines Prestiges, mit dem sie umkleidet worden ist, sich alles mit einer lichten Aureole färbt. Milton, Lamartine, Lamennais würden nicht existiren, oder nicht ganz so existiren, ohne die Psalmen. Und doch ist hier alles, was feinere Abschattung (nuance), alles, was zart und tief ist, unser Werk." Hecker sagt[3]: „Die berühmteste und lieblichste Aeußerung hebräischer Poesie, seit einem Zeitraume von 3000 Jahren Menschen aller Völker nicht nur durch die idyllische Einfachheit der Sprache, sondern auch durch tiefe und zarte religiöse Empfindung bezaubernd, ist ein Gedicht (Psalm 23), das wol das Erzeugniß eines Hirtenkönigs gewesen sein kann. Und doch brüstet sich dieser so nationale Held, Dichter und Soldat, wie er war, mit denselben blutigen Trophäen, welche uns an den Basreliefs der assyrischen und ägyptischen Könige mit solchem Abscheu erfüllen."

Der echte Hebräer würde uns, wenn er unsere ideale Auffassung seiner Poesie für einen Augenblick verstehen könnte, einfach verspotten, weil ihm dieselbe eine Verleugnung der eigenen Persönlichkeit einzuschließen schiene, welche der menschlichen Existenz nach semitischer Denk- und Lebensart die feste Unterlage entzieht, die allein nur ein Egoismus geben kann, welcher uns engherzig, ja unmenschlich und fast verbrecherisch erscheint. Davon aber merken wir nichts, weil wir den gelesenen Inhalt unbewußt, unserer eigenen Denkart gemäß, idealisiren.

Es ist uns bis heute nicht möglich, aus jenen Grenzen, welche nationale Eigenart und die durch unsere eigene Cultur und Literatur empfangene Erziehung uns gaben, völlig herauszutreten; Angehörige verschiedener Nationalitäten oder Culturkreise können einander in Angelegenheiten materieller Dinge und formaler Verhältnisse verstehen, aber nicht in Dingen, wo das Gemüth und die Gesammtanschauung mitsprechen. Shak-

speare ergötzt uns, indem er in seinem „Sommernachtstraum" die Gegensätze dreier Anschauungen, die sämmtlich Europa angehören, nämlich die des schönen und noch lebenskräftigen classischen Hellenismus in Herzog Theseus und seiner Umgebung, die zart poetische keltische oder keltisch-romanische Naturauffassung in Oberon und Titania und ihrem Gefolge, und das ungeschlachte Wesen des rohen Bürger- oder Handwerkerthums seiner Zeit und seines engeren Vaterlandes nebeneinanderstellt und äußerlich ineinander übergreifen läßt, ohne daß ein gegenseitiges Verständniß als möglich gedacht würde, und es ist ein beliebter Kunstgriff schlechter Poeten, scharfe Culturgegensätze nebeneinanderzustellen und die unmögliche Versöhnung derselben durch einen Salto mortale oder durch die Vermittelung eines copulirenden Deus ex machina als möglich erscheinen zu lassen.

Die Juden wohnen seit fast zwei Jahrtausenden mitten unter den Christen, und doch haben die großen Veränderungen, welche in den letzten drei Jahrzehnten eingetreten sind, die tiefe Verschiedenheit ihrer Denkweise von der unserigen, als bis heute fast ganz rein bewahrt, in erschreckender und gefahrvoller Weise wieder hervortreten lassen. Die neuen Verkehrsmittel und die täglich näher rückende Lösung der sogenannten orientalischen Frage bringen uns mit unwiderstehlicher Gewalt in nähere Berührung mit dem muslimischen Orient, aber wir müssen Renan in der Sache recht geben, wenn er sagt: „Der Araber, und in weiterem Sinne der Muslim überhaupt, sind heute weiter von uns entfernt, als sie es jemals früher waren. Der Muslim — und der semitische Geist ist in unsern Tagen vorzugsweise durch den Islam vertreten — und der Europäer sind, nebeneinandergestellt, wie zwei Wesen ganz verschiedener Art und haben nichts gemein in ihrer Art zu denken und zu empfinden."[4] Und doch kann der eherne Gang der Geschichte, wenn er fremdartige Culturkreise zusammenrückt und ineinanderschiebt, — und wenn es

hier erlaubt ist, teleologisch zu denken, d. h. so, als ob die Geschichte vernünftige und wohlwollende Zwecke verfolge, — und doch kann hier kein anderer Zweck gedacht werden als der, den ganzen Menschen dem ganzen Menschen zu nähern, bis ein gegenseitiges Verständniß erreicht ist, das nur noch an den Schranken der Persönlichkeit seine Grenzen findet. Dieses Ziel aber ist für die Menschheit ein durchaus ideales, schwebt in unendlicher Ferne, und bis jetzt hat die Berührung des semitischen Geistes mit dem arischen nur zu Kämpfen und einseitiger Vernichtung, wie in dem großen Kampfe zwischen Karthago und Rom, geführt, oder zu gegenseitiger Abstoßung, wie auf der Pyrenäischen Halbinsel in großem, auf andern europäischen Gebieten in kleinerem Maßstabe.

Die leiblichen Eigenschaften der Massen zu verändern, steht nicht in der Macht des Menschen, wohl aber scheint es seiner geistigen Natur, die ihn ja vor allen andern Lebewesen auszeichnet, zu entsprechen, wenn wir dem Geiste Macht zutrauen über den Geist, und die überlegene Würde des Christenthums als der Religion der Liebe fordert, daß wir auch im Kampfe die Pfade der Belehrung offen halten. Da gilt's denn vor allem, die Kreise und Bezirke, die der menschliche Geist in seiner Verschiedenheit sich geschaffen hat, schärfer gegeneinander abzugrenzen und die Besonderheit eines jeden genauer zu erkennen, um so des menschlich Gemeinsamen zu weiterer Ausbildung um so sicherer habhaft zu werden.

Betrachten wir nun die Literaturkreise, welche sich in den Anfängen unserer Cultur auf vorderasiatischem Boden ausgebildet haben.

X.

Altbabylonische Literatur.

Die assyrisch babylonischen Sprachreste gehören zwei verschiedenen Literaturkreisen an: einem ältern, sumerisch-akkadischen, und einem jüngern, semitischen, der vom erstern nach vielen Seiten hin abhängig ist. In diesem erstern zeigt sich die dichtende, mythenbildende Phantasie von einer relativen Mächtigkeit, wie sie dem rein semitischen Geiste nicht eigen, wohl aber dem arischen nahe verwandt ist. Zwar sieht man deutlich, daß der Semitismus in seinen beiden letzten Emanationen, dem talmudischen Judenthum und dem arabischen Islam, bereits Producte geistiger Verkümmerung und Vertrocknung geliefert hat, und die alttestamentliche Literatur sowol, als was von phönikischer und überhaupt altsemitischer Mythologie bekannt ist, zeigt unzweideutig noch eine vielseitigere und tiefere Natur- und Lebensauffassung und reichere Schöpferkraft der bildenden Phantasie, sodaß auf eine noch kräftigere erste Jugend zu schließen ist; aber der Unterschied zwischen dem mythisch-poetischen Gehalt der ältesten babylonischen Sprachreste auf der einen, und dem der assyrischen und althebräischen Literaturreste auf der andern Seite ist, trotz der offenkundigen Abhängigkeit der letztern von der erstern, doch schon so bedeutend, daß die beiden Kreise sich auf den ersten Blick deutlich voneinander abheben. Auch sieht man

sofort, daß eine Anzahl der ältesten griechischen Mythen entweder auf gleicher Grundlage mit der akkadischen Kosmogonie und Mythologie beruht, oder gar in das Verhältniß der Abhängigkeit zu ihr zu bringen ist, während der semitische Geist, wie die Thatsachen erhärten, nicht geschickt war, gerade diese Seite des Akkadismus lebhaft zu ergreifen, und auf jeden Fall unfähig, das etwa Ergriffene festzuhalten oder gar weiter zu bilden.

Es kann nicht unsere Absicht sein, eine vollständige Uebersicht und Classificirung der bisjetzt entzifferten sumerisch-akkadischen Texte und ihrer assyrischen Uebersetzungen oder Nachbildungen zu geben, vielmehr müssen wir uns auf eine kurze Analyse solcher Stücke beschränken, die nach dem Grade ihrer Vollständigkeit und Verständlichkeit den Ansprüchen des Lesers genügen können, und durch ihren Inhalt seine Theilnahme anziehen, weil dieser sich mit jüdischen und hellenischen Ueberlieferungen, die einen bedeutenden Theil der noch heute in uns lebendig wirkenden Anschauungen ausmachen, vielfach berührt. Wir führen hier zunächst solche Stücke vor, welche sich auf Kosmogonie und Theogonie, d. i. Entstehung der Welt und der Götter, beziehen.

Die Weltschöpfung.

Von der babylonischen Schöpfungssage besaßen wir, abgesehen von einigen andern zerstreuten Nachrichten der Alten (z. B. Damascius), schon aus den erhaltenen Fragmenten des Berosus, jenes babylonischen Priesters, der kurz nach 300 v. Chr. die uralten Traditionen seiner Heimat der hellenischen und hellenisirten Welt in griechischer Sprache vorlegte, eine Kenntniß, welche genügend war, um die Abhängigkeit des alttestamentarischen Schöpfungsberichts vom babylonischen erkennen zu lassen. Im letzten Jahrzehnt hat nun George Smith unter den assyrischen Thontäfelchen des Britischen Museums eine

Anzahl Fragmente aufgefunden und ſpäter zum Theil ergänzt, welche bedeutende Stücke des Originaltextes enthalten, und die nun ſchon in mehrfacher Ueberſetzung vorliegen.[1] Wir entnehmen ihnen das Folgende über: Weltſchöpfung, Sündenfall und Drachenkampf.

Anfänglich — ſo erfahren wir aus den Bruchſtücken der erſten Tafel[2] — war das Chaos, oder deutlicher das chaotiſche Meer, welches ſich aus innerer Bewegung in Himmel und Erde ſchied, denn Götter gab es noch nicht:

Zur Zeit, als oben noch namenlos (ungeſchieden) war der Himmel,
Unten noch nicht mit Namen benannt die Erde,
War Apſu (der Meeresabgrund), ihr [ſpäterer] Erzeuger, noch ohne Grenzen,
Mummu-Tiamat (das Chaos des Meeres) die Gebärerin ihrer Aller.
Ihre Gewäſſer, in Eins floſſen ſie zuſammen;
Noch nicht hatte eine Heerde ſich gelagert, noch war keine Pflanze geſproßt.
Zu jener Zeit war noch keiner der Götter erſtanden,
Keiner mit Namen benannt, das Schickſal noch nicht beſtimmt.
(Dann erſt) wurden die großen Götter gebildet:
Lahmu und Lahamu (die männliche und die weibliche Subſtanz) emanirten .....
Und ſie wuchſen in ....
Aſur (akkad. Sar) und Kiſar wurden gebildet.
Es verfloſſen die Tage [und dann entſtanden]
Anu, [Bel und Ea ...][3]

Mit andern Worten: Die Mutter des Lebens iſt das chaotiſche Meer, welches von vornherein ein männliches und ein weibliches Princip umſchließend gedacht wird; danach treten aus dieſem Chaos die getrennte männliche und weibliche Subſtanz (Lachma und Lachama, griech. Dache und Dachos) als erſtes Götterpaar hervor; als zweites Paar erſcheint dann die dieſe beiden Subſtanzen geſtaltende, in Formen bildende Macht, geſchieden in Himmel und Erde, (akkad. Sar, Schar, — aſſyr. Aſur — die obere Kraft, und Kiſar, Kiſchar, die untere) und ſo geht die Götter bildende Dichtung fort, bis nach langer Zeit auch die drei altbabyloniſchen (akkad.)

Hauptgötter Anu, Elim (assyr. Bel) und Ea (griech. bei Damascius: Anos, Illinos und Aos) erscheinen, eine Art Trimurti oder Dreieinigkeit bildend, welcher als weibliche Trimurti Nana (assyr. Anat), Nin (assyr. Belit) und Davkina (griech. Dauke) gegenüberstehen. Des Ea und der Davkina Sohn ist dann der eigentliche Weltbildner Bel-Maruduk (Merodach), der später zum besondern Schutzgott der Hauptstadt Babylon wurde, wie Asur für Ninive. Die weitere Entwickelung des reichen babylonischen Pantheons durch Zusammenfassung und hierarchische Gliederung alter Natur-, Planeten- und Localgötter können wir hier nicht verfolgen. Die spätere Zwölfzahl der großen Götter, welche zugleich die zwölf Jahresmonate und die zwölf Zeichen des Thierkreises regieren, sind bereits der Ausdruck eines astronomisch-theologischen Systems, obgleich ihr wirklicher Dienst sich noch auf die Hauptstädte des Landes vertheilt und so noch seinen localen Ursprung darthut. „Keine einzige Inschrift aus der Zeit vor 2000 liefert den Beweis, daß, wie dies in den spätern Epochen so häufig geschah, dem ganzen Kreise der großen Götter an irgendeinem Orte eine gleichzeitige Verehrung gezollt wäre" (Lenormant[4]). Dies geschah erst infolge einer Art religiöser Umwälzung durch Systemisirung der alten Götter, welche mit der politischen Vereinigung von Süd- und Nordbabylonien durch Sargon I. (Sar-gina, Scharru-kinu) zusammenfällt, der ca. 2000—1900 durch vierundfünzig Jahre regierte[5], die gesammte altbabylonische Literatur zum ersten mal sammelte und vereinigte und ihr Verständniß durch Anlegung von Nationallexika und Syllabarien förderte. Und so ist es geschehen, daß, während die Religionen der Völker Syriens und Palästinas beim Dienste der Stamm- und Localgötter verharrten, die Religion Babyloniens durch das Zusammenwirken der auf politische Einigung hinzielenden Factoren und der Thätigkeit einer mächtigen und einheitlich organisirten Priesterkaste ein künstliches und vielgegliedertes Ganzes darstellt, und damit

hängt es denn auch zusammen, daß, während bei andern semitischen Stämmen (z. B. Juda, Moab) es die engbegrenzte und engherzige nationale Ausschließlichkeit ist, welche den besondern Stammgott zum Einheitsgott auszubilden bestrebt ist, im Euphrat- und Tigristhal die expansive politische Herrschaftstendenz und der philosophische Gedanke dieselbe Arbeit verrichten. Der weitverbreitete Cult des ältern Bel (akkad. Elim) weist wol auf die Zeit zurück, in welcher Nipur erste Hauptstadt war; als dann Babylon die Metropole wurde, trat der dort verehrte (Bel-) Maruduk an die Spitze des Pantheons, während den Assyriern ihr Nationalgott Asur zum Einen höchsten Gott wurde. In ältester Zeit aber war Anu, der Gott von Erech, der erste im babylonischen Olymp[6] gewesen, und während später einerseits der Dienst seiner Tochter Istar (ursprünglich eine Vereinigung der Venus und Minerva in Einer Person), als der Liebesgöttin in gröberer Auffassung, beim Volke mehr und mehr den des obersten Himmelsgottes verdrängte, scheint anderseits in den Priesterschulen die Gestalt des Anu zum philosophischen Einheitsgotte Ilu (akkad. Dingira), dem „Einen und Guten", von dem auch Babylon (Bâb Ilu, d. i. Pforte der Gottheit) seinen Namen hat, umgestaltet worden zu sein. „Er ist der Eine und Gute, — diese beiden Bezeichnungen finden sich ausdrücklich in den Keilinschriften, — von dem die Neuplatoniker sagen, daß er in der Theologie der Chaldäer die gemeinsame Quelle aller Dinge darstelle. Und in der That wird in einigen Urkunden aus späterer Zeit, als die philosophische Sprache sich in den Priesterschulen bereits ausgebildet hatte, der Urquell oder das erste Princip auch der Eine Gott genannt."[7] Den gleichen Vorgang sehen wir in Aegypten in der Ausbildung des Amun zum philosophischen Einheitsgotte. Doch kehren wir nun, nach dieser nothwendigen Abschweifung in das mythologisch-religiöse Gebiet, zur babylonischen Schöpfungslegende zurück.

Wie man sieht, entspricht der Inhalt der ersten babylonischen Tafel den beiden ersten Versen des Alten Testaments: „Im Anfang schuf Gott [wörtlich die Götter[8]] den Himmel und die Erde, und die Erde war wüste und leer, und Finsterniß über dem Abgrund (hebr. tehôm), und der Geist Gottes (rûach ha-elohîm, der Wind der Götter) schwebend über den Gewässern." Der Ausdruck tehôm Tiefe, Meeresabgrund ist ein und dasselbe Wort mit dem tiamat des Keilschrifttextes. Smith-Delitzsch sagt[9]: „Wie man sieht, sind Keilinschrift und Genesis hier in vollkommenem Einklang: beide geben an, daß ein flüssiges Chaos der Schöpfung vorherging und den Ursprung und die Grundlage des Weltalls bildete; beide haben sogar für dieses Chaos den gleichen Namen .... Lachmu und Lachamu sind die männliche und weibliche Personification der Bewegung und Erzeugung; sie entsprechen dem auf dem Wasser schwebenden rûach, d. i. Wind oder Geist (der Götter) der Genesis."

Die aufgefundenen Fragmente der dritten und vierten Keilschrifttafel, welche mit der zweiten Tafel dem zweiten und dritten Schöpfungstage der Genesis entsprechen, sind für uns zu lückenhaft; das der fünften Tafel entspricht dem vierten Tage des Alten Testaments, nur ist der biblische Bericht sehr abgekürzt und viel allgemeiner und (astronomisch) ungelehrter gehalten. Dieses Bruchstück lautet wie folgt (Lenormant, „Origines" S. 497):

Herrlich machte er die Wohnungen, [zwölf] an Zahl, für die großen Götter;
Er theilte ihnen die Sternbilder zu und befestigte das Gestirn des Großen Bären (?).
Er befestigte die Zeit des Jahres und bestimmte ihre Grenzen.
Für jeden der zwölf Monate setzte er drei Sterne[10]
Vom Tage, da das Jahr beginnt, bis zu seinem Ende.
Er bestimmte die Häuser der Planeten, um ihre Bahnen an eine feste Zeit zu binden,
Daß keiner sie verfehle noch sich abwende.
Er befestigte die Wohnungen Bel's und Ea's neben der seinigen.

Er öffnete weit die großen Thore (des Himmels)
Und machte fest ihre Riegel zur Rechten und Linken ....
Er ließ Nannar (den Mond) erglänzen und gesellte ihn der Nacht bei
Und setzte fest die Zeit seiner nächtlichen Phasen, welche die Tage regieren;
Für den ganzen Monat bestimmte er, welches die Gestalt seiner Scheibe sein sollte u. s. w.

Es ist bereits anerkannt, daß die siebentägige Woche mit dem Ruhetage oder Sabbat (assyr. sabattuv) eine uralte babylonische Einrichtung war.[11]

Die sechste Tafel ist von Smith nicht aufgefunden worden. Die siebente, entsprechend dem sechsten Schöpfungstage der Bibel, berichtet die Erschaffung der Thiere[12]:

Als die Götter in ihrer Gesammtheit geschaffen hatten .....
Ließen sie werden lebendige Wesen .....
Vieh des Feldes, wilde Thiere des Feldes und Gewürm des Feldes ... u. s. w.

Die folgenden Bruchstücke handeln von der Erschaffung und Belehrung des Menschen, sind aber sehr fragmentarisch. Hier einige übersetzte Zeilen[13]:

Jeden Tag sollst du deinem Gotte dich nahen,
Opfer, Gebete des Mundes und Geräthe ....
Sollst du deinem Gott in Ehrfurcht bringen,
Was immer sich schicken mag für göttliches Wesen:
Flehen, Demuth und Beugen des Antlitzes,
Feuer sollst du ihm spenden und Tribut darbringen,
Auch heilig sein in der Furcht Gottes ....
Die Furcht Gottes sollst du nicht lassen,
In der Furcht der Engel sollst du leben u. s. w.

Dies sind die aufgefundenen Bruchstücke, welche sich auf die Weltentstehung beziehen. Der überaus vorsichtige Friedrich Delitzsch bemerkt dazu[14]: „Auch der biblische Weltschöpfungsbericht hat nunmehr innerhalb der babylonischen Literatur seine Parallele gefunden, und diese beiden Berichte zeigen ebenfalls nicht nur als Reflexionen über ein und dasselbe Problem, sondern auch in ihrem Baue und Ausdruck nahe

Verwandtschaft. Auch sie müssen in der bestimmten Form, in welcher sie auf uns gekommen, auf Eine Quelle zurückgehen, und auch hier zeigt sich schon an dem siebentägigen Schöpfungsverlaufe, daß das Stammhaus Babylonien ist. Natürlich gilt dies auch vom Thurmbau zu Babel und der Erzählung von Nimrod. Den Schlüssel zu diesem Wechselverhältnisse bietet die vom Alten Testament vielfach bezeugte Thatsache, daß Babylonien die Wiege des hebräischen Volks gewesen." Es ist hier indeß nicht von einer Urheimat die Rede, denn es leidet keinen Zweifel, daß die Hebräer wie alle übrigen Aramäer ursprünglich arabische Beduinen waren, die ihre Wanderungen, wie noch heutzutage die Beduinen thun, bis in die Ausläufer der kurdischen und armenischen Gebirge (Arpachschad) ausdehnten. Sie müssen aber jedenfalls, da Beduinen aus der Wüste keine eigentliche Cultur mitbringen, und die Juden sich von der altbabylonischen Tradition tief beeinflußt zeigen, längere Zeit in Südbabylonien oder dessen nächster Nähe gehaust haben, wie auch Schrader annimmt. „Daß dort auch", so fährt F. Delitzsch fort, „der Ursprung des biblischen Sündenfallberichts, welcher freilich, so wie er vorliegt, bereits durch den Geist der Jahve-Religion hindurchgegangen, seinen Ursprung habe, daß gerade für ihn sich ein babylonisches Seitenstück noch auffinden werde, ist von vornherein zu erwarten. Denn es ist nicht denkbar, daß ein so hoch begabtes Volk wie das babylonische, welches zugleich ein so tiefes Gefühl der Sünde und Schuld an den Tag legt, welches in allen Leiden und Beschwerden die durch Missethat verwirkte Strafe der Götter sah, und in dessen Bußgebeten sich die tiefste Zerknirschung über begangenes Unrecht und unendliche Sehnsucht nach Vergebung der Sünde und Tilgung der Missethat ausspricht, — daß dieses Volk nicht, wie über den Ursprung der Welt, so auch über den Ursprung der Sünde bestimmte Reflexionen und Ueberlieferungen gehabt haben sollte."

Diese Bemerkungen sind ohne Zweifel richtig, wie der Leser aus den am Schlusse dieses Aufsatzes mitgetheilten babylonischen Bußpsalmen erkennen wird; aber gerade diese sind nicht semitisch, sondern rein sumerisch, und erst durch Aneignung in das Assyrische übergegangen. Der rein semitische Geist, wie er uns noch unverfälscht, von keiner Cultur, keinem religiösen System beeinflußt, in den erhaltenen arabischen Gedichten der Zeit kurz vor Muhammed — z. B. in denen des Imru'l Kais[15] — entgegentritt, kennt das Bewußtsein der Sündhaftigkeit so wenig, daß er sich vielmehr dessen rühmt, was anderwärts Verbrechen heißt, und ganz derselbe trotzige Geist felsenharter seelischer Ungebrochenheit, der sich, wie jene Gedichte zeigen, in den Bewohnern der arabischen Wüsten bis in das 6. Jahrhundert n. Chr. erhalten hat, tritt uns auf der andern Seite noch im Alten Testament in dem Gesange Lamech's (1 Mos. 4, 23 fg.) entgegen, der sich vor seinen Weibern Adah und Zillah rühmt: einen Mann erwürgt zu haben für jede Wunde und einen Jüngling für jede Strieme, denn siebenzig- und siebenfach werde Lamech gerochen. Mit Recht hat Ewald dieses Ueberbleibsel der semitischen Urzeitpoesie für das älteste Stück des Alten Testaments erklärt, denn es geht jeder Cultur, auch der altbabylonischen, weit voraus. „Es athmet", sagt Lenormant[16], „einen solchen Grad ursprünglicher Wildheit, daß man es in den Mund eines Wilden der Steinzeit legen möchte, der um die Leiche seines Schlachtopfers tanzt, indem er die Steinaxt oder den Kinnbacken eines Höhlenbären als Waffe um sein Haupt schwingt."

Nach dem Gesagten war es wol zu entschuldigen, wenn George Smith von der Ueberzeugung ausging, daß die zerbrochenen Thontäfelchen der chaldäischen Genesis, die er in Händen hielt, auch die Erzählung vom Sündenfall und dem göttlichen Fluche enthalten müßten. Die Uebersetzung aber, die er in diesem Sinne versuchte, war übereilt, denn die betreffenden Bruchstücke enthalten, wie Delitzsch und Oppert bald

zeigen konnten, nichts von dem allen. Aber obgleich bisjetzt noch kein entsprechender Keilschrifttext gefunden worden ist, besitzt dennoch, wie Lenormant mit Recht sagt[17], „der Parallelismus der chaldäischen und hebräischen Traditionen in diesem wie in andern Punkten eine so große Wahrscheinlichkeit zu Gunsten jener Annahme, daß sie der Gewißheit fast gleichkommt". Nicht nur ist die Legende vom Paradies unzweifelhaft babylonisch, und es entsprechen nicht nur die das Paradies bewachenden Cherubim den geflügelten Stieren mit Menschenantlitz, welche vor den assyrischen Palästen Wache halten (assyr. kirubi)[18], sondern auch der Baum des Lebens und der Erkenntniß, der ja auch bei Indern und Persern eine Rolle spielt, ist ein vielfach dargestelltes und heilig gehaltenes babylonisches Symbol. Ja noch mehr, ein jetzt im Britischen Museum befindlicher altbabylonischer Steincylinder, dessen Alter schon jeden Gedanken an „spätere Entlehnung" ausschließt, trägt eine bildliche Darstellung, die — sagt Delitzsch[19] — nicht etwa „noch vieles Andere als den Sündenfall (wie Baudissin meint), sondern diesen einzig und ausschließlich darstellen kann". Dieser Cylinder (abgebildet bei Smith, S. 87) zeigt einen Mann, das Haupt mit dem babylonischen Turban bedeckt, und ihm gegenüber eine Frau, zu beiden Seiten des heiligen Baumes sitzend, an dessen beiden untersten Aesten je eine Frucht hängt, nach welcher Mann und Frau ihre Hände ausstrecken, und hinter der Frau erhebt sich eine Schlange, sie mit dem Kopfe überragend. Diese Schlange ist der Drache Tiamat, der die Macht des Chaos und der Finsterniß versinnlicht und auch in der bekannten Gestalt des Greifen mit löwenartigem, beschupptem Körper, langen Krallen und Adlerflügeln dargestellt wird.

Die Fragmente enthalten die Erzählung von einem förmlichen Kampfe der Götter gegen diesen Drachen Tiamat, und Smith war der Ansicht, daß diese babylonische Gigantomachie in der Schöpfungslegende ihre Stelle unmittelbar nach

der Legende vom Sündenfall zu nehmen habe. Als Vorkämpfer für die Götter tritt zuletzt Maruduk auf, bewaffnet mit dem Blitzstrahl und dem Sichelschwert, und nach erbittertem Kampfe, in welchem ihm die himmlischen Heerscharen beistehen, bezwingt er die Tiamat, für welche die Dämonen der Nacht und des Chaos fechten, und stürzt sie in den Abgrund. Einige Verse des noch wenig lesbaren Textes mögen hier ihre Stelle finden[20]:

Und Tiamat stürzte sich auf den Fahnenträger der Götter, Maruduk,
Feurig stürzten sie Einer auf den Andern im Kampfe
Und stießen zusammen in der Schlacht.
Der Herr der Götter zog sein Schwert und traf ihn,
Vor sich her sandte er den schlimmen Wind ...
Und Tiamat öffnete ihren Rachen, ihn zu verschlingen,
Aber der Gott hatte eindringen lassen in sie den schlimmen Wind,
Sodaß sie den Rachen nicht zu schließen vermochte.
Die Gewalt des Windes erfüllte ihren Magen,
Ihr Herz verzagte, und ihr Gesicht verzerrte sich,
Und Maruduk schwang seine schneidende Waffe und zerriß ihren Magen,
Er zerhieb sie in der Mitte und spaltete ihr Herz u. s. w.

Dieser Kampf Bel-Merodach's mit dem Drachen ist auf zahlreichen Bildwerken dargestellt, und wenn auch vielleicht nicht Apollo, der die Schlange Python tödtet, und Sigurd Fafnisbanar, so ist doch der heilige Michael, der in der Offenbarung Johannis „den großen Drachen tödtet, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführt", das directe Abbild Merodach's, und zu unserm Sanct-Georg haben der hürnene Siegfried und Michael-Merodach wol zugleich Pathen gestanden.

Legende vom Thurmbau.

Es ist bekannt, daß der jetzt noch 154 Fuß hohe Trümmerkegel von Birs Nimrud in der südlichen Vorstadt Borsippa des alten Babylon, wie von der jüdischen Tradition, so auch von den meisten Gelehrten als der sogenannte Sprachver-

wirrungsthurm betrachtet wird. Derselbe bestand aus sieben Terrassen oder Stockwerken, von welchen die nächsthöhere nach der Vorderseite jedesmal um 30, nach der Rückseite um 12 Fuß zurücktrat. Jedes Stockwerk war einem der bekannten sieben Planeten geweiht und bestand aus anders gefärbten Backsteinen, und daher ward der Bau der „Tempel der sieben Lichter der Erde" genannt. Die obersten Stockwerke hatte erst Nebukadnezar aufgesetzt. Dieselbe Ehre hatte er aber auch der auf dem andern Euphratufer nördlich von Babylon gelegenen Pyramide des Bel Maruduk (Merodach), welche jetzt noch den Namen Babîl führt, erwiesen, und da dieselbe überdies heute noch die imposanteste aller dortigen Ruinen ist, so ist auch sie hier in Betracht gezogen worden. Doch zeigt sie keine Spur ehemaliger Terrassen. Etagenförmige Thürme finden sich zwar auf Bildwerken noch mehrere abgebildet, ein mit voller Sicherheit auf die Sprachverwirrung zu deutendes Fragment hat sich aber bisjetzt nicht gefunden. George Smith hat indeß nicht ohne Wahrscheinlichkeit eine Tafel hierauf bezogen, auf welcher, nach seiner Uebersetzung, folgende Zeilen vorkommen:

[Klein] und groß, verwirrte er ihre Sprache.
Ihren starken Bau gründeten sie während des Tages;
Ihrem starken Bau bei der Nacht
Machte er gänzlich ein Ende.
Und in seinem Zorn ergoß er also die Rede,
Nach auswärts zu zerstreuen lenkte er seinen Blick;
Er gab diesen Befehl, ihr Rath ward verwirrt.

Die Deutung der Worte für „Sprache" und „starker Bau" ist aber willkürlich. Sayce[21] stimmt jedoch Smith's Auslegung bei und sieht in dem Thurmbau eine Parallele des griechischen Titanenkampfes, die den Ossa und Pelion aufeinanderthürmen. „Titan", sagt er, „mag wol der Etanna der Inschriften sein, den Istar im Hades sah, wo die Führer und Unbezwungenen, die Sänger und Großen und die Ungeheuer der Tiefe wohnten." Sieben Geister waren ihm unterthan, mit deren Hülfe

er eine Stadt von Ziegelsteinen baute, deren Thurm wol mit seiner Spitze den Himmel berühren sollte. „Der Thurm von Babel jedoch war das besondere Werk Sar-turi-elli's, des «Königs des heiligen Dammes». Aber das Herz des Erbauers war «gottlos gegen den Vater aller Götter» gewesen, und der Thurm war mit der Absicht, den Himmel zu stürmen, erbaut worden. Was daher während des Tages mit großer Mühe errichtet war, wurde durch die Winde während der Nacht umgeweht, und die Bauleute wurden «verwirrt» und «zerstreut», und ihre Rathschläge und Sprache wurden «befremdlich». Für lange Zeit blieb der eingestürzte Thurm ein Denkmal göttlicher Rache, bis zuletzt Nebukadnezar, auf der Höhe seines Ruhmes, den Bau zu vollenden beschloß." In den erhaltenen Bruchstücken des Berosus findet sich kein Hinweis auf die Legende. Eine solche bietet, außer der Bibel und Josephus Flavius, nur die sogenannte Berosische Sibylle bei Moses von Chorene. Der Versuch Lauth's, eine ägyptische Parallele nachzuweisen, kann noch nicht als gelungen betrachtet werden.[22] „Als die Semiten durch Wortspiel den Namen der Stadt Babel mit dem Zeitworte balbel (verwirren) verwechselten, mußte der alte akkadische Name des Platzes Ka-dingira, (Pforte Gottes), wovon Bab-el nur eine semitische Uebersetzung ist, längst vergessen gewesen sein."[23] Demnach wäre der semitische Wortwitz nicht als Ursprung der Legende zu betrachten, sondern er stimmte entweder zufällig mit einer ältern Sage überein, oder wäre eine absichtliche Bekräftigung derselben.

Izdubar-Legende.

Zwölf sechsspaltige Tafeln, leider vielfach verstümmelt, erzählen die Geschichte von Izdubar (Gis-dubar, auch Dubar), dem altbabylonischen Nationalhelden, dessen Name jedoch einstweilen nur nach der gebräuchlichsten Aussprache der Schriftcharaktere als Silbenzeichen supponirt ist, während dieselben

sicherlich ideographisch, nach ihrem assyrischen Sinnwerthe, zu lesen sind, was einstweilen noch nicht möglich war. Auf Izdubar paßt die biblische Figur Nimrod's; in der Form aber, wie die Sage vorliegt, stellt er eine Verschmelzung des altsumerischen Feuergottes mit dem historischen Nimrod zu einem mythischen Heros dar, aber ohne Zweifel auch einen Sonnenhelden und das Urbild des griechischen Herakles, durch Vermittelung des tyrischen Sonnengottes Melkarth. Er durchwandert die zwölf Zeichen des Thierkreises, und die Thaten und Leiden, die er in jedem derselben vollführt oder erduldet, entsprechen den Phasen des scheinbaren Sonnenlaufs. Lehrer, Rathgeber und Begleiter des griechischen Herakles war der Kentaure Cheiron, Sohn des Kronos; dieselbe Stellung bei Izdubar nimmt Ea-Bani ein, Sohn des Ea, des babylonischen Kronos. „Der Löwe, den Izdubar erschlug, ist der nemeische; der geflügelte Stier, den Anu sandte, um die Verachtung seiner Tochter zu rächen (der Istar nämlich, die vergeblich um Izdubar's Liebe geworben hatte), ist der Stier (Minotauros) von Kreta; der Tyrann Humbaba, den Izdubar «im Lande der Kiefern, dem Sitze der Götter und Heiligthum der Geister» erschlagen, ist der Tyrann Geryon; die von den Bäumen des Waldes jenseit «des Thorwegs der Sonne» getragenen Kleinode sind die Aepfel der Hesperiden, und die tödliche Krankheit des Izdubar selbst ist nichts anderes als das Fieber, durch das giftige Gewand des Nessus erzeugt. Lange ehe noch die griechischen Dichter das glänzende Gewebe ihrer Mythologie zu weben begannen, waren die Poeten Akkads schon am selben Werke beschäftigt gewesen, und war ihr Material das gleiche. Hier im alten Akkad ist aller Stoff vorhanden gewesen, aus welchem die reichste Dichtung und das wildeste Gebilde geformt werden konnten, und wir besitzen in den Fragmenten des Izdubar-Epos einen erstaunlichen Vorrath von Mythe und Legende.“[24] Es ist indessen nicht nur wahrscheinlich, sondern wol selbstverständlich, daß die

astronomische Einkleidung der Sage das Werk einer spätern Zeit, und daß ihr Held in der That als ein historischer zu betrachten ist. Karl der Große hört deshalb nicht auf, eine geschichtliche Person zu sein, weil ihn die Dichtung an die Stelle des Königs Artus gesetzt hat. Jedenfalls müßte dieser historische Held weit vor 2000 v. Chr. angesetzt werden, weil vor 2000 und später die Legende schon als solche herrscht, was durch Scenen aus derselben auf Siegelbildern bewiesen wird, die aus der Zeit der Könige von Akkad stammen.[25] Mit dem biblischen Nimrod hat er gemeinsam, daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn ist und als Neubegründer der babylonischen Macht seinen Anfang im Lande Sinear, in den Städten Babel, Erech, Akkad und Kalne nimmt, dann seine Herrschaft nordwärts über Assyrien bis an die armenische Grenze ausdehnt und Ninive gründet. Der biblische Nimrod ist ein Sohn Kusch's, und die bildlichen Darstellungen Izdubar's zeigen in Kopfbildung und Haarwuchs ein auffallend äthiopisches Gepräge. Schon Smith war überzeugt, daß späterhin die richtige Lesung für Izdubar die Aussprache Nimrod ergeben würde[26], und erblickte in Izdubar-Nimrod den Besieger des elamitischen Königs Humbaba und den Wiederhersteller der chaldäischen Macht in Babylonien ca. 2250 v. Chr. Falls dieser Ansatz richtig wäre, müßte man annehmen, daß später die Thaten Izdubar's in einen bereits vorhandenen, viel ältern Mythus eingekleidet worden wären, da in Anbetracht des für die Umbildung historischer Thatsachen in die vorliegende Mythe nöthigen Zeitraums jener Ansatz offenbar zu niedrig wäre. Auch Friedrich Delitzsch spricht sich entschieden für die Einheit und historische Bedeutung Izdubar-Nimrod's aus.[27] Hauptinhalt der Legende ist der folgende.

Izdubar, dessen Vater nicht genannt ist, hat in Erech (Uruk, Arku, jetzt Warka) einen Traum. Er sieht die Sterne vom Himmel fallen und fühlt, wie sie auf seinen Rücken aufschlagen, während ein Ungeheuer, einem Löwen ähnlich, über

ihm steht. Erwacht wendet er sich an die weisen Männer, damit sie ihm den Traum ausdeuten, und macht ihnen große Versprechungen. Er wird an den Eabani gewiesen, eine Art Satyr, der unter den Thieren des Waldes in einer Höhle lebt und mit Hörnern, Füßen und Schwanz eines Ochsen abgebildet wird, aber alle Geheimnisse der Natur und der Menschen kennt. Zwei Weiber, Samchat und Charimtu, überreden den widerwilligen Eabani, daß er nach Erech geht, um den Izdubar zu erproben, und nachdem er ihn würdig befunden, verheißt er, ihn zum König zu machen, wenn sie erst den Tyrannen Humbaba getödtet hätten. Izdubar gewinnt die Götter durch Gebet und Opfer und dringt dann mit Eabani in den Palast Humbaba's, der in einem Haine von Pinien und Cedern wohnt. Sie erschlagen ihn und nehmen die Krone mit. Izdubar wird als König anerkannt. Nun bewirbt sich Istar, in deren Gestalt hier, wie in Semiramis, die Person einer Königin und der Göttin verschmolzen scheinen, um Izdubar's Liebe, wird aber von diesem um ihrer zahllosen Liebhaber und des Verrathes willen, den sie an diesen geübt, zurückgewiesen[28]:

Ward Istar zornig und stieg zum Himmel hinan,
Und Istar trat hin vor Anu, ihren Vater,
Vor Anatu, ihre Mutter, trat sie und sagte:
Mein Vater, Izdubar haßt mich, und
Izdubar verschmäht meine Schönheit,
Meine Schönheit und meine Reize.

Auf ihre Bitte erschafft Anu einen Stier als Werkzeug ihrer Rache, aber Izdubar und Eabani besiegen und tödten diesen, und Istar flucht nun dem Izdubar. Zahlreiche Abbildungen stellen den Helden im Kampfe mit dem Stier und dem Löwen dar.

Jetzt sucht Istar, nachdem der Himmel nicht geholfen, Beistand in der Unterwelt, — sie fährt zur Hölle hinab. Diese Höllenfahrt Istar's wird in einem besondern Gedichte erzählt,

von welchem 138 Zeilen erhalten sind[29], und das wol als die weitere Ausführung einer Rhapsodie aus der Izdubar-Legende betrachtet werden darf, — zugleich aber auch als das älteste bekannte Vorbild aller Höllenfahrten, — der Eingang erinnert geradezu an Dante's Hölleninschrift:

Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem fernen, dem Gebiete der Verwesung,
Istar, Sin's Tochter, ihren Sinn
Richtete, — die Tochter Sin's [richtete ihren] Sinn
Nach dem Haus der Verwesung, der Wohnung Irkalla's,
Nach dem Hause, dessen Pforte ist ohne Ausgang,
Nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr,
Nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist,
Dem Orte, wo Staubes Menge ihre Nahrung, ihre Speise Lehm,
Wo Licht nie geschaut wird, wo im Düstern sie wohnen,
Wo Geister gleich Vögeln die Gewölbe durchschwirren u. s. w.

Es folgt nun die Erzählung von Izdubar's Krankheit und Eabani's gewaltsamem Tode, dessen Art und Weise nicht ersichtlich ist:

Izdubar über Eabani, seinen Freund,
Bitterlich wehklagte und warf sich nieder auf den Boden:
„Ich hatte kein Urtheil wie Eabani,
Schwachheit zog ein in meine Seele,
Tod fürchtete ich und legte mich auf den Boden.
Um den Rath Hasisatra's (des biblischen Noah) des Sohnes Ubaratutu's
Machte ich mich auf den Weg, und freudevoll ging ich.
In die Nachbarschaft der Berge begab ich mich bei Nacht,
Einen Traum sah ich und fürchtete mich;
Ich fiel auf mein Antlitz und betete zum Gotte Sin;
Vor die Götter kam mein Flehen,
Und sie sandten mir Frieden."

Er gelangt nun an den Rand der Erde, wo riesige Ungeheuer, halb Mensch, halb Skorpion (Thierkreis-Zeichen), die Sonne bewachen:

..... welche tagtäglich hüten die aufgehende Sonne;
Ihre Krone war an dem Gitter des Himmels,
Unter die Hölle waren ihre Füße gestellt.

Der Skorpion-Menſch hütete das Thor,
Glühend von Schrecklichkeit; ihr Ausſehen war gleich dem Tode,
Izdubar ſah ſie, und Furcht und Schrecken kam in ſein Antlitz.

Er theilt den Ungeheuern mit, daß er Haſiſatra beſuchen wolle, und dieſe beſchreiben ihm den Weg nach dem Lande der Seligen. Er ſetzt ſeine Wanderung fort und gelangt ſchließlich in eine Gegend mit Bäumen, deren Früchte Edelſteine ſind:

Dem Haine der Bäume der Götter war er an Anſehen gleich,
Smaragde trug er als Frucht.

Durch mehrere Abenteuer gelangt Izdubar endlich an die Gewäſſer, welche die Wohnungen der Seligen umgeben. Nach längerem Zwiegeſpräch mit dem Fährmann „Urhamſi" beſteigt er mit ihm ein Boot, das ſie ans jenſeitige Ufer trägt, wo Haſiſatra ihrer harrt. Nach Rede und Gegenrede erzählt dieſer, wie er unſterblich geworden, und berichtet damit zugleich über die große Flut.

Sintflut-Legende.

Haſiſatra, der Xiſuthros der griechiſchen Berichterſtatter, Sohn des Ubaratutu, iſt der babyloniſche Noah. Er war gerecht und wohnte in der Stadt Surippak (Larancha). Hier erhielt er von Ea, der die ſündige Menſchheit zu vertilgen beſchloſſen, in wiederholten Traumgeſichten den Befehl, ein Schiff zu bauen zu ſeiner und der Seinigen Rettung. — Haſiſatra erzählt.[30]

Ich will dir enthüllen, o Izdubar, die Geſchichte meiner Errettung
Und dir mittheilen den Rathſchluß der Götter.
Die Stadt Surippak — du kennſt ſie — iſt am Euphrat erbaut;
Alt war die Stadt, und [nicht ehrte man][31] dort die Götter;
[Ich allein] diente ihnen, den großen Göttern.
[Die Götter hielten Rath, berufen von][32] Anu;
[Eine Sintflut wurde vorgeſchlagen von] Bel

[Und gebilligt von Nabu, Nergal und] Adar.
Und der Gott [Ea], der unwandelbare Herr,
Verkündete (mir) wiederholt ihren Befehl im Traume;
Ich lauschte dem Schicksalsschluß, den er kundthat, und er sprach zu mir:
Mann von Surippak, Sohn Ubaratutu's,
Baue ein Schiff und vollende es [schnell],
[Durch eine Flut] will ich vernichten den Samen und das Leben.
So lasse denn besteigen das Schiff den Samen von allem, was Leben hat.
Das Schiff, welches du bauen wirst,
Sechshundert Ellen seien das Maß seiner Länge,
Und sechzig Ellen das Maß seiner Breite und Höhe;
[Lasse es] ins Meer und bedecke es mit einem Dach!

Nach einigen Einwendungen gehorcht Hasisatra und erbaut das Schiff in fünf Tagen; am sechsten besteigt er es, theilt es in Stockwerke und Kammern am siebenten und achten, und untersucht und verstopft die Risse und Spalten, durch welche das Wasser eindringt:

Auf sein Aeußeres goß ich dreimal 3600 Maße Erdpechs
Und dreimal 3600 Maße Erdpechs auf sein Inneres.

Dreimal 3600 Lastträger schaffen in Kisten die Lebensmittel herein; alles Gold und Silber und andere Habe wird mitgenommen; Sklaven und Sklavinnen und alles, was lebendigen Samen hat, das Vieh des Feldes, die wilden Thiere des Waldes und „die Söhne des Volkes" besteigen das Fahrzeug. Endlich gibt Samas, der Sonnengott, das bestimmte Zeichen, daß er am Abend werde regnen lassen; Hasisatra schließt die Pforten des Schiffes und überläßt es der Leitung des Piloten. Jetzt erscheinen die vernichtenden Götter: schwarzes Gewölke hebt sich vom Grunde des Himmels, Ramman's Donner erdröhnt in den Wolken, Nabu und Scharru stürmen vor ihm her, Gebirge und Ebene verwüstend; Nergal und Adar wetteifern in zerstörender Wuth, und die Dämonen des Abgrunds, von innen heraus die Erde mit gewaltigen Stößen erschütternd, vollenden die Vernichtung; Ramman's Flut aber schwillt bis zum Himmel empor, die Erde hat ihre Anmuth

verloren, ist in wüste Leere verwandelt, und weinend fliehen die erschreckten Götter in den Himmel Anu's:

Sechs Tage und ebenso viel Nächte vergingen,
Und Sturm und Wolkenbruch und Regen blieben in ihrer vollen Kraft;
Am Anbruch des siebenten Tages wurde der Regen schwächer, und die furchtbare Windsbraut,
Die angestürmt hatte wie ein Erdbeben, beruhigte sich.
Das Meer begann sich zurückzuziehen, und Sturm und Windsbraut nahmen ein Ende.
Ich blickte hinaus aufs Meer und schaute aufmerksam,
Und die ganze Menschheit war wieder zu Schlamm geworden;
Wie Wasserpflanzen schwammen die Leichen.
Ich öffnete das Fenster, und das Licht traf mein Angesicht;
Ich ward ergriffen von Schmerz und setzte mich und weinte,
Und meine Thränen flossen über mein Antlitz.

Indessen tragen die Fluten das Schiff über das Gebirge von Nizir, wo es durch sechs Tage sitzen bleibt:

Am Anbruch des siebenten Tages
Ließ ich eine Taube fliegen. Die Taube enteilte, drehte sich im Fluge
Und fand keinen Platz, da sie ruhen könnte, und kehrte zurück.
Ich ließ eine Schwalbe fliegen;
Die Schwalbe drehte sich im Fluge, enteilte
Und fand keinen Platz, da sie ruhen könnte, und kehrte zurück.
Ich ließ einen Raben fliegen;
Der Rabe enteilte und sah die Aeser auf den Gewässern,
Er fraß, ruhte sich aus, drehte sich im Fluge und kehrte nicht wieder.

Hasisatra läßt nun aussteigen, was im Schiffe war, baut einen Altar auf dem Gipfel des Berges und bringt ein Brandopfer, und die Götter, vom Dufte angelockt, versammeln sich. Bel, zuerst erzürnt über die Rettung so vieler Lebendigen, will alle vernichten, läßt sich aber durch Adar und Ea versöhnen und entführt Hasisatra und seine Gemahlin zu den Gefilden der Seligen „an der Mündung der Ströme".

Die Abhängigkeit der beiden, sich meist nur in verschiedenen Ausdrücken zweimal wiederholenden und nur theilweise voneinander abweichenden Sintflutberichte der Genesis (Kap. 6—9) von der babylonischen Legende ist unzweifelhaft, womit jedoch nicht gesagt ist, daß der uns zufällig bekannt gewordene Keil-

schrifttext als das eigentlich älteste babylonische Original zu betrachten sei. Auch die indische Flutsage bietet wichtige Berührungspunkte, welche sie von der babylonischen abhängig erscheinen lassen, während die eranische (altpersische) das Rettungsschiff in einen umzäunten Rettungsplatz, den „Garten Yima's", verwandelt.[33]

Wenden wir uns nun von der Sintflut-Legende, die im Epos von Izdubar nur eine Episode bildet, zum eigentlichen Helden zurück, so haben wir zum Schluß zu erzählen, daß Izdubar, von Hasisatra geheilt, mit Urhamsi heimkehrt nach Erech, wo er von neuem die Wehklage um Eabani anstellt. Es folgt dann eine Art Apotheose Eabani's, dessen Geist zu den Seligen emporsteigt, und mit der Schilderung eines Heldenbegräbnisses schließt das Gedicht.

„Solcher Art", sagt Sayce[34], „sind einige der Mythen, welche durch die Poeten des turanischen Babylonien zu Dichtungen verarbeitet wurden. Ihr Einfluß erhielt sich lange noch, nachdem die Sprache, in der sie verfaßt, ausgestorben war; sie kamen einerseits auf die Griechen, anderseits auf die Phönizier und Hebräer und wurden so ein Erbtheil der ganzen civilisirten Menschheit." Daß der Geist dieser Dichtungen nicht semitisch ist, liegt auf der Hand. Die größte und wichtigste Veränderung, welche die betreffenden Legenden bei der Aufnahme in die alttestamentliche Sammlung erleiden mußten, war deren Anpassung an den ausschließlichen Jahveh- (Jehovah-)Dienst der Juden, welche Anpassung selbst wieder einen mehr als tausendjährigen Proceß darstellt.

Zum Schlusse müssen wir hier noch den auffallenden, aber gleichwol ganz offenkundigen Einfluß besprechen, welchen auch die altbabylonische Liturgie auf die hebräische Dichtung ausgeübt hat, — was sich insbesondere nachweisen läßt durch

Die sumerischen Bußpsalmen.

Wir haben schon oben gesagt, daß zwei liturgische Sammlungen in sumerisch-akkadischer Sprache vorhanden sind, von

welchen die eine, Hymnen und Psalmen an verschiedene Götter enthaltend, mit dem altindischen Rig-Veda, die andere, aus Beschwörungen und Zaubersprüchen bestehend, mit dem Atharva-Veda verglichen worden ist. Wir sprechen hier nur von der erstern, betitelt „Die Klagen des reuigen Herzens", welche noch im sumerischen Urtext mit assyrischer Interlinear-Uebersetzung vorhanden ist, und theilen einige derselben nach den Uebertragungen von Lenormant und Schrader (aus der assyrischen Interlinear-Version) mit.

Nach Lenormant („Magie", S. 63):

Ich beuge mich in Demuth,
Und niemand reicht mir die Hand,
Ich löse mich auf in Thränen,
Und niemand ergreift meine Hand.
Ich bete mit erhobener Stimme,
Und niemand erhört mich.
Ich bin entkräftet, niedergedrückt,
Und niemand erlöst mich.

Herr, du wirst deinen Knecht nicht zurückweisen,
Inmitten der stürmischen Fluten eile ihm zu Hülfe,
Ergreife seine Hand!
Ich begehe die Sünde,
Verwandle du sie in Frömmigkeit!
Ich begehe Fehler,
Verwehe sie mit dem Winde!
Meine Lästerungen sind sehr groß,
Zerreiße sie wie einen Schleier!

Nach Schrader („Höllenfahrt der Istar", S. 92):

Strophe.

Herr, meiner Vergehungen sind viel,
Groß sind meine Sünden!
Der Herr, in seines Herzens Grimm, häufte Schmach auf mich;
Der Gott, in seines Herzens Strenge, überwältigte mich.

Gegenstrophe.

Istar ließ sich nieder auf mich,
Machte bittern Kummer mir.
Zu Boden warf ich mich,
Niemand erfaßte meine Hand;
Laut schrie ich,
Niemand hörte mich!

„Wir haben nicht nöthig, den Leser auf das tiefempfundene Sündenbewußtsein und die Innigkeit der Religiosität, welche sich in diesem Liede ausspricht, sowie auf die enge Verwandtschaft des assyrischen Bußpsalms mit den Gesängen des Psalmbuches nach Form und Inhalt aufmerksam zu machen" (Schrader [3]). Daß der sogenannte Parallelismus der hebräischen Poesie, vermöge dessen ein und derselbe Gedanke mit geringer Veränderung seines Sprachkleides ein zweites mal zum Ausdruck gelangt, schon den sumerischen Vorbildern angehört, ist in der That sehr beachtenswerth; aber auch der ägyptischen Poesie ist er nicht fremd. Was nun aber das „tiefempfundene Sündenbewußtsein" betrifft, welches aus den sumerischen Bußpsalmen spricht, so kann man mit aller Sicherheit behaupten, daß es nicht altsemitisch ist, daß es weder die Vorfahren der Juden noch die der Assyrier aus der arabischen Wüste mitgebracht haben; denn hierfür besitzen wir, wie schon gesagt, einen sichern Maßstab in dem, was von Poesie der heidnischen Araber noch aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. erhalten ist, und die Schilderungen unserer heutigen Reisenden von den sittlichen Zuständen der eigentlichen Wüstenbewohner liefern hierzu das völlig passende Gegenbild. Wir müssen deshalb jenes Gefühl als ein Ergebniß der Cultur überhaupt und in unserm besondern Falle als eine Frucht jener Schulung betrachten, welche die Semiten im alten Babylonien von den Sumeriern und Akkadiern empfangen hatten, in deren nächster Nähe sie sich beträchtliche Zeiträume hindurch bewegt haben müssen. Wieviel in der altbabylonischen Mythologie und in

der Auffassung des Verhältnisses der Menschen zur Gottheit uraltes Gemeineigenthum der weißen Rasse ist, der wie die Japhetiten und Semiten so auch die Turanier angehören, darüber lassen sich kaum Vermuthungen aussprechen. Sicher ist, daß das akkadische Babylon für uns einen Centralpunkt vorstellt, von welchem aus nach allen Seiten ein tiefer und umfassender Einfluß in religiösen Dingen ausstrahlt. „Auch die Göttin", sagt Tiele[36], „deren Cultus sich weiter verbreitete als irgendein anderer, die von den Persern als Anâhita oder Anâhata, von den Semiten als Anahid oder Anat, von den Indoskythen (Turaniern) als Nana, als Anaitis oder Nanaia von den Griechen und im ganzen römischen Reich verehrt wurde, sodaß man ihr Bild sogar in der Schweiz gefunden hat, — sie finden wir bei den Akkadiern als Nana, die Mutter, wieder (oder Anat, die Göttin des Himmels). Von da haben es die semitischen Völker genommen, und hat es sich nun von Volk zu Volk fortgepflanzt. Auch auf den Ursprung der religiösen Reform bei den Baktrern und Persern, die dem Zoroaster zugeschrieben wurde, wirft die Kenntniß des Gottesdienstes der Sumir und Akkad ein überraschendes Licht. Es kann nicht gleichgültig sein, daß beide Religionen in so vielen bezeichnenden Eigenthümlichkeiten übereinstimmen: die dem Feuer zugeschriebene außerordentliche Heiligkeit, die besondere Berücksichtigung der Sternengeister, der Glaube an die Macht der Zaubersprüche und die Auffassung des Lebens als eines unablässigen Kampfes zwischen den guten und bösen Geistern." Auch diese Gemeinsamkeit zwischen Turaniern und Ariern eröffnet den Ausblick rückwärts in ungezählte Jahrhunderte.

Man weiß, welche ungeheure Wichtigkeit die jüdisch-christliche Tradition dem Babylonismus als dem ausgesprochensten Gegensatz der neuen Offenbarungsreligion beigelegt hat, aber die einschlägigen Vorstellungen waren nur unklar; die Entzifferer der Keilschriften haben das Dunkel gelichtet. Schließen wir mit den Worten Tiele's[37]: „Als Mittelpunkt der ältesten (?)

Civiliſation iſt Babylon während vieler Jahrhunderte für die damals höchſtentwickelten Völker das geweſen, was Rom im Mittelalter für Europa war. Es hat, bewußt oder unbewußt, für eine lange Zeit eine geiſtige Herrſchaft, oft angefochten, aber jedesmal wiedergewonnen, zu führen gewußt. Eine Religion, die eine ſolche Stadt als Hauptſitz innehatte, verdient wol der Gegenſtand ernſter Studien zu ſein, und die Urkunden derſelben dürfen wol ein Gewinn für die Wiſſenſchaft genannt werden."

Es muß aber feſtgehalten werden, daß der babyloniſchen Religion, wenn nicht früher, ſo jedenfalls durch den aſſyriſchen Eroberer Sargun I. (ca. 2000; S. 54) und deſſen politiſch-religiöſe Verſchmelzungsverſuche der Charakter des Synkretismus, d. i. der Vereinigung ungleichartiger und theilweiſe einander widerſprechender Vorſtellungen aufgedrückt wurde, wovon in einem ſpätern Kapitel die Rede ſein wird.

XI.

Der assyrische Literaturkreis.

Die hier folgenden Stücke gehören einer Zeit an, in welcher der Semitismus in Lebensanschauung und Sprache schon längst die Herrschaft in den mesopotamischen Ländern an sich gerissen hatte, und die innere Verwandtschaft der Ideen sowie ihres Ausdrucks in der Sprache mit Anschauung und Sprechweise der Hebräer tritt uns sofort mächtig entgegen. Zunächst stehen hier einige historische Königsinschriften.

Inschrift des Königs Asur-Nasir-Habal (883—859).[1]

„Vor Zeiten hat Asur, mein großer Herr, meinen Namen angekündigt. Emporhebend meine Herrschaft über die Könige der vier Weltgegenden, hat er den Ruhm meines Namens gemehrt. Sein unbesiegbares Geschoß hat er in die Hand meiner Macht gelegt. Länder und ungeheuere Wälder hat er mir zur Ausbeute gegeben und meinem Willen unterworfen. Im Gehorsam gegen Asur, meinen Herrn, überstieg ich schwierige Pfade, und unzugängliche Gebiete überzog ich mit dem Angriff meiner Heere ohnegleichen. Im Anfange meiner Herrschaft, in meinem ersten Feldzuge, hat Gott Samas, der Richter der Länder, mich mit seinem glücklichen Schatten bedeckt. Den Thron meines Königthums habe ich fest begründet,

mit dem Scepter der Herrschaft über die Menschen habe ich meine Hände beladen. Meine Streitwagen und Heerhaufen habe ich gezählt (gemustert); schwierige Bergpfade und Gegenden, die unzugänglich waren für den Durchzug der Streitwagen und der Heere, habe ich durchzogen. Zum Lande Nimme kam ich; die Stadt Libi, ihre Hauptstadt, die Stadt Surra, die Stadt Abuku u. s. w., mächtige Städte, habe ich in Besitz genommen. Viele von ihnen tödtete ich, Gefangene, Schätze und Rinder nahm ich ihnen ab u. s. w. Ihre Städte zerstörte ich, warf sie um und verbrannte sie mit Feuer.

„Danach zog ich weg aus dem Lande Nimme gegen das Land Kirruri u. s. w. Pferde, Maulthiere, Rinder, Schafe, Ziegen, eherne Gefäße legte ich ihnen als Tribut auf; einen Statthalter in meinem Namen setzte ich über sie. Während ich so im Lande Kirruri zurückgehalten wurde, entriß ich ihnen durch die Macht Asurs, meines Herrn, das Land Khirzanaja und das Land Khubuskaja; Pferde, Silber, Gold, Blei, Kupfer und eherne Gefäße brachten sie mir als Tribut. Vom Lande Kirruri zog ich gegen das Land Khulun u. s. w. Meine Soldaten fielen wie die Vögel über sie her. Zweihundertundsechzig ihrer Krieger fing ich mit den Waffen; ihre Köpfe schnitt ich ab und häufte sie zu Pyramiden. Die übrigen von ihnen, wie die Vögel in ihr Nest, flohen in die Höhlen der Berge; ihre Beute und Schätze holte ich von den Bergen herab; ihrer Städte inmitten ausgedehnter Wälder bemächtigte ich mich und verbrannte sie mit Feuer. Die Leute, welche sich der Unterwerfung unter mich entzogen hatten, kamen herab und umfaßten meine Füße. Tribute und einen Statthalter legte ich auf sie. Den Bubu, Sohn des Babuja, den Befehliger der Stadt Nistun, ließ ich schinden in der Stadt Arbela und bedeckte mit seiner Haut die Mauern.

„In jener Zeit verfertigte ich ein Bildniß meiner Gestalt und schrieb darauf die Geschichte meines Ruhms, in den Bergen des Landes Ekin u. s. w.“

Setzt man hier an die Stelle des Namens Asur den Namen Jahveh, so könnte der Bericht für biblisch gelten. Jener ist der assyrische, dieser der jüdische Nationalgott. Anders fassen auch die Assyrer selbst diesen letztern nicht auf. Die Gesandten Sennacherib's sagen zu den Juden[2]: „Höret nicht auf Ezechias, denn er täuscht euch, wenn er euch sagt: Jahveh wird uns retten. Haben die Götter der Völker, ein jeder sein Land vor der Hand des Königs von Asur gerettet? Wo ist der Gott von Hamath und von Arpad? Wo ist der Gott von Sepharvaim, von Ana und von Ava? Wo sind unter den Göttern der Völker die, welche ihr Land vor meiner Hand gerettet hätten, sodaß Jahveh Jerusalem retten würde?" Auf den persischen Keilinschriften, deren Abfassung durch den assyrisch-babylonischen Curialstil stark beeinflußt war, tritt an die Stelle Asur's der iranische Auramazda. Auf der großen Inschrift von Nakśch-i-Rustem spricht Darius[3]: „Der große Gott der Götter ist Auramazda, der Himmel und Erde geschaffen und die Menschen geschaffen hat, der Hoheit den Menschen verlieh" (an entsprechenden Stellen: „der jede gute Verheißung den Menschen gab"), „der den Darius zu einem Könige, welcher ein König über viele Könige ist, gemacht hat. Ich bin Darius, der große König, der König der Könige u. s. w. Im Schirme Auramazda's sind es diese Länder, welche ich beherrsche u. s. w."

Große Inschrift Sennacherib's (Sinachirib, Sanherib) über seine Belagerung Jerusalems.[4]

„Im Laufe dieses (meines dritten) Feldzugs habe ich belagert und eingenommen die Städte Bet-Dagan, Joppe, Banaibarka, Azor, die Städte, welche unterthan waren (dem König von Askalon) Sidka, und die nicht anerkannt hatten meine Macht.

„Die Statthalter, die Großen (und) die Einwohner von Amgaruna (Migron oder Ekron) hatten verrathen ihren König Padi, der gegen das Land Asur freundschaftlich und wohl-

gesinnt war. Sie hatten ihn mit Ketten beladen und ausgeliefert an Hazakia'u (Ezechias) vom Lande Ja'uda (Juda).

„Sie thaten übel, ihre Herzen zitterten. Die Könige vom Lande Musuri (Aegypten), die Bogenschützen, die Streitwagen, die Rosse des Königs von Miluhi (Meroe) vereinigten sich in Menge ohne Zahl, um gegen mich zu ziehen. Die Anführer stellten sich in Schlachtordnung in der Umgegend der Stadt Altaku (Ettekeh) und hielten Heerschau. In meiner Unterwürfigkeit gegen den Gott Asur, meinen Herrn, focht ich gegen sie; ich schlug sie in die Flucht. Die Wagenlenker, die Männer des Königs von Musuri und die Wagenlenker des Königs von Miluhi wurden gefangen in der Mitte des Schlachtgetümmels. Ich belagerte und nahm die Städte Altaku und Tamna (Timnah) und führte ihre Einwohner in die Sklaverei.

„Ich wandte mich zurück gegen die Stadt Amgaruna; ich tödtete den Statthalter und die Großen, die sich empört hatten, und heftete ihre Leichname an Pfähle auf den Wällen der Stadt. Ich verkaufte als Sklaven die Einwohner, die theilgenommen an der Empörung; ich verzieh denen, welche sich nicht betheiligt hatten an diesem Verbrechen. Ich habe holen lassen ihren König Padi aus der Stadt Ursalimmi (Jerusalem) und ihn wieder eingesetzt auf den Thron seines Königthums, und legte ihm einen Tribut auf, um meine Oberherrschaft zu sichern.

„Aber Hazakia'u vom Lande Ja'uda unterwarf sich nicht. Ich habe angegriffen sechsundvierzig Städte, starke Plätze, Festungen ohne Zahl; ich habe ihrer Wuth getrotzt; ich habe sie angegriffen mit Feuer und Schwert und Kriegsmaschinen. Ich habe sie erobert und eingenommen. Ich habe weggeführt 200150 Gefangene jeden Alters, Männer und Frauen; Pferde, Esel, Maulthiere, Kamele, Ochsen und Schafe ohne Zahl. Ihn selbst (den Ezechias) schloß ich ein in der Stadt Ursalimmi, seiner Hauptstadt, wie einen Vogel in seinem Käfig. Ich schloß ein und belagerte die festen Thürme, welche die Stadt be-

herrschten, und hielt fest alle, welche das große Thor der Einschließung durchschreiten wollten. Ich trennte von seinem Lande die Städte, welche ich schon genommen hatte, und gab sie an Mitinti, König der Stadt Asdudu (Asdod), an Padi, König der Stadt Amgaruna, und an Ismibel, König von Khaziti (Gaza). Ich verkleinerte sein Reich und fügte dem Tribut, den er zahlte, neuen Tribut hinzu, um meine Oberherrschaft zu sichern. Da erschreckte die große Furcht vor meiner Majestät den Hazakia'u, König vom Lande Ja'uda. Er entließ die Truppen, die er vereinigt hatte zur Vertheidigung der Stadt Ursalimmi, seiner Hauptstadt, und schickte Gesandte zu mir in die Stadt Ninua (Ninive), meine Hauptstadt, mit dreißig Talenten Goldes und achthundert Talenten Silbers, mit Metallen und Edelsteinen und Perlen .... Thronsessel, eingelegt mit ..... von Sandelholz und Ebenholz, den Inhalt seiner Schatzkammer, seine Töchter, die Frauen seines Palastes, seine Sklaven und Sklavinnen; dann schickte er zu mir seinen Gesandten, um mir Tribut anzubieten und Unterwerfung."

Inschrift Nabuchodonosor's (Nebukadnezar) im Tempel zu Borsippa.[5]

„Borsippa ist die Stadt, da man den Gott (Merodach) anbetet. Ich habe sie geschmückt und dort das Heiligthum erbaut, seine ewige Wohnung, und seine Ausschmückung vollendet mit Gold und Silber, Metallen und kostbaren Steinen, mit glasirten Backsteinen, mit Holz von Mastix und Cedern. Mit Gold habe ich bedeckt das Getäfel im Heiligthum, da der Gott Nebo ruht, die Thür des Allerheiligsten der .... mit glänzendem Silber. Ich habe mit Alabaster überzogen die Säulen der Pforte des Heiligthums des ..... und den äußern Umfang des Tempels mit Backsteinen von verschiedenen Farben. Ich habe den Fuß der Altäre mit getriebenem Silber

geziert und die Säulenhallen und die Pfosten der Thüren aus großen Steinen erbaut. Fest habe ich den Tempel gegründet zum Staunen der Menschen. Wiederhergestellt habe ich das Heiligthum von Borsippa, den Tempel der sieben Lichter der Erde."

Man vergleiche mit dieser Schilderung den biblischen Bericht über den Salomonischen Tempelbau (1 Kön. 7).

Als Probe gottesdienstlicher Dichtung geben wir einen Hymnus an Samas, den Sonnengott[6]:

Herr, Erleuchter der Finsterniß, der das Dunkel durchdringt;
Guter Gott, der die Gedemüthigten erhebt und die Schwachen stützt!
Die großen Götter wenden ihre Blicke nach deinem Lichte;
Die Geister des Abgrunds suchen begierig dein Antlitz .....
Wie ein Bräutigam ruhst du, voll Freude und Anmuth,
Mit deinem Glanze erreichst du die Grenzen des Himmels;
Du bist die Fahne dieses weiten Erdenkreises.
O Gott, die Menschen, die in der Weite wohnen, schauen auf dich und freuen sich.

Ein Thontäfelchen der Bibliothek Sardanapal's enthält neben anderm auch ein Gebet für die Stadt Asur, die alte Residenz der assyrischen Könige, für den Beherrscher Assyriens und sein Volk. Wir geben das Folgende nach der Uebersetzung Schrader's[7]:

„.... Freude des Herzens, Uebung des Rechts, Orakelertheilung ... der Stadt Asur gewähre! Ferne Tage, ewige Jahre, eine starke Waffe, ein langes Leben, viele Tage der Ehre, Vorherrschaft unter den Königen verleih dem König, dem Herrn, der dieses seinen Göttern darbrachte! In großer, zahlreicher Menge seinem Reiche Bewohner verleihe! Gut das Leben er vollende! Ueber die Könige die Herrschaft, das Königthum der Nationen er ausübe! Zu hohem Alter er gelange! Zu der Gewährung dieser Wünsche hinzu möge ein Land mit Silberhimmel, mögen Altäre ...., mögen Segensgüter zu ihrer Nahrung und süße Lust, sie zu beseligen, ihnen zutheil werden! Einhalt des Kummers und

des Jammers wird nahen bei den Göttern, die in Assyrien wohnen." —

„Der allgemeine Charakter der semitischen Lyrik", sagt Schrader[8], „ist auch diesem Liede unverkennbar aufgeprägt. Die Gedanken entfalten sich durchweg in parallelen Gliedern, und in den Ausdrücken werden wir ganz unmittelbar an die alttestamentlichen Bittlieder erinnert, wenn auch im ganzen die Diction einfacher und minder schwungvoll ist. In auffallender Weise mahnt in mancher Beziehung das Lied an die beiden Königspsalmen Ps. 45 und 72. Die Bitte „um Recht und Gerechtigkeit", der wir an der Spitze des 72. Ps. begegnen, treffen wir auch in dem unserigen an; die «starke Waffe» (des unserigen) erinnert an die «scharfen Pfeile» Ps. 45, 6; die «fernen Tage» und «ewigen Jahre» erinnern an die «ewige Segnung» Ps. 45, 3 (vergleiche übrigens auch die «Länge der Tage auf immer und ewig» Ps. 21, 5), die «Vorherrschaft unter den Königen» an die «Könige, die sich beugen» vor dem Könige des Psalmendichters Ps. 72, 11 u. s. w."

Von der assyrischen Nachbildung der altsumerischen Bußpsalmen haben wir schon im vorhergehenden Kapitel (S. 93 fg.) gesprochen, und wir finden weiterhin noch oft Gelegenheit, zu zeigen, daß der, wie es scheint, so tiefreligiöse Sinn und der leidenschaftliche Ausdruck desselben, den wir als ausschließlich jüdisches Eigenthum zu betrachten gewohnt waren, den zeitgenössischen Völkern Vorderasiens und Aegyptens gemeinsam waren, und wer mit den Gesetzen literarischer Wirksamkeit vertraut ist, erkennt leicht, wie viel von der geistigen Wirkung, welche jene religiöse Lyrik heute auf uns macht, auf die Fremdartigkeit der jenen Völkern gemeinsamen literarischen Formen zurückzuführen ist.

In Betreff weiterer Schlüsse, die aus diesem Verhältniß zu ziehen sind, sagt Ménant[9]: „Die Entzifferung der assyrischen Texte hat insbesondere die Aufmerksamkeit solcher er-

regt, welche die Beziehungen kennen zu lernen wünschten, die zwischen dem jüdischen Volke und den großen Reichen von Ninive und Babylon möglicherweise stattfinden konnten. Wir haben gesehen, daß gewisse assyrisch-chaldäische Denkmäler uns Traditionen über den Ursprung der Welt überliefern, denen ähnlich, welche noch im Geiste der heutigen Gesellschaft lebendig sind, und man kann sich den Folgerungen nicht verschließen, welche aus den hier möglichen Vergleichen uns entgegentreten. Was uns betrifft, so vermögen wir uns nicht einem System anzuschließen, welches die allgemeine Geschichte Vorderasiens der Existenz eines Volksstammes unterordnen möchte, der am Ende doch nur ein Glied einer Gruppe ist, und welches diesen Stamm als die Achse betrachtet wissen will, um welche die andern Nationen gravitiren mußten."

Bevor wir uns nun aber der Betrachtung des jüdischen Literaturkreises zuwenden, müssen wir uns erst zum westlichsten Gliede des chamitisch-semitischen Culturkreises begeben, den Aegyptern nämlich, deren Literatur, soweit sie uns bekannt ist, in ihren Anfängen noch um anderthalb Jahrtausende vor die aufgehellten Anfänge der altbabylonischen zurückreicht und die jüdische, welche noch viel jünger ist als die babylonische, nicht minder beeinflußt hat, als diese es gethan.

XII.

Der ägyptiſche Literaturkreis.

Was wir im erſten Kapitel, in Uebereinſtimmung mit Lepſius u. a. über die Herkunft der Aegypter geſagt haben, daß ſie nämlich aus Vorderaſien eingewandert ſeien, mag hier noch Lauth bekräftigen. Er ſagt[1]: „Unterſucht man die phyſiologiſche Beſchaffenheit der Bewohner Aegyptens, ſoweit das Material in Mumien vorliegt, ſo erhält man den unabweislichen Eindruck, daß dieſelben mit den Bewohnern Vorderaſiens zu der nämlichen Raſſe gehörten, alſo auch wol von demſelben Grundſtocke ausgegangen ſind. Noch deutlicher iſt dieſe Zuſammengehörigkeit durch die Sprache erwieſen: Je weiter man in der Kenntniß des ägyptiſchen Idioms voranſchreitet, eine deſto nähere Verwandtſchaft mit den ſemitiſchen Sprachen ſtellt ſich heraus. Dieſer Umſtand läßt den Gedanken an Autochthonie der Aegypter nicht aufkommen. Da nun ihr äthiopiſcher Urſprung ebenfalls als beſeitigt anzuſehen iſt, ſo bleibt nichts anderes übrig anzunehmen, als was ein Blick auf die Karte ohnehin jedem Unbefangenen aufdrängt: nämlich die Einwanderung aus Aſien über die Landenge von Suez. Wenn ſich aber dies ſo verhält, ſo müſſen die Einwandernden außer der phyſiologiſchen Beſchaffenheit und Sprache, die nach Aſien weiſen, auch von dem Grundſtocke der Sagen etwas mit nach Aegypten gebracht haben.“ Und hieran iſt um ſo weniger

zu zweifeln, als auch die entwickelte ägyptische Literatur selbst, obwol sie bis heute nur zu einem geringen Theile bekannt geworden, in den behandelten Stoffen und in der Form der Darstellung die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Anschauung mit dem semitischen Culturkreise deutlich verräth.

Wir unterscheiden hier zu rascher Uebersicht für unsere Zwecke drei Hauptperioden der altägyptischen Entwickelung: die ägyptischen Anfänge, die Periode des Geschlossenseins in sich bis zur Zeit der Hyksosherrschaft, und die dann folgende einer häufigen Berührung und stärkeren Wechselwirkung mit dem semitischen Vorderasien. Was die ägyptische, der Schrift noch entbehrende Urzeit betrifft, die historisch sich nur in schwachen Umrissen vom Dunkel abhebt, so könnte über deren Anschauungen nur aus Ueberresten geschlossen werden, die sich, nachdem sie manche Umbildung erlitten, etwa noch in den literarischen Denkmälern späterer Zeit erhalten hätten. Auf diesem Wege hat nun neuerdings Lauth versucht, Gemeinsames zwischen Altägypten und Altbabylonien nachzuweisen, und zwar in den Sagen vom Paradies, der Sintflut und dem Thurm von Babel. In Betreff des Paradieses, das auch bei den Aegyptern „ein doppeltes Gesicht hat, gerade wie unser Paradies“[2], indem es einerseits auf den ursprünglichen Wohnsitz der Menschen im Garten Gottes hinweist, anderseits auf die himmlische Wohnung der Seligen, behauptet Lauth, daß ihm der in den ägyptischen Texten unzähligemal erscheinende Name des „heiligen Gefildes“ Aalu entspreche, aus welchem nach der Ansicht fast aller Aegyptologen das griechische Elysion geworden ist, und zwar, wie Lauth ansprechend meint, in ganz ähnlicher Weise wie aus dem ägyptischen Acheru-nuti, d. i. „die göttliche Unterwelt“, griechisch acherunti und weiterhin acherusia geworden sei, und daß man sich die ursprüngliche Lage desselben, wie aus seiner Darstellung an der Cheops-Pyramide und aus einer Stelle des Todtenbuchs hervorgehe, als eine östliche gedacht

habe. Diese Andeutungen sind aber, gegenüber der reich entwickelten babylonischen Legende vom Paradies und Sündenfall, noch nicht genügend, um als Beweis für die allerdings wahrscheinliche Gemeinsamkeit der ursprünglichen Sage gelten zu können. Mit hinlänglicher Deutlichkeit aber tritt dieselbe bei der Sintflut-Sage hervor. An den Wänden der Grabkammer des Königs Sethosis I. ist eine Inschrift entdeckt worden, in welcher Naville[3] „die Vernichtung der Menschen durch die Götter" (la destruction des hommes par les dieux) erzählt findet, und diese deutet Lauth auf die Sintflut, und wie uns scheint, mit Glück. Es ist dort jedenfalls von einer Versammlung der Götter auf Befehl des Sonnengottes, dann von der Vernichtung der Menschen durch (Tefnut, d. i. Speiend-Naß, oder) Hathor, „die Gebieterin der obern Gewässer", und von einem „aufwärts fahrenden Schiffe" (Chontithit) die Rede, und die Anordnung des ganzen Verlaufs erinnert vielfach an den babylonischen Text.

Was den Thurm von Babel betrifft, so beschränkt sich das von Lauth[4] Beigebrachte nur darauf, daß in der Stadt Anu (On, Heliopolis), dem Hauptsitze astronomischer Studien in Aegypten, die Sternwarte Benben oder Belbel geheißen habe, d. i. zwei Spitzen oder Thurm mit zwei Absätzen (Reduplicativ-Bildung), und daß, dem entsprechend, die Stadt auch das ägyptische Babylon genannt worden sei, während bei der babylonischen Thurmsage die Sprachverwirrung die Hauptsache bleibt, an welche hier nichts erinnert (vgl. S. 85).

In die zweite Periode, in welcher Aegypten, politisch und geistig schon hoch entwickelt, seine glücklichste Zeit durchlebt zu haben scheint, fällt ohne Zweifel auch die Abfassung und Zusammenstellung des bekannten Todtenbuches in seinen Haupttheilen. Von König Menkera (der vierten Dynastie ca. 3300 v. Chr.), d. i. 2000 Jahre vor Moses, wird erzählt, daß er seinem Sohne Horduduf eine Untersuchung der Heiligthümer Aegyptens befohlen, und daß dieser hierbei das

64. Kapitel des Todtenbuches, welches in sehr dunkler Sprache einen Abriß der ägyptischen Lehre von dem Zustande der Seele im Jenseits gibt, aufgefunden habe, und zwar im Tempel zu Hermopolis (Sesun) zu Füßen des Gottes Thot, in Blau auf Alabaster geschrieben.[5] Nach andern soll die Entdeckung dieses Kapitels noch um einige Jahrhunderte früher in die Zeit des Königs Hesepti (erste Dynastie) fallen.[6] Nicht weniger alt sind ohne Zweifel auch die Anfänge der zweiundvierzig heiligen Bücher, welche der Gott der Wahrheit und Gerechtigkeit, der himmlische Schreiber Toth, verfaßt haben sollte, und welche nicht nur die religiösen und liturgischen Vorschriften, Hymnen und moralische Betrachtungen, sondern auch die Kosmogonie und Geographie, Astronomie und Astrologie, die Lehre von der heiligen Schreibekunst, von den Maßen und Gewichten und dem bürgerlichen Recht umfaßten.

Das Todtenbuch, welches in Rollenform jeder Mumie ins Grab mitgegeben wurde, ist erhalten und zeigt eine Sammlung von Gebeten und Formeln, deren sich die Seele vor den zweiundvierzig Richtern der Unterwelt, die im Namen des Osiris Recht sprechen, zu ihrer Entlastung bedienen soll, und schon aus diesen Formeln, deren Abfassung in ihren Anfängen gewiß über vier Jahrtausende v. Chr. zurückgeht, spricht ein Geist der Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und Milde gegen alle Menschen, der, in der Theorie wenigstens, auch heute nicht überboten werden könnte. Im 125. Kapitel wird der Seele das negative Bekenntniß der zweiundvierzig Capitalsünden in den Mund gelegt. Brugsch[7] sagt hierüber: „Ich kenne keinen Satz in diesen Bekenntnissen, der nicht die vollste Berechtigung hätte, in der religiösen Sittenlehre unserer modernen und vorgeschrittenen Zeit eine würdige Stelle einzunehmen. Neben den Verboten, zu tödten oder tödten zu lassen, zu stehlen, zu lügen, zu betrügen, zu wuchern, Maß und Gewicht zu fälschen, Unzucht zu treiben, Tempelgut zu rauben, die Opfer zu schmälern, gegen Gott, den König oder die Aeltern

Verwünschungen auszustoßen, Verbrechen und Vergehen, welche das Gesetz in aller Strenge ahndete, nehmen der Mehrzahl nach eine Reihe von Sittengesetzen eine gleichberechtigte Stelle vor dem Throne des ewigen Richters ein. Sie verbieten jede Art von Gewaltthat, Herzenshärte und Liebllosigkeit, sie warnen vor Heuchelei, Hochmuth, Stolz, Ueberhebung, Geiz, Unbarmherzigkeit, Jähzorn, Rache, sowie vor allen Handlungen, durch welche der Stärkere dem Schwächeren, der Vornehme und Reiche dem Armen Schaden und Leid zu bereiten vermag. In den Nebentexten, welche diese Bekenntnisse begleiten, wird außer der Gottesfurcht die Barmherzigkeit als das vornehmste Gebot hingestellt. Die Inschriften drücken dieses Gebot durch die alterthümliche Formel aus, daß der Mensch dem Hungerigen Speise, dem Durstigen Tränkung, dem Nackten Kleider und dem Verirrten die Weisung auf den rechten Weg zu gewähren habe. Biblische Anklänge, wie in diesem Falle, oftmals bis zu denselben Worten hin, verrathen einen engern Zusammenhang allgemein geltender Vorstellungen über Humanität und Menschenliebe, die, unabhängig (?) voneinander in ihrem Ursprunge, auf gemeinsame Anschauungen über Zucht und Sitte bei gleichzeitig lebenden und benachbarten Völkern des Morgenlandes zurückleiten dürften."

Da in den historisch aufgehellten Zeiten ein stetiger geistiger Verkehr zwischen Aegypten und Vorderasien bis über Babylonien hinaus offen zu Tage liegt, und bisjetzt auch jede neue Aufhellung durch aufgefundene Denkmäler die Anfänge dieses Verkehrs in eine tiefere Perspective zurückschiebt, so haben wir auch keinen Grund, eine volle gegenseitige Unabhängigkeit in den Ursprüngen der sittlichen Anschauungen der Culturvölker zwischen Nil und Euphrat anzunehmen. Jedenfalls aber — das zeigt schon der unvergleichlich größere Reichthum der Gedankenentwickelung und die größere Fülle des Sprachausdrucks — sind die Aegypter innerhalb jenes

Culturkreises in jeder geschichtlichen Epoche als die weiter fortgeschrittenen zu betrachten,. womit denn auch ihr hochentwickelter Nationalstolz zusammenhängt, und das deutet wieder auf eine längere ununterbrochene und gleichmäßige (continuirliche) Entwickelung, als sie den Vorderasiaten vergönnt war, wo die Revolutionen ziemlich rasch aufeinander folgen. Jede solche gleichmäßige Entwickelung großer Massen unter Umständen, die das Leben nicht allzu hart machen und so das Mitleid abstumpfen, wird, der menschlichen Natur entsprechend, die Gefühle der Mitempfindung verschärfen und mit dem Bewußtsein der Nächstenpflicht die Forderungen an den Einzelnen erhöhen. Der literarische Ausdruck dieser Mitempfindung ist aber mit der Ausübung der entsprechenden Pflichten nicht zu verwechseln, vielmehr wird auch im alten Aegypten die Kluft zwischen Sollen und Thun mindestens nicht geringer gewesen sein, als sie in der heutigen Christenheit ist. Jedenfalls aber legt jener literarische Ausdruck Zeugniß ab von dem tief menschlichen Geiste der Gesetzgebung, in welchem die Aegypter ohne Zweifel alle Vorderasiaten weit hinter sich ließen. Die jüdische Gesetzgebung z. B. zeigt sich nur als ein ärmlicher Auszug der ägyptischen mit so starker Neigung zur nationalen Ausschließlichkeit und demgemäß auch zum äußerlichen Formelwesen, daß ein höherer Grad von Menschlichkeit hier von vornherein nicht gewaltet haben kann, wie ihn denn die jüdische Geschichte auch nie bethätigt hat. Daß die ägyptische Cultur des vierten und dritten Jahrtausends v. Chr. nicht abhängig gedacht werden kann von der jüdischen, deren Anfänge in die Mitte des zweiten Jahrtausends fallen, und von der wir selbst noch heute abhängig sind, ist selbstverständlich.

Die eigentliche literarische Schulung des jüdischen Volkes in größerem Maßstabe hat, wie wir später sehen werden, um 650 v. Chr. begonnen; die Anfänge der bewußten Schulung durch literarische Hülfsmittel in Aegypten fällt spätestens

ins vierte Jahrtausend. Das Todtenbuch und die heiligen Schriften erschöpften keineswegs den literarischen Reichthum jener Periode. Ein Grab bei Gizeh aus der Anfangszeit der sechsten Dynastie (ca. 2700) barg einen königlichen Großwürdenträger, der neben andern Titeln noch den eines „Verwalters des Bücherhauses" führte. Also gab es damals nicht nur eine Literatur überhaupt, sondern dieselbe war auch reich genug, um Bibliotheken zu füllen, „und", sagt Maspero[8], „ihre Wichtigkeit war so groß, daß ein Hofbeamter besonders mit der «Conservirung» der königlichen Bibliothek betraut wurde. Er hatte zweifelsohne, außer den zeitgenössischen Werken, die unter den ersten Dynastien geschriebenen Bücher in seiner Obhut, — Bücher, die sich aus Mena's (Menes ca. 3800) Zeiten und vielleicht von den Königen vor Mena herschrieben: religiöse Werke, nach den maßgebenden, in den Tempeln bewahrten Texten copirte Kapitel des Todtenbuches, wissenschaftliche Abhandlungen über Geometrie, Medicin und Astronomie [etwa um 2800 v. Chr. wurde nach genaueren Beobachtungen die frühere astronomische Theorie umgestoßen, und auf die neue ein neuer Kalender gebaut], Geschichtsbücher, in denen die Aussprüche und Thaten der alten Könige, dazu die Jahresanzahl ihres Lebens und genaue Regierungsdauer enthalten waren, Handbücher der Philosophie und praktischen Moral und vielleicht auch einige Romane mußten den Bestand dieser Bibliothek bilden".[9]

Und wir besitzen ein Werk, das in jener Bibliothek sicher vorhanden war, das „älteste Buch der Welt", wie man es bisjetzt mit Recht genannt hat. Der sogenannte Papyrus Prisse in der Nationalbibliothek zu Paris, zu Anfang der zwölften Dynastie (ca. 2500) geschrieben, ist das Bruchstück eines ethisch-philosophischen Sammelwerkes. Die ersten Blätter enthalten den Schluß einer Schrift über Moral von einem gewissen Kadjimna, der unter den Königen Huni (Eyenes) und Snefru (ca. 3400[10]) lebte. Die folgenden Blätter

sind ausgelöscht; den Schluß aber bilden die „Unterweisungen des Ptah-Hotep". Deren Verfasser schrieb unter dem Könige Asas (ca. 3045[11]) und war, wie seine Titel zeigen, ein Prinz aus königlichem Geblüte. Die vollständige wissenschaftliche Analyse dieses uralten Schriftwerkes bietet noch viele Schwierigkeiten. „Aber sind diese erst überwunden", sagt H. Brugsch[12], „so wird der Papyrus Prisse sein Auferstehungsfest feiern und der erstaunten Neuzeit mit lauter Stimme zurufen: Du jüngstes Kind des Menschenthums, was du als sittliche Grundlage erkannt und als Errungenschaft des Fortschrittes erkämpft zu haben glaubst, das habe ich dreiundfunfzig Jahrhunderte vor deiner Zeit längst gewußt und habe es den damals lebenden Mitmenschen gelehrt: die Menschenliebe und die Menschenwürde, die Pflicht und die Freiheit. Man wolle mich nicht übertriebener Vorstellungen über die sittlich hohe Bedeutung des alten Ptah-Hotep zeihen, noch halte man mich in dem Verdacht möglicher Selbsttäuschung in Bezug auf die Erkenntniß des Inhaltes seines Werkes. Ein seit fünfundzwanzig Jahren nie versäumtes Studium der neunzehn Seiten, welche das ganze Schriftstück bilden, hat mich ein Urtheil gewinnen lassen, dessen Richtigkeit die Mit- und Nachwelt vollständig anerkennen wird. Ptah-Hotep schrieb nicht unter dem Einflusse des Gesetzes und der (bestehenden hierarchischen) Propheten, sondern aus innerster Seele heraus, redete in alter kräftiger Sprache, wie ein Seher zu seinem Volke, von der Zucht und von der Sitte, welche den Menschen führen und leiten sollen, und als deren Grundlage er den Gehorsam wiederholentlich bezeichnet. Der namenlose Eine Gott ist ihm das höchste, alles erschaffende, alles lenkende und regierende, die Menschen strafende und belohnende Wesen."

Die Schrift beginnt mit den Worten[13]: „Der Nomarch Ptah-Hotep spricht: O Hanhan (ein Gottesname), Herr des hohen Alters! Tritt das Greisenalter ein, so kommt die Kraftlosigkeit, und die (kindische) Schwäche beginnt von neuem

Der Greis liegt da, leidend alle Tage. Seine beiden Augen nehmen ab, seine beiden Ohren schrumpfen ein ... Das Herz wird dunkel, es erinnert sich nicht mehr an gestern ... In der Lage, in der ich bin, was soll da ein anderer Greis machen? Soll ich die Worte derer berichten, welche die Geschichte der frühern Zeiten vernommen haben? — die, welche die Götter selbst gehört haben? — Handle nach ihnen, wehre das Böse ab von den vernünftigen Wesen, greife die Verfluchten (? die dämonischen Mächte des Bösen) an! — Die Heiligkeit dieses Gottes (des angerufenen Hanhan) spricht: «Unterweise ihn in den Worten der Vergangenheit, und er wird in Erstaunen setzen groß und klein. Das, was man hören wird von ihm, wird durchdringen, denn es ist Gerechtigkeit (Wahrheit) des Herzens. Was er sagen wird, das wird nie Ueberdruß bringen.»"

Die Erhabenheit und Heiligkeit des schriftstellerischen Lehrberufs kann nicht einfacher und kraftvoller ausgedrückt werden, als es in den Worten dieses Greises geschieht, der vor fünf Jahrtausenden die Rohrfeder ansetzte zu den Worten: „Handle nach den Lehren der Alten, wehre das Böse ab von den Vernünftigen, greife die Dämonen an!" Und zugleich blickt man in die Perspective von Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden zurück, die damals längst vergangen waren, und deren beste Söhne schon das gleiche Amt geübt hatten. Das Folgende ist aus der „Lobrede der kindlichen Folgsamkeit und Aelternliebe" gezogen, welche einen Theil dieser Schrift ausmacht:

„Wenn du hörst auf das, was ich dir sage, so werden all deine Handlungen dem göttlichen Princip entsprechend sein. Für die, welche diese Lehren in Wahrheit aufnehmen und bewahren, sind sie wie Schätze, und ihr guter Name verbreitet sich im Munde der Menschen wegen der Trefflichkeit dessen, wozu sie sich bekannt haben. Wer alle diese Worte aufnimmt, dem stößt nie ein Uebel zu in dieser Welt. Es ist das Wort

der (alten) Meister (Sar), um den Menschen zu unterweisen, indem sie ihm sagen, daß er ein tüchtiger Mann wird, wenn er auf sie gehört hat; das ist ein gehorsamer und braver Mensch, sagt man, wenn er gehorcht hat, und zu guter Stunde wählt man ihn zum Vorgesetzten, und seine Tugend lebt in die Jahrhunderte, und seine vollkommene Genugthuung für die Ewigkeit." ... (Das Folgende nach Brugsch:) „Schön ist es, wenn wohl aufnimmt ein Sohn die Rede seines Vaters. Es wird ihm zutheil werden ein hohes Alter deshalb. Das heißt Gott lieb haben, wenn man gehorcht; den Ungehorsam haßt Gott. Das Herz bildet seinen Träger je nach dem Gehorsam und nach dem Ungehorsam, und das Wohlergehen des Menschen ist sein Herz. Der Gehorsame hört auf das Wort. Das heißt den Gehorsam lieben, wenn man handelt nach den Worten. Schön ist es, wenn ein Sohn seinem Vater gehorcht, und eine Freude ist es, wenn solches von ihm gesagt wird. Die beste Eigenschaft eines Sohnes ist seine Folgsamkeit; wenn solches von ihm gesagt wird, so wird es ihm leiblich wohlergehen (und er wird ein hohes Alter erreichen" — heißt es an einer andern Stelle). „Er wird in Achtung stehen bei seinem Vater; sein Gedächtniß wird sein bei den Menschen, welche leben auf der Erde, und bei denen, welche sein werden." Aehnliche Aussprüche des Alten Testaments, die fast wie eine Uebersetzung klingen, drängen sich hierbei sofort auf, und auch der Parallelismus der Gedanken (S. 95) tritt bereits in vielen Stellen deutlich hervor.

Selbstbescheidung und Gemeinsinn werden zur Pflicht gemacht. Es heißt (nach Brugsch): „Wenn du groß geworden bist, nachdem du gering warst, und wenn du Schätze erworben hast nach dem Mangel, du, der Erste dadurch in der Stadt (geworden), dann mache dich kenntlich durch das, was Nutzen schafft, und sei (hierin) der Oberste. Laß nicht übermüthig werden deine Seele ob deines Reichthums. Es ist dir gewesen der Urheber der Fülle (deines Reichthums) Gott. Nicht

stehe hinten der Andere (dein Nächster). Er sei dir gleich, denn es kann ihm werden ein gleiches Glück."

Der Werth des Wissens, um das Gute zu erkennen und zu üben, wird hervorgehoben und Milde geboten, weil sie zur eigenen Wohlfahrt nöthig ist. „Bist du weise, so sorge für dein Haus! Liebe deine Frau ohne Zank! Nähre sie, schmücke sie! Das ist die Lust ihrer Glieder. Gib ihr Wohlgerüche! Erfreue sie in deiner Lebenszeit!" — Von den ältesten erhaltenen Stücken der jüdischen Literatur wird die Schrift Ptah-Hotep's durch zwei Jahrtausende getrennt, also durch einen Zeitraum, der länger ist als die ganze bisherige Dauer des Christenthums, und doch gelangt hier schon die Vorstellung von der Einheit des Göttlichen zu deutlichem Ausdruck. „Ein Liebling Gottes ist der Gehorsame, der Ungehorsame befindet sich im Hasse Gottes", so heißt es (um die Worte eines andern Uebersetzers — Lauth's[14] — zu gebrauchen) bei Ptah-Hotep, und auch in der vorangestellten Schrift Kadjimna's (S. 112) übersetzt Lauth eine Stelle so: „Lehre, indem du dich beschränkest: unerkennbar ist das Gewordene, welches machte Gott (nuter), da er es (die volle Erkenntniß des Gewordenen) verwehrt." Den Kern der Frage scheint uns Lauth zu treffen, wenn er zur Erklärung des frühen Monotheismus der Aegypter — früh nur für uns, weil wir durch Erziehung, d. h. durch eine bestimmte Schulung, gewöhnt worden sind, den Glauben an die Einheit Gottes gleichsam als jüdische Erfindung zu betrachten — sagt: „Der Mensch fühlt sich in seinem Gewissen nur der monotheistischen Gottheit (aus deren Mund der kategorische Imperativ Kant's tönt) verpflichtet, während der trennende Verstand, unterstützt von der bilderschaffenden Phantasie, die ursprüngliche Einheit des Gottesbegriffs in eine polytheistische Vielheit der Attribute erweitert." Auch die tiefe Milde und Menschlichkeit der ägyptischen Anschauung trägt schon den Monotheismus in sich, denn sie kann nur dem Glauben an die Vaterschaft Eines

Gottes entspringen. Um die Entwickelung des scheinbaren Polytheismus der Aegypter zu erklären, diene noch das Folgende.

Paul Pierret, nachdem er ausgeführt, daß auch die Aegypter sich aus anfänglichem Sonnen- und Sternendienst (Sabäismus) durch Polytheismus zum Monotheismus durchgearbeitet haben müssen, fährt fort[15]: „Unglücklicherweise für uns scheinen es sich die Aegypter zum Gesetze gemacht zu haben, uns über ihre ersten tastenden Versuche in allen Dingen ganz im Dunkeln zu lassen; ihre ältesten Denkmäler zeigen sie bereits zur Idee von der Einheit Gottes gelangt, während wir sie gleichzeitig schon im Besitze einer reichentwickelten Cultur und einer völlig ausgebildeten Sprache erblicken. Sie sind Monotheisten unter dem Scheine von Polytheisten. Das haben bereits die anerkanntesten Autoritäten unter meinen Vorgängern anerkannt. Champollion-Figeac, als Dolmetsch der Ideen seines Bruders, hat erklärt[16]: «Wenige Worte genügen, um eine richtige und vollkommene Vorstellung von der ägyptischen Religion zu geben: sie war ein reiner Monotheismus, der sich äußerlich in symbolischer Verkleidung als Polytheismus darstellt.» Emanuel de Rougé[17] sagt: «Die ägyptische Religion begreift eine Vielheit localer Culte in sich. Jenes Aegypten, welches König Menes unter seinem Scepter vereinigte (nach Lauth kurz vor 4000 v. Chr.), war in Stämme (Provinzen) getheilt; jede dieser Landschaften hatte ihre Hauptgottheit mit einem besondern Namen, aber es ist immer dieselbe Lehre, welche unter verschiedenen Namen wiederkehrt. Eine Idee herrscht überall vor: die von einem einzigen und uranfänglichen Gotte; immer und allüberall tritt uns das aus sich selbst existirende Wesen als unnahbare Gottheit entgegen.» Dieser Gott ist einzig, ohne Genossen, unendlich, ewig, Namen und Gestalt verbergend, unsichtbar, unbegreiflich («das Wunder unter den heiligen Formen verbergend, das Niemand begreift»), allgegenwärtig, allmächtig und allerbarmend."

Maspero schildert den pantheistischen Monotheismus der ägyptischen Denker in folgender Weise: „Im Anfang war das Nu, der uranfängliche Ocean, in dessen unendlichen Tiefen sich die ungeordneten Keime der Dinge hin- und herbewegten (vgl. S. 75). Von aller Ewigkeit her befruchtete und gebar sich Gott selbst im Schose dieser noch gestaltlosen, im Flusse begriffenen Masse. Dieser Gott war ein einiges, vollkommenes, mit einem bestimmten Wissen und Erkennen begabtes und unerforschliches Wesen. Es ist der «Eine Einige, der wahrhaft Vorhandene, der einzig wirklich Lebendige, der alleinige Erzeuger im Himmel und auf Erden, welcher nicht erzeugt ward, der Vater der Väter und die Mutter der Mütter.» Stets sich selbst gleich, stets unwandelbar in seiner Vollkommenheit, allgegenwärtig in der Vergangenheit wie in der Zukunft, erfüllt er das Weltall so, daß auch kein Gleichniß der Welt nur einen schwachen Begriff von seiner Unermeßlichkeit zu geben vermöchte; man fühlt ihn allüberall, und nirgends wird er greifbar. Einig in seinem Wesen, ist er nicht einig in seiner Person. Er ist zu gleicher Zeit Vater, Mutter und Sohn Gottes. Von Gott erzeugt, von Gott geboren, ohne aus Gott herauszutreten, sind seine drei Personen Gott in Gott und tragen alle drei, anstatt einen Zwiespalt in die Einheit der göttlichen Natur zu bringen, zu seiner göttlichen Vollkommenheit bei. Dieser dreieinige Gott hat alle göttlichen Eigenschaften: Unendlichkeit, Ewigkeit, Selbständigkeit und unbegrenzte Güte. Diese höchsten Eigenschaften bringt er immerdar zur Entfaltung, oder «schafft», um mich eines Lieblingsausdrucks der religiösen Schulen des alten Aegyptens zu bedienen, «seine eigenen Glieder, welche da sind die Götter», die sich mit ihm zu wohlthätigem Wirken vereinen. Jeder dieser Götter zweiten Ranges kann, als Eins mit dem Einen Gott betrachtet, einen neuen Typus abgeben, aus dem durch denselben Vorgang wiederum andere untergeordnete Typen emaniren."

Brugsch sagt[18]: „Die religiösen Denkmäler geben das große und gewichtige Zeugniß, daß den Trägern der priesterlichen Weisheit die erhabene Lehre von der Einheit Gottes wohl bekannt war, und daß die mannichfachen Gestaltungen einer reichgegliederten Götterwelt nur Verhüllungen und Entstellungen jener ursprünglich reinen und später in den Mysterien enthaltenen Lehre darstellen. Diese Lehre vom Einigen Gotte wurde nur den Eingeweihten enthüllt und in schriftlicher, wiewol dunkler Auffassung den Todten in Gestalt eines Buches in Rollenform (Todtenbuch) als letztes Geleit mit in das Grab gelegt. Der Name des Einen Gottes wird in diesen Rollen nicht genannt, sondern nur umschrieben mit den Worten nuk pu nuk, «ich bin, der ich bin». Wer erinnert sich hierbei nicht sofort an die gleichen Worte 2 Mos. 3, 14?" Dort nämlich heißt es: „Da sprach Gott zu Moscheh: Ich werde sein (od. ich bin) der ich bin (e'hjeh ascher e'hje). Und sprach: «Also sprich zu den Kindern Israel: Ehjeh (ich werde sein, oder ich bin) sendet mich zu euch.»" — Und an einer andern Stelle sagt Brugsch[19]: „Die Steine melden, daß die Gottheit Eine ungetheilte, von Anfang an bestehende, alle Dinge erschaffende war, und daß sie vormals sich den verklärten Seelen als das mosaische «Ich bin der ich bin» offenbarte. Freilich ward nur den Eingeweihten diese reine Lehre kundgethan, und die Steine warnen vor Enthüllung, wenn sie den Jüngern der Mysterien zurufen: «Das ist ein sehr verborgenes Buch, laß es niemanden irgendwo jemals wissen! Sage es keinem Menschen, laß es kein Auge sehen, kein Ohr hören! Nur du allein sollst es wissen, sammt dem, der dich's gelehrt hat.»"

In der dritten Periode der Entwickelung Aegyptens erleidet mit der politischen Unabhängigkeit des Landes auch die der Geistescultur gewaltige Stöße durch den Einfall der semitischen Hykšos, die fünf Jahrhunderte lang das Delta besitzen und beherrschen und von da aus auch Oberägypten

in theilweiser Abhängigkeit und Bedrängniß erhalten, und — nach deren endlicher Vertreibung um 1600 v. Chr. — wurden durch wiederholtes Uebergreifen der neuerstarkten ägyptischen Macht nach Vorderasien die Berührungen mit dem semitischen Wesen vielfältiger und enger. Die Denkmäler liefern sogar den Beweis, wie die ägyptischen Könige jener Zeit, und selbst Ramses-Sesostris, die damals in Unterägypten noch zahlreich ansässigen Semiten durch Entgegenkommen auf religiösem Gebiete zu gewinnen suchten. In Tanis (Zoan des Alten Testaments), der alten semitischen Hauptstadt Unterägyptens, opferte Ramses dem Gotte der Fremden, Baal-Sutech. „Hier", sagt Brugsch, „war von den Beschützern Joseph's her der Baalcult, besonders nach der vom Könige Apophis gestifteten Form, geblieben, und Ramses huldigte ihm, gleichsam um die erzürnte Masse der unterägyptisch-semitischen Bevölkerung zu versöhnen und den Gott der Fremden für die Geschicke Aegyptens günstig zu stimmen. Das kolossale Sitzbild Ramses' II. in dem Säulenhofe des königlichen Museums zu Berlin, linkerhand, ist König Ramses' II. eigenes Bild, von ihm dem Baaltempel zu Tanis geweiht und vor dessen Eingängen aufgestellt." Ramses' II. Sohn, der Pharao des Auszuges, der vielbedrängte Menephthes, nannte sich auf seinen Königsschilden den „Verehrer des Sutech-Baal von Tanis". Es darf nicht bezweifelt werden, meint Soury[20], daß zur Zeit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie, „als die Thotmes und Ramses die Welt eroberten, die Kriege und der Handelsverkehr eine gegenseitige Durchdringung des ägyptischen und des asiatischen Geistes bewirkten, daß die Ideen und die Sprache der Aramäer das ganze Nilthal überfluteten. Die Götter und Göttinnen dieser Asiaten, deren Väter fünf Jahrhunderte über Unterägypten geherrscht hatten, Sutech, Baal, Resfu, Anata, Kadesch, Astarte, drangen in das Pantheon der Söhne Aegyptens ein; Astarte hatte ein Heiligthum zu Memphis wie in Sidon". Anschaulich beschreibt

Maspero, wie infolge dieses Einflusses die „feinen" Leute in Theben und Memphis ein Vergnügen darin fanden, ihre Sprache zu semitisiren, „wie unsere Elegants, wenn sie ihr Französisch mit schlecht ausgesprochenen englischen Worten versetzen".[21]

In dieser Periode zeigt sich das literarische Leben Aegyptens höchlichst entwickelt; es wird der Thätigkeit des Schriftstellers eine erhabene, wenn nicht die höchste Rangstufe zugewiesen, und es ist ein beliebter Vorwurf der Brief- oder Epistelliteratur jener Zeit, die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Beschäftigung mit Wissenschaft und Schriftstellerei gegenüber dem Leben und Leiden anderer Stände ins Licht zu setzen.

Unter Ramses II. (Miamun), den Sesostris der Griechen (neunzehnte Dynastie ca. 1400 v. Chr.), den gewaltigen Eroberer und Neubeleber des nationalen Geistes, fällt ohne Zweifel ein literarischer Aufschwung im nationalen Sinne. „Ist diese Literatur erst besser bekannt, so wird man vielleicht vom Jahrhundert Ramses' II. wie von denen des Perikles und Augustus reden" (Fr. Soury). Die erhaltenen und bisjetzt erklärten Ueberreste geben, ganz abgesehen von den geschichtlichen und den Grab-Inschriften, Muster fast aller literarischen Gattungen: des Epos, der Hymne und Ode, des Märchens und des Romans, der Epistel und der Satire, der Annalen und wissenschaftlicher, moralischer und rhetorischer Abhandlungen. H. Brugsch[22] sagt: „Zu den Koryphäen der Literatur, deren Reste sich so wunderbar bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gehörten, nach mehrern Andeutungen, vor allen neun Gelehrte am Hofe Pharao's (Ramses' II., — eine ägyptische Plejade!), an deren Spitze, als unerreichbar durch den Glanz seines Stils, ein gewisser Kagabu stand, mit dem Titel eines «Hüters der Bücherrollen». Der Obhut dieses altpharaonischen Oberbibliothekars zu Theben war sicherlich jene große Bibliothek anvertraut, von welcher uns ein alter Classiker (Diodor) besondere Meldung thut mit dem Bemerken,

daß dieselbe die Aufschrift getragen habe: ψυχῆς ἰατρεῖον, «Heilanstalt für die Seele», — Worte, welche unwillkürlich an das «nutrimentum spiritus» Friedrich's des Großen an der königlichen Bibliothek zu Berlin erinnern. Neben diesem Oberbibliothekar blühten die andern Meister gelehrter Bildung, deren Werke sich gleichfalls der Classicität bei den alten Aegyptern erfreuten, und deren Namen sich treu erhalten haben, wie die der Schriftgelehrten Hora, Meremapu u. a. (Pentaur, Amenemapt, Enna)."

Von des Schreibers Ani Maximen der Moral und Lebensweisheit, die er an seinen Sohn Khonschotep richtete, lautet die achte also[23]: „Hüte dich vor der Frau aus der Fremde, die unbekannt ist in ihrer Stadt! Besuche sie nicht! Sie gleicht allen ihren Schwestern. Habe keinen Umgang mit ihr! sie ist ein tiefes Wasser, und ihre krummen Wege sind unbekannt. Eine Frau, deren Gemahl abwesend ist, läßt dir Billete zustellen, lädt dich Tag um Tag zu ihr. Hat sie keine Zeugen, so tritt sie keck auf und wirft ihre Netze aus, und das kann zu einem todeswürdigen Verbrechen führen u. s. w." Viel reicher ausgebildet, aber verwandt ist die wol nahezu um ein Jahrtausend jüngere Ausführung in den Sprüchen Salomo's Kap. 7, 4 fg.: „Sprich zur Weisheit «Meine Schwester bist du», und «Verwandte» nenne die Einsicht, daß sie dich wahren vor dem fremden Weibe, vor der Ausländerin, die glatte Reden führt ... Sie tobt und ist unbändig, in ihrem Hause weilen ihre Füße nicht; bald auf den Gassen, bald auf den Plätzen und an jeder Ecke lauert sie. Und sie faßt ihn und küßt ihn, mit frechem Angesicht spricht sie zu ihm: «... Komm, laß uns schwelgen in Liebe bis an den Morgen, uns ergötzen in Lust; denn der Ehemann ist nicht zu Hause, er ist verreist in die Ferne u. s. w.»" Die Gemeinsamkeit gewisser typischer Züge tritt hier deutlich hervor.

Genau in die Lebenszeit Mosis fällt die Abfassung des Märchens von den zwei Brüdern zur Belehrung des

jungen Prinzen Seti Meri-Ptah (Mernephtah, Menephthes), des Sohnes von Ramses Miamun, durch den Schreiber Enna (Anana), welches also anhebt[24]: „Es waren zwei Brüder von Einer Mutter und Einem Vater. Anepu hieß der ältere, Batau hieß der jüngere. Da nun hatte Anepu ein Haus und hatte eine Frau. Sein jüngerer Bruder war bei ihm gleichwie ein Kind, und jener machte ihm Kleider. Er ging hinter seinen Rindern auf dem Felde. [Nur wenn] die Feldarbeit des Pflügens verrichtet wurde, dann mußte er allerlei Arbeit des Feldes mitverrichten helfen. Und siehe, sein jüngerer Bruder war ein guter Arbeiter, nicht gab es seinesgleichen im ganzen Lande. Nachdem der Tage viel geworden waren nach diesem, da war der jüngere Bruder bei seinen Rindern, wie es seine tägliche Gewohnheit war; so trieb er sie auch heim nach seinem Hause allabendlich und beladen mit allerlei Kraut des Feldes, auf daß er das Kraut seinen Thieren vorlege. Der ältere Bruder saß dann bei seinem Weibe, auf daß er trinke und äße [während der jüngere Bruder] in seinem Stalle war bei seinen Rindern. Wenn nun die Erde hell ward, und ein neuer Tag anbrach, und die Lampe [nicht mehr brannte], dann stand er auf vor seinem ältern Bruder und brachte die Brote nach dem Felde, auf daß er sie gäbe den Arbeitern, um zu essen auf dem Felde.... Nachdem der Tage viel geworden nach diesem, da waren sie auf dem Felde, und [sie hatten Mangel an Saatkorn], und er sandte seinen jüngeren Bruder, indem er also redete: «Eile und bringe uns Aussaat aus dem Dorfe.» Und sein jüngerer Bruder fand das Weib seines älteren Bruders, wie sie beim Flechten ihrer Haare saß. Da redete er zu ihr: «Stehe auf und gib mir Aussaat, denn ich muß auf das Feld eilen»... Da redete sie zu ihm: «Geh, öffne die Kornkammer, auf daß du nehmest, was deine Seele begehrt, denn es möchte mein Haar auseinandergehen auf dem Wege.» Als sie den Jüngling schwerbeladen zurückkommen sieht, spricht sie zu

ihm: «Es ist groß deine Stärke, und ich habe immerdar deine Kraft geschaut!» Und ihr Herz erkannte ihn, und sie entbrannte nach ihm und redete zu ihm: «Komm! wir wollen eine Stunde feiern und ruhen. Schmücke dich! Ich werde dir schöne Kleider geben.» Da wurde der Jüngling einem Panther gleich vor Zorn ob dieser schlechten Rede, welche sie zu ihm gesprochen hatte, und siehe, sie fürchtete sich gar sehr. Und er redete zu ihr, indem er sprach: «Du, o Weib, bist mir in der Weise einer Mutter, und dein Mann ist mir in der Weise eines Vaters; denn er ist älter als ich, als ob er mein Erzeuger wäre. Was ist das für eine große Sünde, was du zu mir gesprochen hast! Nicht mögest du es noch einmal sprechen, noch werde ich es sagen Einem, noch ein Wort darüber hinausgehen lassen aus meinem Munde u. s. w.»"

Der weitere Gang der Handlung ist allzu eigenartig verschlungen und mit Mythen und Legenden versetzt, als daß er hier kurz angedeutet werden könnte; aus Inhalt und Form aber geht sicher hervor, daß der Zeitgenosse des Ramses und Moses nicht der poetische Erfinder, sondern nur ein Wiedererzähler war. Brugsch, von dem obige Uebersetzung herrührt, sagt darüber[25]: „Das Märchen ist und bleibt ehrwürdig durch seinen Ursprung und sein nachweisbar hohes Alter. Die Sprache erinnert auf das lebendigste an den Ausdruck der biblischen Bücher, welche den Namen des Moses führen, und wir dürfen voraussetzen, daß es die Sprache der Lehrer war, welche den Moses in aller Weisheit der Aegypter erzogen. Neben derselben gemahnt die eigenthümliche Scene zwischen der Frau des Anepu und ihrem tugendhaften Schwager Batau an das ganz ähnliche Schicksal des tugendhaften Joseph mit der Frau des Potiphar." Ob der Verfasser der Josephs-Legende das ägyptische Märchen von den zwei Brüdern gekannt und, was sehr wohl möglich ist, sich desselben zur Ausschmückung seiner Erzählung bedient habe, muß dahingestellt bleiben.

Ein berühmter Epiker aus der Zeit Ramses' II. ist Pentaur, von dem auch ein „Anfang der Belehrung über die Briefkunst"[26] vorhanden ist. Er war der Verfasser eines erzählenden Gedichtes zum Preise des großen Eroberers Ramses-Sesostris. Aus den Kriegsberichten der viel spätern assyrischen Könige spricht der Soldat, der erobernde Gewalthaber. Viel reicher, entwickelter und blühender, obgleich die Zusammengehörigkeit mit demselben Cultur- und Literaturkreise verrathend, ist die Sprache, in welcher viele Jahrhunderte früher schon der ägyptische Pentaur den siegreichen Kampf seines Königs gegen das Volk der Cheta (Chittiter) in Syrien schildert. Er läßt den König sprechen[27]:

Meine Bogenschützen und meine Wagen haben mich verlassen,
Nicht Einer blieb bei mir, um für mich zu streiten.
Wo bist du, mein himmlischer Vater Ammon (Amun)?
Siehe, kann denn ein Vater seines Kindes vergessen?
Habe ich jemals auf eigene Kraft vertraut?
Wo ich ging, wo ich stand, war mein Antlitz nicht dir zugewendet?
Habe ich nicht immer nur nach den Worten deines Mundes gehandelt?
Und folgte ich nicht immer nur deinem gewaltigen Rathe?
O großer Herr Aegyptens, vernichte die Völker, die mich umdrängen!
Was sind denn diese Hirten, denen Ammon nichts gilt, die von Gott nichts wissen?
Habe ich dir nicht zahlreiche und große Denkmäler aufgeführt?
Dein Heiligthum nicht mit Gefangenen gefüllt, die dir einen langdauernden Tempel bauten?
Habe ich dir nicht Thieropfer geschlachtet
Und süßduftende Kräuter aller Art geweiht?
Ich habe dir dein Haus geweiht von Stein,
Ewige Säulen drin aufgerichtet und Obelisken von Elephantine.
Für dich habe ich Schiffe ins Meer gesendet,
Um aller Völker Werke dir zuzuführen.
Hat ein andrer dir jemals das gethan?
Zu Schanden wird, wer deinem Willen widersteht,
Erhaben aber, wer dich preisend anerkennt, o Ammon!
Aus vollem Herzen schrei' ich in der Noth zu dir, mein Vater;
Umzingelt bin ich von zahllosen Völkern aller Lande;
Allein bin ich, kein andrer ist mit mir;
Verlassen haben mich meine Bogenschützen und Wagen;

Von Furcht beseelt, hat kein einziger meinen Ruf gehört!
Aber Ammon ist besser als Myriaden Bogenschützen, als Millionen Wagen,
Als zehntausend Jünglinge, und wären sie an Einem Orte vereinigt!
Nichts gilt die Hülfe zahlreicher Menschen!
Ammon steht höher als sie!

Wie nahe berühren sich Ideen und Sprachausdruck dieses Gedichtes, das zur Zeit Mosis abgefaßt wurde, mit denen Davidischer und jüngerer Psalmen des Alten Testaments, deren Abfassung um viele Jahrhunderte später fällt! Vergleiche man z. B. den Siegesgesang David's 2 Sam. 22, und beachte zugleich, wie der jüdische Jahveh noch vier Jahrhunderte später dem ägyptischen Ammon gegenüber in der Gestalt eines Donnergottes erscheint, der auf dem Cherub, d. i. auf dem assyrischen Flügelstier (S. 82) reitet: „Jahveh, mein Fels und meine Burg und mein Erretter! Gott meines Hortes, bei dem ich mich berge! Mein Schild und Horn meines Heils, meine Feste und meine Zuflucht, mein Helfer, aus Gewalt befreist du mich, Ruhmwürdiger! Ich rufe Jahveh an und bin gerettet vor meinem Feinde, denn mich umringten Todesbrandungen, Ströme des Verderbens ängstigten mich, Bande der Unterwelt umgaben mich, Todesschlingen umfingen mich. In meiner Noth rufe ich zu Jahveh, meinem Gotte rufe ich, und aus seinem Palaste hört er meine Stimme, und mein Flehen kommt zu seinen Ohren. Und es wankt und bebt die Erde, des Himmels Grundfesten erzittern; sie wanken, denn er ist entbrannt. Dampf steigt auf aus seiner Nase, und Feuer frißt aus seinem Munde; feurige Kohlen flammen von ihm. Und er neigte den Himmel und kam herab, Wetterwolken unter seinen Füßen, und fuhr einher auf einem Cherub und flog herbei auf den Fittichen des Windes ... Es donnert vom Himmel herab Jahveh, und der Höchste läßt seine Stimme erschallen. Er sandte Pfeile aus und zerstreute sie (die Feinde), sandte Blitze und verwirrte sie ... Er rettet mich vor meinem Feinde, dem trotzigen,

vor meinen Hassern, wenn sie mich übermannen ... Es vergilt mir Jahveh nach meiner Gerechtigkeit, nach meiner Hände Lauterkeit lohnt er mir; denn gewahrt habe ich die Wege Jahveh's und wich nicht freventlich von meinem Gotte; denn all seine Vorschriften sind mir vor Augen, und seine Satzungen, nicht weiche ich davon u. s. w."

Ueber Pentaur's Gedicht urtheilt Lenormant[28]: „Man findet in dieser Schöpfung eines Hofdichters, der seinen Herrscher zu verherrlichen sucht, einen gewissen poetischen Hauch und eine wahrhafte Größe des Ausdrucks. Von diesem Gesichtspunkte aus ist der Stil unsers ägyptischen Gedichtes ganz biblisch, ebenso seine Eintheilung in Verse, in deren beiden Gliedern der Parallelismus hervortritt. Wie könnte man auch über diese Verwandtschaft staunen? In den Schulen der ägyptischen Tempel wurde Moses erzogen, und das gerade zu derselben Zeit, in welcher die Heldenthat des Ramses gefeiert wurde. Vielleicht war Pentaur einer seiner Lehrer, wenigstens mußte er sicher dessen Erzieher kennen; beide folgten denselben literarischen und philosophischen Grundsätzen."

Als Muster der heiligen Dichtung Aegyptens fügen wir hier noch ein Bruchstück einer Hymne an den Gott Ptah an, das ebenfalls noch der Periode der Ramessiden angehört[29]: „Er ist's, dessen Kraft die Wässer erhoben hat über den Himmel: der Himmel ist über seinem Haupte, die Hölle unter seinen Füßen. Das Brüllen seines Mundes ist im Sturme; er bläst auf den Gebirgen [die Regenwolken zusammen], und das Wasser bedeckt die Pflanzen. Alles, was ist, ist das Werk seiner Hände; aus seinen Nasenlöchern kommt die Luft, aus seinem Munde das Wasser, und hinter ihm sprossen die Pflanzen auf. Er ist's, der den Ocean des Himmels gesammelt hat und die Gewässer aufsprudeln ließ auf dem Gipfel der Gebirge, damit er Leben gebe den vernünftigen Wesen. Er legt sich nieder, und die Finsterniß ist da, und wenn sein

Auge hell sich öffnet, wird es Licht. — Kind, das jeden Tag geboren wird! Greis [der lebt] bis zum Ende der Jahrhunderte! Der so niedrig weilt, daß man alle seine Gestalten erschaut, so hoch, daß niemand ihn erreichen kann! Der verborgene, dessen Namen niemand kennt! Unter den Menschen weilt er, unter den Göttern, wenn sie leben, und wenn sie sterben. Ohne Aufhören reicht er die Hand, um sie am Leben zu erhalten; ihm gehören sie ewiglich."

Die hervorgehobenen Zeichen der Verwandtschaft des ägyptischen mit dem semitischen Literaturkreis nach Inhalt und Form besitzen um so größeres Gewicht, je mehr die ägyptische Lebensanschauung in ihrer Gesammtfärbung von der semitischen abweicht; denn diese ist düster und engherzig, selbstsüchtig und grausam, und der mit allem, was Theil hat an der Menschlichkeit, versöhnende Ausblick in ein gemeinsames Jenseits, der Glaube an Unsterblichkeit, fehlt; jene aber athmet die volle Freude am Genuß des Lebens; das Herz, selbst glücklich, erweitert sich, um den Nebenmenschen ins eigene Glück einzuschließen, und der alles Denken und Empfinden durchdringende Glaube an Unsterblichkeit, ohne mit finstern Bildern den Genuß dieses Lebens zu trüben, wird zur Quelle der Gerechtigkeit gegen alle, der Güte und der Milde auch gegen den Schwächsten und Aermsten. Ob glücklichere Blutmischung oder Himmel und Erde des gesegneten Nilthals, oder beides vereint dieses Wunder bewirkt haben? Und darf man nicht der ihrer Ziele und Mittel bewußten Erziehung der Nation durch eine wohlgeschulte und wohlwollende Priesterschaft, deren vermenschlichende Thätigkeit einen herzerfreuenden Gegensatz gegen das von vornherein auf Ausschließlichkeit gerichtete Treiben des jüdischen Priesterthums bildet, einen erheblichen Antheil an jener menschlicheren Entwickelung zuschreiben?

Von Nationalstolz waren freilich die Aegypter nicht frei; sie betrachteten die umwohnenden Völker einfach als Barbaren,

wozu sie auch berechtigt waren, — kaum weniger berechtigt als die Hellenen gegenüber den Nichthellenen; aber ihre Anschauung von der Stellung der andern Völker zur Gottheit ist eine menschlich umfassende, ganz anders als bei den Juden, deren nationale Ausschließlichkeit es zuletzt dahin bringt, daß sie den eigenen Stammvater allein durch göttlichen Odem belebt, alle andern Völker aber von unreinen Dämonen erzeugt glauben. Für den Aegypter sind alle Menschen Kinder des Sonnengottes. Sie gehen (Maspero, S. 35) „hervor aus seinen Augen und verbreiten sich auf Erden als «Heerde des Ra», die in vier Abtheilungen zerfällt: Aegypter (Retu), die Menschen im wahren Sinne des Wortes; Neger (Nahsi), die unter dem Schutze des Hor stehen; Asiaten (Aamu), und hellfarbige Nordvölker, welchen Sechet, die löwenköpfige Göttin, ihren Schutz angedeihen läßt. Sie alle sagen (zum Sonnengott): «Preis dir, daß du unter uns weilst! Wir werfen uns vor dir nieder, weil du uns erschafft! Heil dir von allen Geschöpfen! Heil dir in allen Landen, so hoch der Himmel reicht, so weit die Erde ist.»“

Es versteht sich aber freilich auch von selbst, daß die Größe und der Glanz, die heute noch aus den Ueberresten altägyptischer Cultur so mächtig auf uns wirken, nicht alle Aeußerungen des nationalen Lebens durchdrungen und gestaltet haben. Auch damals standen am Nil „Hütten neben Palästen, geheime Wissenschaft neben crasser Unwissenheit“[30]; aber ohne Zweifel waren die Zustände von Land und Volk in Aegypten zur Pharaonenzeit halbparadiesisch gegen das Elend, welches Semitismus, Islam und Türkenwirthschaft über das fruchtbarste Thal der Erde gebracht haben. Sicherlich begegnen wir in den Inschriften auch der täuschenden und fälschenden Wirksamkeit des conventionellen Stils, der in Wortausdruck und Satzbau bereits durch das Herkommen gefestigt war, und häufiger noch der Heuchelei officieller Stilisirung; aber auch diese Wirksamkeit in Ab-

zug gebracht, welche tiefe Milde und Menschlichkeit muß die Gesammtanschauung eines Volkes, aus der ja jener Stil in seinen Anfängen nur ein unbewußter Ausfluß ist, beherrscht haben, wenn seine Grabdenkmäler durch die Jahrtausende hin eine Sprache sprechen wie die ägyptischen! „Ich habe gelebt von der Wahrheit", spricht ein König auf den Steinwänden der Pharaonengräber zu Bibân el Mulûk[31], „und habe mich genährt mit Gerechtigkeit. Was ich den Menschen gethan, war voll Versöhnung, und wie ich Gott geliebt, das weiß Gott und mein Herz. Ich habe Brot den Hungerigen, Wasser den Durstigen, Kleider den Nackten gespendet, und dem Wanderer gewährte ich ein Obdach. Durch Opfer ehrte ich die Götter und durch Todtenspenden die Verstorbenen." Im Felsengrab zu Beni-Hassan rühmt sich ein Nomosfürst[32]: „Was ich gethan habe, will ich sagen. Ich war voll Güte und meine Liebe unbegrenzt; niemals bedrückte ich das Kind des Armen, niemals betrübte ich die Witwe." Und die Bildsäule eines Priesters zu Sais trägt die Inschrift[33]: „Ich ehrte meinen Vater und achtete meine Mutter und liebte meine Brüder; ich begrub den, welcher gestorben war und unbestattet liegen mußte, und gab Unterhalt den Kindern, welche geboren wurden. Ich gründete ihnen Häuser und füllte sie mit Wohlthaten an, gleichwie thut ein Vater seinen eigenen Kindern."

Mag aber das Bild vom geistigen Leben der alten Aegypter, wie es unsere Gelehrten aus den bisjetzt entzifferten Denkmälern gewonnen haben, sich späterhin durch weitere Entdeckungen wie immer verändern, — die Thatsache, auf die es uns hier allein ankommt, steht fest, daß Aegypten ein Glied jenes vorderasiatischen Culturkreises war, dessen Gebiet vom Tigris bis zum Nil reichte, und in welchem die Juden mitteninne standen, und daß das jüdische Volk, so wie seine Culturanfänge aus der altbabylonischen Quelle geflossen sind, in seiner weiteren Entwickelung ein Schuldner Aegyptens

geworden ist. Es ist zwar nicht möglich, aus der biblischen Erzählung von der mosaischen Religionsstiftung, deren Bestandtheile in viel späterer Zeit abgefaßt und dann weiterhin von dritten und vierten Händen überarbeitet worden sind, ein deutliches Bild von den innern und äußern Vorgängen zu gewinnen, welche diese Stiftung begleiteten; aber unzweifelhaft ist, daß Moses die Anschauungen der ägyptischen Priester und Denker von der Ein- und Allgottheit in sich aufgenommen haben mußte, und am natürlichsten erklärt sich seine That als der Versuch, auf den Gott Jahveh, den einzelne jüdische Stämme schon in Aegypten, aber noch neben andern Göttern, angebetet hatten, den Gehalt und die Attribute der ägyptischen Allgottheit zu übertragen. Welche eigenthümliche Wendung der Proceß genommen hat, der durch diesen Versuch eingeleitet wurde, davon sprechen wir im nächsten Kapitel.

XIII.

Der jüdiſche Literaturkreis und die Jahvehreligion.

Die Juden ſind, als Ableger arabiſcher Wüſtenſtämme, echte Semiten im engeren Sinne des Wortes, und da ſie von vornherein, in ihren älteſten Repräſentanten oder Urvätern, als Nomaden erſcheinen und von arabiſchen Beduinen in nichts unterſchieden, ſo muß man annehmen, daß ſie vor ihrer erſten Siedelung in Paläſtina, ganz ſo wie heute noch die echt arabiſchen Beduinen thun, im Euphrat- und Tigrisland nordwärts bis zum Fuße der kurdiſchen und armeniſchen Gebirge ſtreiften, ſoweit die feſt angeſeſſenen Bewohner es ihnen erlaubten, gelegentlich plündernd, Menſchen raubend und mordend (1 Moſ. 34, 25), zuweilen wol auch Verſuche machend, zu feſten Wohnſitzen zu gelangen. Sie gehören deshalb nach Blutsverwandtſchaft und Wandergebiet zu den Aramäern oder Bewohnern des höheren ſyriſchen Binnenlandes (S. 20), und die Sprache, mit welcher ſie in die Geſchichte treten, iſt in der That die aramäiſche, wovon ſich im Alten Teſtament noch Spuren finden. Selbſt der Gottesname Jahveh iſt aramäiſch.

Bei eigentlichen Beduinen kann von einer reichentwickelten Weltanſchauung oder gar Literatur keine Rede ſein. Jules Soury ſagt von ihnen: „Wie der Boden, ſo die Raſſe. In jenen ſteinigen und ſandigen Ebenen wird der Menſch klein, mager und trocken ſein, von ſo nüchternem Weſen, daß ſein

Kopf ebenso leer ist wie sein Magen. Der eigentliche Typus dieser Rasse, der Beduine oder arabische Nomade, denkt nicht viel und weiß nichts; seine Einbildungskraft ist so dürr und trocken wie die Wüste. Ein schnelles Pferd, eine hohe und gerade Lanze, ein schönes Kamel, ein schönes Weib,—das ist der ewige Gegenstand seiner Gedichte. Seine Wahrnehmungen, immer dieselben, bringen auch nur Empfindungen und Ideen von eintöniger Einfachheit hervor." [1]

Ein ausgeführteres Bild von den syrischen und nordarabischen Beduinen insbesondere entwirft Palgrave [2], der in neuester Zeit ihre Wohnplätze durchzogen hat. Sie sind nach ihm noch heute Sonnenanbeter, wie sie es zu Muhammed's Zeit und ohne Zweifel auch von allem Anbeginn gewesen sind. [3] Wenn die ersten Sonnenstrahlen am Horizont aufsteigen, sagen sie abwechselnd, und ohne die im Koran vorgeschriebene Abwaschung, gewisse Formeln der Anbetung und Anrufung her, mit denen sie nicht eher aufhören, als bis die ganze Scheibe hell über dem Rande der Wüste steht. „Auf die große Masse der nomadischen Bevölkerung hat die Religion Muhammed's im Laufe von zwölf Jahrhunderten wenig oder gar keinen Eindruck gemacht, weder zum Guten noch zum Schlechten. Nicht daß die Beduinen ihrerseits eine besondere Abneigung gegen ihren begeisterten Landsmann oder die göttliche Einheit empfänden, sondern einfach, weil sie damals wie noch jetzt unfähig waren, eine jener bedeutenden Einwirkungen und bestimmten Formen des Denkens und Handelns in sich aufzunehmen oder zu behalten, die damals den Bewohnern des Hidschâz und anderer Provinzen einige stetige Form gaben,—wie der Abdruck eines Siegels im Wasser verloren geht, der im Wachse bleibt. «Leichtfertig wie Wasser, sollst du nicht der Oberste sein»,—ist ein Fluch, der, wenn er sich auch ursprünglich auf Ruben bezieht, in voller Kraft auf die Beduinen Arabiens gekommen ist . . ."

„Die außerordentliche Freiheit beduinischer Sitten macht

die Beschränkungen oder Nachlassungen des muhammedanischen Gesetzes bezüglich der Ehe unnütz und überflüssig. Frauengemeinschaft würde, fürchte ich, besser als Polygamie das Verhältniß ihres ehelichen Lebens bezeichnen. Ja, in Bezug hierauf wie auf manche damit in Beziehung stehende Punkte haben sie einen gewöhnlichen Ausdruck: «Hunde sind besser als wir», den sie oft wiederholen, und ich kann ihnen das Zeugniß geben, daß sie nur die reine Wahrheit sagten."

„Ihre Gastlichkeit ist oft ein weit ausgesponnenes Thema geworden. Ich will sie in dieser Beziehung nicht ganz um ihren guten Ruf bringen, doch stehen sie auch hierin, wie in anderer Beziehung, weit hinter ihren civilisirten Landsleuten zurück. Ihre Freigebigkeit entspringt oft mehr aus dem kindischen Leichtsinn der Wilden als aus wahrer und lobenswerther Großmuth des Charakters. Wie ein Kind, ist der Beduine zu gleicher Zeit raubgierig und verschwenderisch, nach allem verlangend, was er sieht, ohne Unterscheidung des Werthes, und leicht von dem mittheilend, was er sich angeeignet hat, aus reiner Unfähigkeit, den Werth desselben zu schätzen und zu würdigen. Geben, Betteln, Plündern sind für ihn correlative Acte, die der Hauptsache nach aus dem vollständigen Mangel eines Begriffs von Eigenthum hervorgehen, und er verdient daher kaum mehr Lob für das Eine als Tadel für das Andere; mit Einem Worte: er weiß es nicht besser. Außerdem hat er nur wenig zu bieten, und für dieses sehr Wenige verspricht er sich nicht selten eine große Vergeltung, indem er den, welcher in der letzten Nacht sein Gast war, ausplündert, sobald er sich am Morgen eine Stunde Weges von seinem Zelte entfernt hat. Doch ein gewisses Wohlwollen gegen Fremde, welches auch in der arabischen Familienähnlichkeit einen hervorragenden Zug bildet, ist in der Brust dieses Halbwilden noch nicht ganz erloschen, und was er als Wirth bietet, ist mit herzlichem Willkomm und dem Bestreben, sich angenehm zu machen, verbunden." (S. 29.)

„Unter den echten Nomadenstämmen ist mir nie jemand vorgekommen, der irgendeine geistigere Auffassung der Gottheit oder der menschlichen Seele oder überhaupt eines unkörperlichen Wesens hatte. Gott ist in ihren Augen ein Häuptling, der, wie es scheint, hauptsächlich in der Sonne wohnt, mit der sie ihn gewissermaßen identificiren. Die Ghul, Dschânn, Marada (Dämonen), von denen unzählige Geistergeschichten handeln, sind bei allen ihren teuflischen Neigungen doch sehr körperliche Wesen und können selbst mit den Menschen eheliche Verbindungen eingehen. Die Seelen der Verstorbenen sind ebenfalls nicht viel besser; sie freuen sich über die Opfer auf ihren Gräbern, sie verlangen sogar dieselben und nähren und sättigen sich von dem vergossenen Blute. Bei allem diesem rohen Materialismus wissen die Beduinen aber doch zwischen Tugend und Laster zu unterscheiden, wenigstens im großen und ganzen; alle geben zu, daß Mord, Verrath, Raub und Ehebruch Schande sind, obwol sich alle dergleichen zu Schulden kommen lassen, und namentlich die beiden letztern ziemlich häufig sind. Doch muß man ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie sind keine blutdürstige Rasse und vermeiden den Mord, soweit das bei ihrer gewöhnlichen Wegelagerung nur immer möglich ist." (S. 26.)

An einer andern Stelle (S. 18) sagt Palgrave: durch den Leichtsinn von Menschen, die an keine moralische oder physische Schranke gewöhnt seien, blicke bei den Beduinen „der Grundzug eines männlichen und edeln Charakters, den man bei Persern oder Türken nur selten, wenn überhaupt, antrifft. Ihre Fehler haften an den Verhältnissen, ihre guten Eigenschaften sind ihre eigenen. Was kann man in der That Besseres erwarten von Leuten, die ihr ganzes Leben als Kameltreiber in der freien Wüste hinbringen, ohne Gesetz, ohne Religion, ohne Unterricht, ohne Beispiel, die statt dessen allen nichts kennen als den drückendsten Mangel, beständige

Entbehrung, häufige Gefahr und nirgends Sicherheit? Das ist die Erziehung des Wilden, und daß eine solche Schule solche Zöglinge entläßt, ist vollkommen naturgemäß. Ich wünsche, daß diejenigen, deren Einbildung sich in ideellen Bildern des Wüstenlebens gefällt und die die Beduinen für bewundernswürdig oder beneidenswerth halten, nur drei Tage in einem Lager der Scherarat zubringen und nicht durch das Medium romantischer Erzählungen, sondern mit eigenen Augen sehen könnten, zu welcher Stufe der Entartung eine der edelsten Rassen, welche die Erde trägt, unter einem jahrhundertelangen Einfluß des Nomadenlebens sinken konnte. Ich sage: eine der edelsten Rassen der Erde, denn dieses sind die Araber in bewohnten Ländern und unter organisirten Regierungen unbestreitbar. In der That, nachdem ich auf meinen Reisen sehr verschiedene Rassen kennen gelernt, afrikanische, asiatische und europäische, möchte ich kaum irgendeiner den Vorrang über die echten, ungemischten Stämme des mittleren und östlichen Arabiens zugestehen. Nun sind diese zuletzt genannten Bevölkerungen in Blut und Sprache mit den Nomaden dieser (Syrischen) Wüste identisch, und doch wie unendlich höher stehen sie!"

Man sieht aus den letzten Sätzen, daß Palgrave durchaus nicht gegen, sondern für die Araber eingenommen ist, und zugleich auch, daß er der Ansicht huldigt, als seien die Wüstenbewohner entartete Abkömmlinge der fest ansässigen Araber, worin wir ihm aus allgemeinen Gründen nicht beipflichten können (S. 23). Daß die ganz oder halb seßhaften Bewohner Centralarabiens, welche mit der Viehzucht den Ackerbau verbinden können, schönere, edlere und gebildetere Menschen sind als die Beduinen, darin stimmen alle überein[4]; aber die obige Schilderung Palgrave's gibt jedenfalls eine richtige Vorstellung von den Zuständen der arabischen Wüstennomaden, und die der turkmenischen sind bekanntlich ganz ähnlich, wenn nicht schlimmer, denn der Turkmene ist zwar tapfer, während

der Beduine im ganzen als feig geschildert wird, und vielleicht noch unreinlicher, aber jedenfalls auch viel träger und dabei grausamer und blutdürstiger als dieser. Für uns kam es hier darauf an, den Zustand kennen zu lernen, in welchem sich die Juden, die auch nichts anderes als nordarabische Beduinen waren, ungefähr befunden haben müssen, bevor sie zu festen Wohnsitzen gelangten, um deutlich hervortreten zu lassen, daß die späteren Zustände, unter welchen die Geschichtserzählung des Alten Testaments sie uns vorführt, bereits das Ergebniß einer langen Schulung sind, die ihnen durch die Culturvölker, zwischen deren Gebieten und in deren geistigem Bereich sie sich bewegten, nämlich die Babylonier und Aegypter, zutheil geworden war.

Festere Wohnsitze, namentlich solche, die Ackerbau mit Viehzucht zu verbinden erlaubten, brachten dann größeren Reichthum und höhere Sittlichkeit. Von diesen glücklicheren Zuständen erhalten wir durch die Erzählungen des Alten Testaments ein anschauliches Bild; wir gewinnen ein solches aber auch aus einem erhaltenen Schriftwerk der ägyptischen Literatur, welches mehr als tausend Jahre, bevor die Juden in das gelobte Land einzogen, abgefaßt worden war, und zwar in den sogenannten Memoiren des Sineh, der unter König Amenemha I. (ca. 2500) als ägyptischer Flüchtling oder Verbannter in das Edomiterland geräth, dessen Fürst ihn mit andern Landsleuten in Schutz nimmt. Dieser Sineh erzählt (Maspero, S. 105): „Der Häuptling stellte mich an die Spitze seiner Kinder, er gab mir seine älteste Tochter zur Frau und ließ mir die Wahl unter den besten Landstücken, die ihm gehörten, bis zu den Grenzen des Nachbarlandes. Das ist ein gutes Land mit Namen Aa; es hat Feigen und Trauben und bringt mehr Wein hervor, als es Wasser gibt. Honig ist dort in Menge und Olivenbäume, Anpflanzungen und Bäume. Man findet Gerste, sein Getreide ist ohne Zahl und desgleichen das Vieh. Da ich bei meinen Zügen einen

anſehnlichen Gewinn zu machen verſtand, ſetzte er mich zum Häuptling ein unter den Beſten des Landes. Ich bereitete (d. h. ich aß) wohlriechende (?) Brote und Wein alle Tage, Braten, am Feuer geröſtete Eier, außer dem Wilde des Landes, das ich erjagte. Ferner nahm ich und ließ mir geben Einkünfte von meinen Landwirthſchaften. Ich bereitete jede Art von Sachen (Producten) und jede Art von Käſe. Kinder wurden mir geboren. Sie wurden tapfer. Jeder [von ihnen] führte ſeinen Stamm an. Der Reiſende, der im Innern des Landes verkehrte, wandte ſich an mich, denn ich überhäufte mit Wohlthaten jedermann. Ich gab Waſſer dem Dürſtenden; ich brachte den Verirrten wieder auf ſeine Straße; ich befreite, wen der Sati (oder Schaſu, d. i. Räuber) unterdrückte, ſodaß ich vernichtete den Böſewicht. Die Fürſten des Landes zwang ich zu kommen ... [zur Unterwerfung]. Auch zwang ich jedes Land, das ich angriff, Tribut zu zahlen aus dem Ertrage ſeiner Ländereien. Ich nahm ſein Vieh, ich führte ſeine Habe fort, ich trieb ſeine Rinder weg und tödtete ſeine Menſchen u. ſ. w." Zwiſchen ſolchen Zuſtänden, den ärmlichſten, wie ſie heute Palgrave, und den glücklichen, wie ſie vor fünfthalbtauſend Jahren der Aegypter Sineh ſchildert, haben ſich die Beduinen von den älteſten Zeiten bis auf dieſen Tag bewegt, und müſſen ſich auch die Vorfahren der Juden durch viele Jahrhunderte bewegt haben.

Daß dem Araber und dem Semiten überhaupt auch hervorragende Tugenden eigen ſind, wird niemand leugnen wollen. „Es gibt in dieſer Raſſe", wie Renan ſagt[5], „hohe Leidenſchaften, vollkommene Hingebung, unvergleichliche Charaktere", und auch Nöldeke ſpricht dem echten Araber ritterlichen Sinn und ein feines Ehrgefühl zu, deſſen Auffaſſung natürlich mit unſerer nicht völlig übereinzuſtimmen braucht.[6] Aber die guten Eigenſchaften ſind in ihm nicht in dem Maße vereint, daß er ein ſtarkes Staatsweſen begründen und dauernd erhalten könnte. „Im allgemeinen", ſagt Nöldeke[7],

„ist der Individualismus bei den Semiten so überwiegend, daß sie sich nur durch große religiöse Antriebe oder den Zwang despotischer Herrschaft zu einem festen Staate fügen und an diesen keine rechte Anhänglichkeit haben." Und Renan urtheilt[8]: „Der Orient und insbesondere der semitische Orient hat niemals eine Mitte gekannt zwischen der vollständigen Anarchie der arabischen Nomaden und blutigem Despotismus", und das ist auch festzuhalten in Betreff des jüdischen Staates, und selbst in seinen besten Zeiten, wie z. B. unter David und Salomo. „Die alten Hebräer und die Araber waren oder sind noch, für Augenblicke, die freiesten aller Menschen, aber unter der Bedingung, daß morgen ein Häuptling die Zügel ergreift, der ihnen die Köpfe abschneidet, wie es ihm eben Vergnügen macht. Und wenn dies geschieht, so beklagt sich deshalb niemand über ein verletztes Recht. David gelangt zur Herrschaft durch die Mittel eines energischen Bandenführers, was ihn aber nicht hindert, ein sehr frommer Mann, ein König nach dem Herzen Gottes zu sein. Salomo gelangt auf den Thron und erhält sich auf demselben durch das Verfahren, welches alle Sultane zu allen Zeiten eingeschlagen haben, was aber nicht hindert, daß er für den weisesten aller Könige gehalten wird. Wenn die Propheten das Königthum bekämpfen, so geschieht dies nicht im Namen eines politischen Rechtes, sondern im Namen der Theokratie. Theokratie, Anarchie, Despotismus, das ist das Wesen semitischer Politik, — glücklicherweise", fügt Renan hinzu, „nicht der unserigen."

Aber durch die Thatsachen ist doch der Beweis geliefert, daß auch arabische Beduinen, trotz der geistigen Leere und Unstetheit, die ihnen durch die Jahrtausende anerzogen wurden, oder in der sie seit Anbeginn verharrt waren, allmählich zu lebendigen Gliedern eines Culturkreises werden können. Freilich versteht es sich von selbst, daß sie zunächst die lediglich Empfangenden sind. So nahmen denn auch die Beni

Israel, wie wir gesehen haben, schon im 3. Jahrtausend v. Chr., wenn nicht früher, nicht nur gewisse religiöse Grundanschauungen, sondern auch fertige Mythen und Legenden von den alten Babyloniern, den Sumer und Akkad an, in deren nächster Nähe sie jedenfalls durch längere Zeit gelebt haben müssen[9], und diese Anschauungen und Mythen haben dann später, als sie seßhaft geworden, in ihrer eigenen Literatur eine große Rolle gespielt. Auch die Woche von sieben Tagen und der Sabbat sind babylonisch.[10] Daß die Juden in Palästina ihr Aramäisch mit dem niederländischen Dialekt der dort ansässigen Kanaaniter vertauschten, haben wir schon gehört (S. 20), und daß sie auch sonst dem geistigen Einfluß der reichen und hochgebildeten Küstenstädte sich nicht entziehen konnten, ist selbstverständlich und wird durch ihre Geschichte bewiesen. „Wer kann", sagt Ledrain[11], „die Hebräer, nach beendigter Ernte, in ihren Laubhütten sich erlustigen sehen, ohne an die bacchantische Adonisfeier von Byblos zu denken? In Phönizien verflucht, weil er den schönen Adonis zerrissen, ist der Eber oder das Schwein in Israel für unrein erklärt. Der Vogel der Aphrodite oder Astarte, die Taube, bildet das Opfer, welches die jüdische Frau nach ihren Wochen vor Jahveh bringen muß."

Der Gott, d. i. der Hauptgott, den Abraham oder, sofern dieser Name nur mythisch ist, der betreffende Stammvater aus Ur-Kasdîm mitbrachte, war eben jener El, dem Babylon geheiligt worden, und dessen babylonischer Name (Ilu) dort zur Bezeichnung für die einheitliche Gottheit überhaupt wurde, während die Niniviten sie als Asur verehrten (S. 77). Auch in Kanaan findet Abraham den El-Dienst schon vor, denn Melchizedek (1 Mos. 14, 18) ist ein Priester des El-Eljon (Gott der Allerhöchste), der auch El-Schaddai (der Mächtige und Leidenschaftliche), El-Hajj (der Lebendige), El-Kanna (der Eiferer) heißt und unter heiligen Bäumen, an Quellen und auf Höhen, wo Felsblöcke — die Häuser Gottes

(Beth-el) — aufgerichtet waren, verehrt wurde. Mit diesem El-Schaddai schließt Abraham seinen Bund wie einen gegenseitigen Vertrag oder Geschäftscontract. Als weibliche Gottheit steht ihm zur Seite die Elath, Ilath oder Allath, und als dienende Genossen umgeben ihn die Elohim, die Götter, auch Söhne Gottes genannt (Hiob 1, 6), mit denen er sich unterhält. Aber auch er selbst wird Elohim genannt. David singt 2 Sam. 22, 32, 47: „Wer ist El, wenn es nicht Jahveh ist? Wer ist (unser) Fels, wenn nicht unser Elohim? — Jahveh lebt! Gesegnet sei mein Fels! Erhöhet sei mein Elohim, der Fels meines Heils!"

Aber die Verehrung dieses Gottes, die bereits den Keim des Monotheismus in sich trägt, ist schon eine gereinigte Religionsform, denn nebenher geht in der Familie Abraham's noch ein ganz roher Polytheismus und gar Fetischismus. Sein Vater Therach treibt Vielgötterei; Rachel stiehlt die Götzenbilder ihres Vaters (1 Mos. 31, 30), und Jakob spricht zu seinem Hause und zu allen, die mit ihm waren: „Schaffet weg die fremden Götter, die unter euch sind, und reiniget euch" (1 Mos. 35, 2). Selbst der Thierdienst ist noch aus der ehernen Schlange des Mose und aus den goldenen Stierbildern Jahveh's zu entnehmen.[12]

Wir haben gesehen, daß die zwölf großen assyrisch-babylonischen Götter als Volksgötter aus den älteren Stadtgöttern entstanden sind (S. 77); den Stadtgöttern gehen aber Stammgötter, und diesen Familien- oder Hausgötter voran. Ein jeder solcher Familiengott ist eine Personification des Göttlichen überhaupt, in seiner besondern Gestaltung durch unberechenbare Zufälligkeiten bestimmt, und in jedem derselben liegt auch wieder ein Keim der Befähigung, unter besonderer Gunst äußerer Umstände die ganze Stufenleiter stets erweiterter Geltung und erhöhter Stellung zu durchlaufen. Es fragt sich nur, welcher von den verschiedenen Stadt-, Stamm- und Familiengöttern einer Volksgemeinde über die andern

siegen soll, um zuletzt als der Höchste oder gar Einzige dazustehen.

Der spätere Jehovah, d. i. Jahveh[13], muß von den Israeliten bereits aus Chaldäa mitgebracht worden sein, denn sein Name ist aramäisch und bedeutet: er macht athmen, er macht lebendig oder gibt Leben. Jahveh wurde aber auch von andern Semiten verehrt; die Griechen kennen ihn als phönikischen Gott unter dem Namen Jao oder Jabe[14], und der Priester und Seher Bileam aus Petthor am Euphrat, der auch dem Baal opfert, segnet und flucht auch im Namen Jahveh's (Num., Kap. 22 fg.). Aber wichtiger noch ist, daß selbst die Keilinschriften ihn kennen: ein gewisses Zeichen wird phonetisch bald durch jahu, bald durch ilu gelesen. So heißt auf der Inschrift von Khorsabad[15] der König von Hamath bald Jahubid, bald Ilubid, und ebenso erklärt es sich, daß der Pharao Necho, als er den Sohn des Joschiahu (Josias) zum Könige von Juda machte, dessen Namen Eljakim in Jehojakim verwandelte (2 Kön. 23, 34). Sofern wir es in den betreffenden Nachrichten nicht schon mit einer spätern Unterschiebung zu thun haben, verehrten die Juden den Jahveh auch in Aegypten, denn die Lade, die an der Spitze der Auswandernden einherzieht, ist die Lade Jahveh's, — aber neben andern Göttern, denn Josua muß ihnen noch im gelobten Lande sagen: „Und nun fürchtet Jahveh und dienet ihm mit Aufrichtigkeit und Wahrheit und schaffet weg die Götter, welchen eure Väter gedient jenseit des Stromes und in Aegypten, und dienet dem Jahveh" (Jos. 24, 14).

Sehr wichtig ist die Nachricht des Papyrus Sallier I., der vom letzten Hykskönig in Aegypten Apupi (Apophis) sagt: „Der König Apupi wählte sich den Gott Sutech zum Herrn und diente keinem andern der Götter, welche im ganzen Lande sind, mit alleiniger Ausnahme des Sutech."[16] Dieser altägyptische Gott, welcher eine Zeit lang dem Osiris den Rang streitig machte, heißt ägyptisch auch Set, was gleich dem

semitischen Sched oder El-Schaddai (der Mächtige) ist, woraus sich die Vorliebe des semitischen, aber nicht jüdischen Hyksoskönigs für diesen Gott erklärt, der hier ebenfalls schon eine fast monotheistische Rolle spielt.

Der Auszug oder, nach ägyptischer Darstellung, die Austreibung der Juden aus Aegypten erscheint als der Ausgangspunkt ihrer nationalen Wiedergeburt oder, wenn man lieber will, als Begründung des jüdischen Volksthums durch Moses, indem dieser Führer den Versuch macht, den Jahveh zum alleinigen Nationalgott zu erheben und dabei zugleich die Vorstellungen vom Göttlichen oder der Gottheit zu reinigen. Ledrain sagt[17] von Moses: „Aus dem wirren und schlechten Haufen von Fremden und Sklaven, die im Nildelta vereinigt waren, hatte er mit Hülfe Jahveh's ein auserwähltes Volk geschaffen. In diese Masse hatte er, wie einen köstlichen Sauerteig, die Idee des einzigen Gottes geworfen und das Bewußtsein der Pflicht, eine große religiöse Aufgabe zu erfüllen." Aber ein so sicheres Urtheil kann nicht gefällt werden, da die uns vorliegende Geschichtserzählung erst viele Jahrhunderte später im Sinne der späteren Theokratie abgefaßt oder umgebildet wurde. Alle Nachrichten stimmen indeß darin überein, daß Moses ägyptische Priesterbildung genossen habe, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er die geläuterten Vorstellungen ägyptischer Denker zu den seinigen gemacht hatte. Auch „erinnert der israelitische Cultus noch an die großen Festliturgien von Theben und Memphis. Die Schultern des Hohenpriesters Jahveh's tragen dieselben Zierathe, welche die Schultern des Oberpriesters Ammon's bedecken. Der Dekalog bietet Aehnlichkeiten mit dem 125. Kapitel des Todtenbuches."[18] (S. 109.) Und doch offenbart sich Jahveh, wie Hecker sagt[19], „mit allen Attributen eines Himmels- oder Naturgottes, der in Donner und Blitz herunterſteigt, der höchste und zugleich furchtbarste aller Götter, der seine Allgewalt durch allerhand

Wunderzeichen bewährt, der durch Schrecken und Entsetzen herrscht, der nicht vergibt, sondern vergilt und sich nur durch Opferblut besänftigen läßt".[20] Uebrigens kommt er auch, als Nationalgott, den Nationalschwächen der Juden entgegen, indem er die Weisung gibt: „Und jegliches Weib wird fordern von ihrer ägyptischen Nachbarin und ihrer Hausgenossin silberne Geräthe und goldene Geräthe und Kleider, und die leget euren Söhnen und Töchtern an, und ihr werdet Mizrajim ausräumen" (Exod. 3, 22). Der Fremde soll bewuchert werden, „von deinem Bruder aber", heißt es (3 Mos. 36, 73), „nimm nicht Zins und Wucher".

Es hat aber Jahrhunderte gedauert, bis der Jahveh-Cult wirklich ein nationaler geworden war. Wie die Propheten gegen den fremden Götzendienst eiferten, ist jedem Leser bekannt. Aber auch der schon anerkannte Nationalgott Jahveh war den Juden selbst nur der Gott seiner Nation neben den Göttern anderer Nationen. Jephtha's Boten sagen dem Könige der Ammoniter: „Wie? Was dir zum Besitze gibt Kamosch, dein Gott, nimmst du es nicht ein? So alles, was Jahveh, unser Gott, vor uns ausbreitet, das nehmen wir ein" (Richt. 11, 24). Selbst noch „die hebräischen Propheten sprechen von dem Nationalgotte ihres Volkes nicht in andern Ausdrücken als die babylonischen Verehrer der Götter Sin und Adar" (Soury[21]). Und umgekehrt sprechen z. B. die Moabiter von ihrem Nationalgott Kamosch in denselben Worten und Redewendungen, wie die Juden von Jahveh und zu ihm reden. Wir besitzen hierfür, und zwar erst seit wenigen Jahren, ein kostbares Zeugniß in der Inschrift eines Denksteins, den König Mesa von Moab in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr. errichten ließ, um das Gedächtniß seiner glücklichen Befreiungskämpfe gegen Israel zu verewigen, und der in der alten Moabiterstadt Dibon aufgefunden wurde. Da heißt es[22]:

„Ich bin Mesa, Sohn des Kamosch ..., König von Moab.

Mein Vater hat geherrscht über Moab dreißig Jahre, und ich habe geherrscht nach meinem Vater und diesen Altar dem Kamosch errichtet auf der Fläche..., weil er mir half aus allen Nöthen, und weil er mich schauen ließ das Unglück aller meiner Feinde. [Es erhob sich Omri], König von Israel, und drückte Moab lange Tage, da Kamosch zürnte auf [sein Volk]. Und ihm folgte sein Sohn und sprach gleichfalls: «Ich will Moab drücken»... und ich sah sein und seines Hauses Unglück, und Israel geht auf ewig zu Grunde. ... Und es baute sich der König von Israel [Kirjathaim?], und ich stritt wider die Ringmauer und nahm sie ein und brachte um alle, [die da lagen in] der Ringmauer, zur Augenweide für Kamosch und Moab.... Und Kamosch sprach zu mir: «Geh und nimm Nebo Israel ab.» [Und ich] ging in der Nacht und stritt von Anbruch des Morgengrauens bis zum Mittag, und... ich brachte sie um, sie ganz und gar, siebentausend... denn dem Aschtar-Kamosch ward es geweiht. Und ich nahm von dort [die Geräthe] Jahveh's und [brachte sie dar] dem Kamosch u. s. w." Man sieht, daß hier Kamosch nicht nur als Nationalgott, sondern auch als sittliche Macht, die begeistert und inspirirt, und der zu Ehren die Einwohnerschaft ganzer Städte geschlachtet wird, für Moab eben dieselbe Potenz ist wie Jahveh für Israel, und mit Vertauschung der Namen könnte diese Inschrift nach Geist und Sprachausdruck ein Stück des Alten Testaments ausmachen. Moab wird „das Volk des Kamosch" genannt (4 Mos. 21, 29; Jerem. 48, 46), wie Israel das Volk Jahveh's, und deshalb sind für moabitische Personennamen, sagt Schlottmann[23], „die Zusammensetzungen mit Kamosch ebenso charakteristisch als die mit Jahveh (Jahu, Jah) für israelitische; man vergleiche die Namen Kamoschgad, Kamoschnadab, Kamoschjechi (analog dem hebräischen Namen Jechi-El). Es prägt sich darin die nationale Zugehörigkeit zu Kamosch aus. Dieser entsprechend schreibt auch der König Mesa den

durch Israel über Moab verhängten Druck dem Zorne des Kamosch, und ebenso seinem Beistande die erfolgte Rettung zu. Er weiht ihm Höhen. Er erwürgt ihm zu Ehren die Bewohner eroberter israelitischer Städte durch den Bannfluch (cherem). Er führt ihn endlich wiederholt als zu ihm redend ein, theils gebietend («gehe hin und nimm Nebo ein wider Israel»), theils verheißend («Israel geht unter in ewigem Untergang», — das gerade Gegentheil von Jes. 45, 17: «Israel wird gerettet durch Jahveh mit ewiger Rettung»). Dieses Sprechen geschah unzweifelhaft durch Propheten, die Kamosch ebenso hatte wie Baal [und Jahveh]. Tritt in dem allen ein dem Monotheismus analoges Moment hervor, und erschien demnach Kamosch ebenso als Moabs Gott wie Jahveh als der Israels, so begreift sich, wie der alternde Salomo im Sinne eines sich oft wiederholenden Synkretismus (vgl. S. 97) dem Kamosch bei Jerusalem Höhen weiht" (1 Kön. 11, 7).

Die Frömmigkeit des semitischen Alterthums ist eben eine ganz andere als die des arischen Christenthums von heute; diese ist allumfassend menschlich, jene national ausschließlich, — gleich im Juden wie im Moabiter oder Assyrier; und der hohe Werth, den wir der jüdischen Frömmigkeit beilegen, rührt nur von der Idealisirung her, die wir ihr, aus dem Zwange unserer eigenen Natur heraus, unbewußt angedeihen lassen. Conder sagt hierüber[24]: „Der erste und höchste Anspruch des Charakters eines idealen Juden auf Achtung ergibt sich aus der Tiefe seines religiösen Gefühls, seines frommen Gehorsams gegenüber dem göttlichen Gesetze und dem Vertrauen auf göttliche Führung, welche den Glauben der semitischen Stämme kennzeichnet. Doch ist unsere Zuerkennung dieser großen Eigenschaften, welche wir dem Juden als einen besondern Vorzug seiner Rasse oder seines Glaubens machen, fast gänzlich der Thatsache zuzuschreiben, daß es, was jene längstvergangenen Zeiten betrifft, die Literatur des hebräi-

schen Volkes war, die bisher allein dem modernen Studium zugänglich war. Wie die Berichte mehr civilisirter Völker, lange in undurchdringliches Dunkel gehüllt, ihre Geheimnisse dem geduldigen Studium des Sprachforschers offenbaren, so finden wir, daß der Ausdruck eines gottergebenen Sinnes den zeitgenössischen Völkern Asiens und Afrikas gemeinsam war. Wie heute noch, so flehten auch in ihrer Zeit Hiskia und Sennacherib, Jojakim und Nebukadnezar in vollständig entgegengesetzten Gebeten, — in denen nur wenig Unterschied mit Ausnahme des Namens des angerufenen Gottes, — um den Schutz der Gottheit und die Vernichtung des Feindes. «Du ertheilest und du setzest ein auf Erden, und du endigest Urtheil. Dein Urtheil ist unveränderlich, es gibt kein anderes», — mögen für die Worte eines hebräischen Psalmen genommen werden. Sie kommen von einer akkadischen Anrufung Izdubar's. — «Gott, in seiner Macht in Gedanken gehüllt! Herr, Beherrscher der Menschheit, Befestiger des Ruhmes! Herr, dein Thron ist Babylon, Borsippa deine Krone, der weite Himmel ist die Ausbreitung deiner Gegenwart!» — ist ein Gebet an Baal.[25] «O Herr der Erde, der du in den Tempeln der Sonne wohnest, halte fest die Hände, die sich dir entgegenstrecken, zu deiner Stadt Babylon! Verleih Gnade dem Tempel von Saggal, deinem Tempel. Neige dein Antlitz den Söhnen Babylons, und Borsippa gib deinen Segen!» — wenn wir diese Aeußerung mit (den Worten des Psalmisten, 137, 9:) «Heil dem, der packt und zerschmettert deine (Babylons) Kindlein an den Felsen», vergleichen, so ist es ziemlich klar, daß wir den Juden nicht hinstellen können als im Besitze des ausschließlichen Anrechtes, betrachtet zu werden entweder als gottergeben oder mitleidig, oder als zu dem Gegenstande seines Gottesdienstes Kennzeichen einer unvergleichlichen Erhabenheit hinzufügend."

Aber dem jüdischen Jahveh wurden auch noch Kinderopfer

gebracht, insbesondere die Erstgeburt — „Alles, was den Mutterschos erschließt", sagt der Prophet Ezechiel (20, 26) — wie zur Zeit des Auszugs aus Aegypten. Noch der Prophet Micha im 8. Jahrhundert v. Chr. fragt: „Womit soll ich vor Jahveh treten? Soll ich vor ihn treten mit Ganzopfern, mit jährigen Kälbern?... Soll ich hingeben meinen Erstgeborenen für meine Missethat, die Frucht meines Leibes für die Sünde meiner Seele?" (Kap. 6, 6. 7.)

Samuel hat jedenfalls große Verdienste um die Förderung des Jahvehcultus, aber zur Staatsreligion wurde derselbe erst durch Saul erhoben, denn von ihm heißt es: „Und Schaul bauete einen Altar dem Jahveh; diesen baute er zuerst als Altar dem Jahveh" (2 Sam. 14, 35).

In dieser Entwickelung der Jahvehreligion hat ganz deutlich auch der alte Gegensatz zwischen den südlichen und nördlichen Stämmen, der auch später wieder in der Zweitheilung des Königthums hervortritt, eine große Rolle gespielt. Die südlichen nannten Juda, die nördlichen Joseph ihren Stammvater, und es scheint in der That, als ob El-Schaddai (S. 141) der besondere Gott der nördlichen Stämme gewesen sei[26] gegenüber dem Jahveh der südlichen. Auch führt Jerobeam sofort nach der Theilung des Königreichs, ebensowol aus Feindseligkeit gegen Juda als in politischer Annäherung an Aegypten, in seinem Reiche den Kälberdienst, d. i. den ägyptischen Apisdienst, ein, indem er in Beth-El und Dan zwei goldene Kälber zur Anbetung aufstellt, mit der Erklärung: „Sieh da, deine Götter, Israel, die dich heraufgeführt aus dem Lande Mizrajim" (1 Kön. 12, 28), während es im Dekalog heißt: „Ich, Jahveh, bin der Gott, der dich aus dem Lande Aegypten geführt hat." Mit Recht sagt Molchow[27]: „Schon hieraus erklärt es sich, weshalb von judaistischen (südlichen) Propheten und Priestern die Einheit Jahveh's so sehr urgirt wurde. Die Motive waren weit weniger theologischer als vielmehr politischer Natur. Juda und seine Dy-

nastie, nach der Oberherrschaft ringend, waren bestrebt, den jüdischen Gott zum alleinigen Nationalgott zu erheben, und von der levitischen Priesterkaste, welcher Jerobeam eine andere gegenüberstellte (1 Kön. 12, 31), und den von dieser herangebildeten Propheten wurden sie kräftig unterstützt. Wir dürfen daher auch in den Stellen, die hier in Betracht kommen, keineswegs einen universellen, sondern blos einen nationalen Monotheismus erblicken, den man besser Monojahvismus nennen möchte. Noch energischer aber mußte die judaistische Anstrengung, die übrigen Stämme für den Monojahvismus zu gewinnen, nach der Gründung des nördlichen Reichs werden."

An diesem religiös-politischen Streben, die Jahvehreligion siegreich zu machen, haben sich die sogenannten Propheten in hohem Maße betheiligt. Man muß bei ihnen die erhabenen und freien Geister wohl unterscheiden von den Mitgliedern der geistlichen Genossenschaften und Prophetenschulen. In beiden aber besitzt das Judenthum nichts, was ihm vor andern Nationen einen Vorzug gewähren könnte. Die erstern entsprechen den begeisterten Führern, Sehern und Dichtern, wie sie unter allen Völkern aufgetreten sind, und die letztern sind eine Institution, deren Vorbild die Juden in Babylonien und Aegypten gefunden hatten.[28] Schon Samuel hat ganze Scharen von Propheten um sich; daß er der Stifter der Prophetenschulen sei, „ist durch nichts bewiesen" (Nöldeke[29]). Samuel, sagt Herxheimer[30], hat das prophetische Amt noch mehr verbreitet „durch die Prophetenschulen, die er zu dem Zwecke gestiftet, um sowol [durch eigenes Weissagen] dem Einfluß der von den Israeliten befragten Götzenorakel, welche die Vereinigung Israels unter einem theokratischen Gesetz während der Richterzeit untergruben, als den etwaigen Ausschreitungen des jetzt entstandenen Königthums in den prophetischen Wächtern ein Gegengewicht zu setzen. Jene sogenannten Schulen zu Rama, Gilgal, Bethel und

Jericho hat man sich aber nur als Gesellschaften von erwachsenen, zum Theil verheiratheten (2 Kön. 4, 1) begeisterten Männern zu denken, die in einfachen Hütten um einen angesehenen Propheten wie seine «Söhne» versammelt lebten und sich durch Musik und Andacht zu religiös-patriotischer Begeisterung erweckten (1 Sam. 10, 5 fg., 19, 18 fg.). Es durfte jedoch jeder, der innern Beruf dazu fühlte, wenn er auch nicht in diesen Anstalten gebildet war, wie z. B. Amos, als Prophet auftreten" (Amos 7, 14). Es gehört dazu, „daß die Propheten sich nach völlig sichern Zeugnissen (1 Sam. 10, 5; 2 Kön. 3, 15) durch rauschende Musik in einen Zustand der Verzückung versetzten. Die Art, wie sich die Derwische durch Musik, Singen und Tanzen in Verzückung versetzen, gibt uns eine, allerdings stark (?) verzerrte Analogie hierzu aus dem heutigen Orient" (Nöldeke [31]). „Für das eigentliche Prophetenthum haben diese Schulen auf keinen Fall eine hohe Bedeutung gehabt; die großen schöpferischen Propheten sind, was sie sind, durch sich selbst" (Nöldeke). Die ihrer eigenen Wahrhaftigkeit klar bewußte Begeisterung, welche auf der völligen Unterordnung der eigenen Person unter die Sache Jahveh's beruht, läßt den echten Propheten oft sich selbst an Jahveh's Stelle setzen und wie aus seinem Munde reden. „Der Prophet fühlt sich unmittelbar von Gott berührt und spricht in seinem Namen, daher oft geradezu von Gott in der ersten Person. Die menschliche Persönlichkeit tritt dann bei ihm ganz zurück, aber nur um bald wieder deutlich hervorzutreten; denn diese Form ist nur ein Ausdruck der höchsten Begeisterung oder der innigsten Ueberzeugung von der Einheit des menschlichen Willens und Denkens mit dem göttlichen" (Nöldeke [32]).

Im nördlichen Reiche, wo die fremden Götzendienste dauernd herrschten, war der prophetische Geist unter den Jahvehgläubigen stärker herausgefordert und äußerte sich in unmittelbarer Weise, im leidenschaftlichen Ausbruch der stra-

fenden und ermahnenden Rede. „Elijah, Elisha und deren weniger berühmte Freunde besaßen so viel Einfluß, daß sie Staatsumwälzungen veranlaßten und Dynastienwechsel herbeiführten. Diese alten Propheten waren jedoch mehr Männer der That als der Feder; sie schriftstellerten nicht, und es lag ihnen wenig daran, ob ihre Reden, nachdem sie ihrem Zwecke entsprochen hatten, noch weiter existirten" (Maspero, S. 361). Im Reiche Juda, „wo die (Jahveh-)Priesterschaft eine festere Verfassung besaß, war der prophetische Geist weniger verbreitet, dafür aber ergiebiger an literarischen Erzeugnissen. Für einen die Volksmassen aufregenden Seher war Jerusalem nicht der Ort; dafür hatte man Dichter und Staatsmänner, die mit ihren Schriften auf die besten Geister und die Aufgeklärten einwirkten" (Maspero, S. 361). „Unter der Dynastie Jehu's geht eine große Veränderung im Geiste des Prophetismus vor sich. Dem alten Propheten, dem Manne der That, der Könige salbte und absetzte im Namen einer höheren Inspiration, folgt der schriftstellernde Prophet, der nur in der Schönheit der Rede seine Kraft sucht. Die hebräische Literatur, bis dahin auf die historische Erzählung, das Lied und das Sprichwort beschränkt, wird um eine neue Gattung bereichert, die zwischen Poesie und Prosa in der Mitte steht, und welcher keine andere Nation Aehnliches an die Seite zu stellen hat. (?) Joel, um 860, ist der älteste dieser merkwürdigen Publicisten, deren Schriften auf uns gekommen sind. Nach ihm folgen Amos und Hosea, deren originelle und persönliche Sprechweise eigenthümlich absticht von dem unpersönlichen Charakter des alten hebräischen Stils. Jesajas endlich (750—700) schuf in seinen Schriften den Typus der höchsten Vollendung, den die hebräische Sprache je erreicht hat. Alle unerläßlichen Eigenschaften eines Meisterwerks: Geschmack, Maß, Formvollendung, finden sich bei Jesajas und geben Zeugniß für einen Grad literarischer Ausbildung in seiner Person, wie sie den Psalmisten und Sehern der älteren Zeiten

unbekannt waren" (Renan[33]). „König Hizkiah, der erprobte Streiter Jahveh's, selber Dichter, begünstigte die religiöse Dichtkunst, in der er Ermuthigung und Tröstung fand. Seinen Sängern verdankt man größtentheils jene Psalmen, die später David zugeschrieben wurden, und er ließ mehrere der ältesten Denkmäler hebräischer Dichtkunst, darunter die alten volksthümlichen Aussprüche, welche unter Salomo's Namen gingen, sammeln und ordnen" (Maspero, S. 441).

Es versteht sich von selbst, daß die einzelnen Weissagungen nur eben den Werth der persönlichen Ueberzeugung haben. „Dem Jesaja steht es fest, daß der Tempel unzerstörbar sei, während sein Zeitgenosse Micha zuerst verkündet: in der großen Züchtigung, welche das Volk durch seine Sünden unwiderruflich über sich ziehe, müsse auch der Tempel mit der heiligen Stadt fallen. Die nächste Zeit gab dem Jesaja, die Zukunft dem Micha recht, während doch im Einzelnen diese Zerstörung ganz anders kam, als Micha erwarten konnte" (Nöldeke[34]). Aber es ist auch „sehr schwer zu entscheiden, wieweit die Propheten bei den einzelnen Darstellungen subjectiv von der Wahrheit der einzelnen Züge überzeugt sind. Daß sie hierin freier dastehen, als man denken möchte, erkennen wir daran, daß ein und derselbe Prophet oft ganz verschiedene Ausführungen seiner Verheißungen und Drohungen gibt, welche, wenn sie prosaisch genau genommen würden, miteinander im entschiedensten Widerspruch stünden" (Nöldeke[35]).

In Betreff jener Weissagungen, welche mit der Geschichte übereinstimmen, gilt es mit Recht als „Grundregel der historischen Auslegung: eher die Veranlassung eines Orakels in der Geschichte zu suchen als dessen Erfüllung" (Schrader[36]). Wenn der römische Senat im Jahre 215 v. Chr., d. i. im Jahre nach der Schlacht bei Cannä, die Weissagungen des Cnäus Marcius sammeln ließ, weil sich gezeigt haben sollte, daß dieser die cannensische Niederlage aufs deutlichste vorausgesagt in den Versen[37]:

Flieh, Römer, Trojas Enkel, Cannäs Strom, daß Fremde
Auf Diomed's Gefilde nicht zur Schlacht dich zwingen!
Doch wirst du mir nicht glauben, bis mit deinem Blute
Das Feld du hast gedünget, bis aus reichem Lande
Der Fluß viel tausend Leichen hat ins Meer getragen;
Den Fischen, Vögeln, allem Wilde dieses Landes
Zum Raube soll dein Fleisch sein; so that Jupiter mir kund;

so ist das zwar kein Beweis dafür, daß diese Verse wirklich vor der Schlacht bei Cannä verfaßt worden, aber immerhin auffallender als irgendeine Weissagung der jüdischen Propheten, und den Voraussagungen athenischer oder römischer Größe, gleichviel ob sie der vor- oder der rückwärts schauende Geist verfaßt hat, entsprach doch die Wirklichkeit in einem viel höheren Maße als denen vom messianischen Reich der Juden, welchen die Geschichte mit völliger Umkehr geantwortet hat, und die nur deshalb noch unter uns fortspuken, weil das Judenchristenthum im Heiland den jüdischen Messias erblickt, wofür sich die Juden ihrerseits wieder ebenso energisch bedanken wie Luther für das Messiasreich im jüdischen Sinne, in welchem er „lieber eine Sau" denn ein zweibeiniger Reichsbürger sein wollte.[38] Bekanntlich haben die ersten Christen auch in den alten heidnischen Schriftstellern Weissagungen auf den historischen Christus gefunden, und der Kirchenvater Eusebius legt dem Kaiser Konstantin eine griechische Uebersetzung der Virgil'schen Verse (Ecloga, 14, 4 fg.) als bestimmte Hinweisung auf den Heiland in den Mund. Der Dichter weissagt dort:

Schon entsteiget ein neues Geschlecht den himmlischen Höhen,
Seit der Knabe geboren, mit dem sich das Alter von Eisen
Erst abschließt, und das goldene rings sich erhebt auf dem Erdkreis.

Kein Prediger, der irgendeine Weissagung jüdischer Propheten auf den Heiland gedeutet hat, wie er wirklich erschienen ist, hat seinem hebräischen Texte weniger Gewalt angethan als Kaiser Konstantin den Versen Virgil's, und ohne Zweifel

schließen die Weissagungen von der Wiederkehr des Goldenen Zeitalters, wie sie in den Sibyllinischen Büchern und bei den classischen Poeten in Worte gekleidet sind, allein schon mehr reine Menschlichkeit in sich als der gesammte Prophetismus der Juden. Nöldeke sagt[39]: „Wenn Chwolson den absolut friedlichen Sinn der Israeliten aus dem von ihnen erhofften Friedensreiche erweisen will, so mag man dagegenhalten, daß derselbe Prophet, welcher die Verwandlung der Waffen in Ackergeräth verheißt, vorher die blutige Niederlage aller Feinde Israels im Thale Josaphat verkündet" (Joel 4).

Aber die literarische Thätigkeit jener, welche aus religiösen und politischen Beweggründen den Monojahvismus zu fördern suchten, ging noch weiter: sie gestaltete auch die frühere Geschichte der Juden, wie sie in den vorhandenen Schriftwerken documentirt vorlag, ihren Zwecken gemäß um, sodaß es den Anschein gewinnt, als hätten bereits alle frühern Führer des Volkes im Geiste der Propheten gehandelt und gesprochen. Die Ausbildung der jüdischen Religion „durch das Prophetenthum", sagt Nöldeke[40], „ist uns freilich nicht mehr ganz deutlich, weil eben die Berichte über den älteren Zustand der Religion, namentlich über Mose —, selbst zum größten Theil vom prophetischen Standpunkt aus geschrieben sind, sodaß die höhere Auffassung des Prophetenthums in die alte, rohere Zeit übertragen wird. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß das gänzliche Verbot des Bilderdienstes erst eine Frucht der durch die Propheten bedingten höheren Entwickelung ist, während unsere prophetischen Berichterstatter dasselbe schon in die Zeit des Mose legen, obgleich er selbst noch dem Thierdienste huldigte.[41] Dieses Zurückschieben der prophetischen Anschauungen auf die ältere Zeit drückt sich dann darin aus, daß nicht blos ein Mose, eine Deborah und Mirjam als Propheten angesehen werden, sondern daß man selbst die mythischen Stammväter des Volkes zu Propheten macht" (2 Mos. 20, 7; Psalm 105, 15). „Im Deutorono-

mion", sagt Hecker[42], „wird dem Moses ein ausgearbeiteter Entwurf der späteren Entwickelung des israelitischen Staates in den Mund gelegt, ganz wie im Epos des Virgil durch Anchises seinem Sohne Aeneas die große Zukunft des römischen Volkes entschleiert und in lebendigen Bildern vor die Augen geführt wird.[43] Bei der systematischen Verwechselung der Zeiten muß natürlich nicht selten erst noch geschehen, was als schon längst geschehen erzählt wird, und ist umgekehrt manches schon lange geschehen, was (beim Propheten) erst noch geschehen zu müssen scheint. Für die Kritik ist es ein nahezu hoffnungsloses Werk gewesen, das feingesponnene Gewebe von Wahrheit und Dichtung, von Wirklichkeit und Umgestaltung zu entwirren und den Entwickelungsgang der israelitischen Cultur in sein natürliches Gleis zurückzubringen."

Aus dieser nach klar bewußten Zwecken handelnden literarischen Verarbeitung und Umbildung der alten Ueberlieferungen ist denn auch der Pentateuch (die fünf Bücher Mosis) entstanden, wie er uns heute noch vorliegt. Die wissenschaftliche Kritik hat die verschiedenen älteren Bruchstücke und neueren Bestandtheile, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, in der Hauptsache drei verschiedenen Verfassern zugewiesen. Den ältesten derselben, welcher für Gott den Namen Elohim, d. i. Götter (S. 138), gebraucht, hat man auch, da er sich mehr dem rein historischen Charakter nähert, den annalistischen genannt, — den zweiten, bei dem Gott ebenfalls noch Elohim genannt wird, den theokratischen, und den dritten, welcher für den nationalen Gott den Namen Jahveh gebraucht, den jahvistischen oder prophetischen.[44] Die beiden letztern nun haben der Geschichtserzählung den theokratischen Charakter aufgedrückt. „Die Geschichte der Urzeit, der patriarchalischen und mosaischen Periode ist im Pentateuch nach einem religiös-poetisch-didaktischen Plane behandelt", welcher in den verschiedenen Bestandtheilen in verschiedener

Weise zum Ausdruck gelangt. „Es sollte, demselben gemäß, den Israeliten ihre hohe Bestimmung, das von Gott (besser: von ihrem Jahveh) auserwählte Volk zu sein, und der göttliche Ursprung ihrer Einrichtungen und Gesetze vor Augen gestellt und dadurch religiös-patriotische (theokratische) Begeisterung bei ihnen entzündet werden. Wenn eine Geschichtserzählung, ohne kritische Forschung nach religiös-poetischen Ideen behandelt, episch ist, so kann man den Pentateuch das theokratische Epos der Israeliten nennen, ohne damit die historische Grundlage desselben zu leugnen." Es ist aber auch eine „über allen Zweifel erhabene Thatsache, daß dieselben verschiedenen Quellen, aus denen der Pentateuch erwachsen ist, sich sämmtlich oder zum Theil auch noch in späteren geschichtlichen Büchern: im Buche Josua, Richter und selbst noch in den Büchern Samuelis und der Könige, nachweisen lassen" (Schrader, Einleitung, S. 261 und 267).

Dieser Vorgang einer Um- und Weiterbildung alter religiöser und historischer Ueberlieferungen ist keineswegs einzig in seiner Art, — die Geschichte der heiligen Literatur der Aegypter hatte bereits Vorbilder dazu geliefert[45], und durch alle Zeiten hindurch ist Aehnliches geschehen. Nicht nur Dichter wie Homer und Hesiod, welche die alten Naturgötter der Hellenen in eine olympische Politie umgewandelt, und nicht nur halbe Chronikanten und halbe Poeten wie Nävius und Ennius, welche die alte griechisch-römische Sage in ein bestimmtes festes Verhältniß zur Geschichte Roms brachten, haben Aehnliches gethan, sondern unsere eigene Generation selbst hat in der sogenannten kleindeutschen Geschichtschreibung einen ähnlichen Vorgang erlebt. Es ist überhaupt nicht möglich, die Geschichte von Jahrhunderten zu erzählen, ohne eine Composition hineinzulegen, die mehr oder weniger poetisch ist, und große umgestaltende Ereignisse, die ihre Schatten immer schon vorauswerfen, üben auf den Inhalt solcher Compositionsideen einen zwingenden Einfluß. Es zeigt sich in

derlei Umbildungen nur die Lebenskraft der Völker und Staaten; denn eine vollkommen verfestigte Anschauung vom Berufe einer Nation ist nur ein Symptom, daß sich dieselbe dem lebendigen Flusse der Dinge, der nach nationalen Einbildungen wenig fragt, schon entrückt fühlt und dem Untergange entgegeneilt, und darum muß jede solche Umbildung auch die Möglichkeit noch weiterer Umbildungen offen halten. Die theokratische Idee, nach welcher einem bestimmten Volke ein ganz ausschließlicher Beruf zugewiesen wird, besitzt aber diese Fähigkeit nicht, und in ihrer Verbindung mit semitischer Engherzigkeit hat sie im jüdischen Jahvismus einen so hochgradigen Fanatismus der Ausschließlichkeit erzeugt, daß gerade in seinem Schose die völlige Umkehr, der Umschlag zur reinen Menschlichkeit vor sich gegangen ist, — und hat im arabischen Islam ein nach Ursprung und Geist verwandtes Erzeugniß geliefert, das gerade gut genug war, um den Kinderjahren des Christenthums als schreckender Popanz nützliche Dienste zu leisten. In beiden Fällen war das Aufblähen nationalen Hochmuths zum Glauben an einen welterlösenden Weltherrschaftsberuf mit der vollkommensten politischen Unfähigkeit verbunden, weshalb denn auch Israel und Ismael unter die Herrschaft aller Welt gerathen sind, wofür sie dann nach ihrer Weise Rache nehmen.

Unter dem König Josia geht ein Ereigniß vor, welches die eben geschilderte literarische Wirksamkeit der Jahvisten in das hellste Licht stellt. Noch alle Könige vor ihm, außer David und Hiskia (Jesus Sirach 49, 5), hatten durch Götzendienst gesündigt. Selbst der weise Salomo „ging der Aschtoret, dem Götzen der Sidonier (Astarte, Istar) und dem Milkom, dem Scheusal der Ammoniter, nach; er baute eine Höhe für Kamosch, das Scheusal Moabs, auf dem Berge vor Jerusalem, und für Moloch, das Scheusal der Söhne Ammon" (2 Kön. 11, 5. 7). „Unter Achas (742—727) und Menasse (698—643)", sagt Ledrain[16], „zieht der Geist Assurs

und Babels in die Hauptstadt Judas ein. Den großen Festprocessionen zieht, mit stolzen Rossen beschirrt, der Sonnenwagen voran. Die Frauen Judas beweinen den Adonis-Temmuz, den Geliebten der Istar, und zur Feier seiner Wiedererstehung verkaufen sie sich ohne Zweifel an die Fremden, wie die Töchter Babels."

Aber auch noch unter Josia wurde der Dienst der (Istar-) Aścherah im Tempel Jahveh's zu Jerusalem betrieben wie zu Babylon, wo die Frauen sich ihr zu Ehren preisgaben, und auch ägyptische Bräuche sind im Schwange, denn noch „unmittelbar vor der Wegführung in die Gefangenschaft wird zu Jerusalem Weihrauch gestreut dem Bocke Mendes, dem Krokodil-Gott Sebek, der löwenköpfigen Göttin Sekhet, und bedeckt man jüdische Leichen mit ägyptischen Amuleten, wie man den Mumien that, die in den Todtenstätten der libyschen Bergkette liegen".[47] Da, im achtzehnten Jahre seiner Regierung (625), erneute dieser König den alten Bund mit Jahveh, indem er das „zweite Gesetzbuch" zur Grundlage der theokratischen Anschauung und Einrichtungen machte. Chilkijahu, der Hohepriester, — heißt es — verkündete: „Ein Buch der Lehre habe ich gefunden im Hause Jahveh's!" (2 Kön. 22, 8), und der „Schreiber" Schafan las es dem Könige vor. „Und der König ging hinauf in das Haus Jahveh's, und alle Männer von Jehudah und alle Bewohner von Jeruschalajim mit ihm, und die Priester und die Propheten und alles Volk von klein und groß, und er las vor ihren Ohren alle Worte des Buches des Bundes, das gefunden worden im Hause Jahveh's. Und der König trat auf die Bühne und schloß den Bund vor Jahveh, nachzuwandeln Jahveh und zu wahren seine Gebote und seine Zeugnisse und seine Satzungen, mit ganzem Herzen und ganzer Seele, aufrecht zu halten alle Worte dieses Bundes, die geschrieben sind in diesem Buche, und das ganze Volk trat in den Bund" (2 Kön. 23, 1–3). Jetzt erst, fast ein Jahrtausend nach

Mose, werden die Bilder und Geräthe für Baal und Ascherah „und das ganze Heer des Himmels" (die babylonischen Planetengötter) aus dem Tempel geschafft und verbrannt, und ihre Priester getödtet: „und er schaffte die Ascherah hinaus aus dem Hause Jahveh's, außerhalb Jeruschalajim an den Bach Kidron und verbrannte und zermalmte sie zu Staub. Und er riß die Häuser der feilen Buben (Hierodulen) nieder, die im Hause Jahveh's waren, woselbst die Weiber Zelte webten der Ascherah" (23, 4–7), d. h. um sich ihr zu Ehren preiszugeben.

Die Auffindung eines heiligen Buches, welches dann der Weiterbildung oder Umgestaltung religiöser Anschauungen zur Grundlage dienen muß, wiederholt sich in der Religionsgeschichte des Orients häufig. In der ägyptischen Literatur sind wir bereits einem Beispiele begegnet (S. 109), der Fund des Chilkijahu ist ein zweites, Mani mit seinem Buche ein anderes. Auch Muhammed ist im Besitze heiliger Rollen, und ihm wird ein neues Buch dictirt, und so fort bis auf jenen Perser unserer Tage, der sich Bâb, d. i. die Pforte zu Gott, nannte, und dem ebenfalls ein Buch eingegeben wird. Alle diese Bücher sind wunderbaren oder unmittelbar göttlichen Ursprungs, und die religiösen Gemeinwesen, die sich auf ein solches Buch stützen, werden im Koran „Volk des Buches", d. i. Besitzer eines Buches genannt, und auch Adam, Noah, Abraham und so fort werden unter die gerechnet, denen Gott ein Buch gegeben. Der unvergleichlich höhere Werth, welchen das Alterthum der Schreibkunst und dem Schriftthum überhaupt beilegen mußte, und den selbst der heutige Orient ihnen noch beimißt, kommt in dieser Anschauung gleichfalls noch zum Ausdruck.

Das Buch nun, welches hier aufgefunden wird, ist das 5. Buch Mosis, das sogenannte Deuteronomion, die Wiederholung des Gesetzes, und man muß wol seine Abfassung kurz vor jener Zeit ansetzen. An dem Wesen Jahveh's und seiner

Stellung, als des ausschließlichen Nationalgottes der Juden, wird durch diese Erneuerung des Mosaismus nichts geändert. Im 5. Buche Mosis, 23, 20, heißt es: „Vom Ausländer sollst du Zins nehmen, aber von deinem Bruder selbst sollst du keinen Zins nehmen"; und 15, 6: „denn der Ewige, dein Gott, hat dich gesegnet, wie er dir verheißen, daß du vielen Völkern auf Pfand leihen wirst, du selbst aber sollst nichts entlehnen, und über viele Völker herrschen wirst, sie aber nicht herrschen über dich"; und 28, 12 fg.: „und du wirst vielen Völkern leihen, dir aber nichts entlehnen. Und der Ewige wird dich machen zum Haupte und nicht zum Schwanze", — nämlich wenn das Volk seinen Bund hält; fällt es aber von Jahveh ab, so (28, 43:) „wird der Fremdling, der in deiner Mitte ist, immer höher über dich emporkommen, du aber wirst immer tiefer sinken. Er wird dir leihen, du aber wirst ihm nicht leihen können; er wird zum Haupte, du aber wirst zum Schwanze werden". Aus solchen Stellen erhellt nebenbei auch, wie ausgedehnt und lebendig um jene Zeit in Vorderasien der Verkehr, und wie tief bereits die Geldwirthschaft eingewurzelt war. Nach dem sumerischen Herkommen scheint der gesetzliche Zinsfuß in Babylon zwanzig Procent betragen zu haben, denn es heißt: „Die Zinsen" (die jährlich oder monatlich bezahlt werden konnten) „für zehn Drachmen betragen zwei Drachmen, für eine Mine zwölf Drachmen (jährlich)."[48] Auch Hypothecirung war gebräuchlich. Es heißt in einem Document: „Für die Zinsen seines Geldes hat er ihm als Pfand gegeben: ein Haus, einen Acker, einen Weinberg, eine Sklavin, einen Sklaven."[49] Noch heute im muslimischen Orient, auch in Persien, sucht jedermann Geldgeschäfte zu machen, und vierzig Procent jährlich gelten nicht für übermäßig, nicht als Wucher. Wie wenig aber die Juden seit drei bis vier Jahrtausenden ihr Wesen geändert haben, geht vor allem auch daraus hervor, daß man ihnen noch heute vorwirft, sie wollten die „Frem-

den", in deren Mitte sie wohnen, sich „zum Schwanze", sich selbst aber „zum Haupte" jener machen, und zwar vorzugsweise auf dem Wege des Geldleihens und Zinsennehmens, und in der That muß der Erfolg, den sie auf diesem Wege erzielen, als die Belohnung für das Festhalten an einem ausschließlichen Nationalgott angesehen werden, der die eigenen Volksgenossen zu schonen, die Fremden auszuwuchern befiehlt. Was aber ein solcher durchaus ethnischer, d. i. heidnischer Gott mit dem christlichen gemein haben soll, ist nicht einzusehen. Da ist doch der Aristotelische Gott, der nach all umfassenden und wohlwollenden Zwecken denkt und handelt, ein viel näherer Verwandter. Auch ist von keinem der alten Völker bekannt geworden, daß es sich so zu systematischer Grausamkeit verhärtet habe, wie diese in den heiligen Schriften den Juden zur Pflicht gemacht wird. Nöldeke sagt[50]: „Wenn der Israelit seinen Gott als den barmherzigen und gnädigen ansieht, so folgt daraus mitnichten, daß er diese Barmherzigkeit und Gnade auch den andern Menschen zugute kommen lassen möchte. Das Gebot, den Nächsten zu lieben, bezieht sich im Alten Testament nur auf die Volksgenossen. Kosmopolitische Ideen kommen wol einmal bei einzelnen Propheten zum Vorschein, aber nur embryonal und immer in der Weise, daß Israel und sein Heiligthum über alle andern Völker erhaben bleiben sollen. Der Kosmopolitismus, ohne welchen das Christenthum nicht denkbar wäre, konnte erst leise aufkeimen, seit sich hellenische und orientalische Ideen zu mischen anfingen." „Durch den überspannten Religionseifer der Juden", sagt Hecker, „wurde auch die Stimme der Menschlichkeit in ihrem Busen erstickt. Es zeugen davon zur Genüge sowol die wider Abtrünnige in ihrer Mitte verordneten Blutplakate und Inquisitionsstrafen, als die heiligen Kriege gegen die unschuldigen Eingeborenen Kanaans, deren Ausrottung durchgehends mit einem Anstrich von Selbstgefälligkeit erzählt und mit der stereotypen Formel beschlossen wird:

«Die Kinder Israel schlugen mit der Schärfe des Schwertes Männer und Weiber, alt und jung, und ließen nichts, was den Odem hatte, überbleiben.»" Im 5. Buch Mosis, 7, 16, heißt es: „Und du wirst aufzehren all die Völker, welche Jahveh, dein Gott, dir gibt; nicht sehe dein Auge mitleidig auf sie!" — 20, 16: „Von den Städten dieser (kanaanitischen) Völker, die Jahveh, dein Gott, dir zum Besitze gibt, sollst du keine Seele leben lassen"; — bei der Einnahme Jerichos (Jos. 6, 21) heißt es: „Und sie bannten" (tödteten zu Ehren Jahveh's) „alles, was in der Stadt war, von Mann bis Weib, von jung bis alt, bis auf Ochs und Schaf und Esel, mit der Schärfe des Schwertes", — gerade so wie der Moabiterkönig Mesa alles würgt zur Augenweide für Kamosch und Moab (S. 145). Hecker (S. 28) sagt: „Und war das lediglich ein Ausbruch der Volkswuth? Keineswegs; die Besten und Edelsten gingen mit Wort und That voran. Samuel huldigte derselben Lehre, denn es war leider eine Lehre; er zerhaut z. B. den König Agag, den einzigen von allen Amalekitern, den Saul am Leben gelassen hatte, vor dem Herrn in Gilgal zu Stücken.[51] David setzte das Henkergeschäft fort.[52] In ihre Fußstapfen traten die Propheten: Elias läßt auf dem Karmel vierhundertfünfzig Baalsdiener abschlachten[53]; einen ähnlichen Greuel brütet Elisa im Einverständniß mit dem regierenden Fürsten aus[54]; der König Josia schonte keinen von allen Priestern der Höhen, er opferte sie und verbrannte ihre Gebeine auf ihren eigenen Altären."[55]

Der Semite ist zwar von Natur grausamer als der Arier, aber wir haben sicherlich nicht nur in den Maximen, wie sie hier zur Pflicht gemacht werden, eine künstliche Steigerung angeborener Eigenschaften durch absichtliche, zielbewußte Schulung zu erblicken, sondern müssen auch die historischen Erzählungen selbst noch als Uebertreibungen ansehen, welche den Zwecken dieser Schulung auch ihrerseits wieder dienen sollten; aber es ist doch eine höchst merkwürdige Thatsache, daß die

fortgesetzte Schulung in jenem Geiste, welcher das Mitleid mit dem Fremden und Andersgläubigen zum Verbrechen macht, weil es den Jahvehgläubigen selbst zum Götzendienst verführen könnte (5 Mos. 7, 16), in der That die Menschlichkeit im jüdischen Volke so weit hat ersticken können, daß ihm unter allen Völkern und bis auf diesen Tag der Vorwurf des Hasses gegen alle Menschheit (das odium generis humani des Tacitus) gemacht werden konnte, was doch bei keinem andern Volke je der Fall gewesen ist!

Der Versuch des Königs Josia, vom Babylonismus loszukommen, fällt unmittelbar vor die Zerstörung des Tempels durch Nebukadnezar und die Abführung der Juden in das Exil nach ebenjenem Babylon, von dessen verderblichen Traditionen er sein Volk hatte befreien wollen. Dort aber kamen die Heimatlosen in Berührung mit dem persischen Wesen, welches alsbald die Herrschaft in Vorderasien antrat, und „diese unmittelbare Berührung mit den hochgebildeten Persern trug noch ersprießlichere, wenigstens ebenso ersprießliche Früchte als die frühere mit den Aegyptern". Dieser Einfluß zeigt sich in den späteren Schriften des Alten Testaments, namentlich in dem den Juden „bisher unbekannten Glauben an die Auferstehung und die Unsterblichkeit[56], noch bestimmter in der Lehre von den bösen Geistern mit dem Satan (Ahriman) an der Spitze, einer Lehre, welche in der Ueberzeugung wurzelt, daß das Böse in Gott und aus Gott undenkbar sei" (Hecker, S. 47). Noch zu Christi Zeit wurde die Auferstehung von den Sadducäern geleugnet (Matth. 22, 23), und selbst die Jünger fragen (Mark. 9, 16): „Was heißt das: von den Todten auferstehen?" West sagt[57]: „Nur wenige Christen werden zugeben wollen, daß sie ihre Vorstellungen von der Auferstehung und einem Jenseits der Religion des Ahuramazda (Ormuzd) verdanken, und doch würde es ihnen schwer fallen, den Gegenbeweis zu liefern. Mögen jene, welche an dieser Thatsache zweifeln, sich vergewissern, wieviel sichere

Hinweise auf eine Auferstehung und ein künftiges Leben sie in den früheren Schriften der Juden finden können, die vor der Zeit ihrer Berührung mit den Assyrern und Persern abgefaßt sind, und mögen sie diese dann vergleichen mit den viel zahlreicheren Hinweisungen auf dieselben Dinge in den späteren Psalmen und Propheten, dem Buche Hiob und dem Neuen Testament, die alle geschrieben wurden, nachdem die Juden mit persischen Traditionen bekannt geworden. In der That hat es einigen Anschein, als ob das Buch Hiob die Uebersetzung oder anpassende Bearbeitung eines persischen oder assyrischen Textes wäre." Diese persischen Ideen von universal menschlichem Charakter, welche indeß nicht im Stande waren, den Kern der jüdischen Ausschließlichkeit zu brechen, haben aber gerade die vermittelnde Brücke gebildet, über die das Alte Testament in das Christenthum und den arischen Occident eingedrungen ist.

Unter Kyros kehrte eine Colonie der Ausgewanderten, geführt von Serubabel, in die Heimat zurück und begann den neuen Tempelbau; unter Artaxerxes dem Langhändigen folgte ihr eine zweite, deren Führer Esra war. Dieser Esra nun ist es, der (ca. 444 v. Chr.) die erste Sammlung der heiligen Bücher (den sogenannten ersten Kanon) veranstaltet, damit den Pentateuch zum Staats- und Religionsgesetz erhoben und so den letzten entscheidenden Schritt gethan hat, um, unter stets wachsendem Einfluß der Priesterschaft, dem jüdischen Geiste jene einseitige Schulung zu geben, die eine Verknöcherung des nationalen Sinnes herbeigeführt hat, so einzig in ihrer Art, daß gerade hier die natürliche Reaction des rein Menschlichen die Religion der Menschlichkeit begründen mußte. „Erst Esra erhob den Pentateuch zum eigentlichen Gesetzbuch. Damit beginnt das Schreckbild des starren «Gesetzes», welches die jüdische Menschheit so gewaltig gequält hat und dem Wachsthum des Christenthums so förderlich gewesen ist, das Befreiung von diesem Joche verhieß" (Nöldeke).

Der ersten Sammlung heiliger Schriften folgte bald eine zweite (der sogenannte zweite Kanon), welcher die Geschichtsbücher vom Buche Josua bis zu den Büchern der Könige und die sogenannten späteren (hinteren) Propheten umfaßt. Diese Sammlung, später kurz als „Die Propheten" bezeichnet, muß zu Ende des 4. Jahrhunderts bereits abgeschlossen gewesen sein. Ihr folgte dann eine dritte Sammlung poetischer, prophetischer und historischer Schriften, deren Umfang jedoch lange schwankend blieb, sodaß „sich die erste sichere Spur der Sammlung in ihrem heutigen Umfange erst gegen das Ende des ersten christlichen Jahrhunderts findet, ohne daß indeß auch um diese Zeit der Kanon bereits für vollständig abgeschlossen gegolten hätte" (Schrader[58]). Diese Sammlung (der dritte Kanon) führt den Namen der (heiligen) „Schriften".

In diese zur nationalen und religiösen Schulung der Juden bestimmte Sammlung wurden aus der ganzen vorhandenen Literatur, die wir uns selbstverständlich als viel reicher vorzustellen haben, nur solche Schriften oder Theile von Schriften aufgenommen, welche auf den ausschließlichen Beruf des Volkes Bezug hatten, wie die Jahvehreligion ihn auffaßte. „Nur solche Bücher durften überhaupt auf Anerkennung als heilige rechnen, welche sich auf das Alterthum und die Religion Israels bezogen oder einem heiligen Manne der Vorzeit beigelegt wurden. Neuere Bücher konnten nur dann das Ansehen religiöser erlangen, wenn sie der religiösen Auffassung des jüdischen Volkes in ganz besonderer Weise entsprachen" (Nöldeke[59]). Ein ähnlicher Vorgang wäre es, wenn etwa in der Schweiz oder in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Zeiten andauernder Bedrängniß der republikanischen Staatsform, unter Vernachlässigung der gesammten übrigen gleichzeitigen Literatur, Sammlungen solcher Schriften veranlaßt würden, die auf Erhaltung und Stärkung des bedrohten republikanischen Geistes hinzielten und den Sieg desselben als den von Gott gewollten Abschluß

nicht nur der eigenen Volksentwickelung, sondern der gesammten Menschengeschichte darstellten, und wenn dann in späterer Zeit diese Sammlungen, zu einer einzigen verbunden, zum bevorzugten nationalen Bildungs- und Erbauungsbuche gemacht würden.

Vom Standpunkte der geschichtlichen Forschung sind die Bücher des Alten Testaments für uns Quellen von unschätzbarem Werthe, und auch vom literarischen sind sie, wie Goethe sagt, eine „treffliche" Sammlung. „Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart (S. 70), um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, diesem Buche zu rühmen!"[60]

Aber dies Buch, mit welchem man, wie ja selbstverständlich ist, „in früherer Zeit lange nicht so ängstlich umging als später" (Nöldeke[61]), ist auch, weil es nicht vom rein geschichtlichen Standpunkte betrachtet wurde, zur hemmenden Fessel für die christliche Menschheit geworden, und zwar in dem Maße, daß die alten babylonischen Schöpfungsmythen und die Naturanschauungen eines weitentlegenen Alterthums, wie sie hier dargelegt sind, das Fortschreiten der occidentalischen Wissenschaften lange Zeit aufgehalten haben, und daß der Geist des semitischen Fanatismus, welcher dem Occident ganz fremd war, dessen religiöses Leben vergiften durfte.

Die zielbewußte Schulung des jüdischen Volkes durch Literatur und Priesterthum, welche sicher schon in ihren Anfängen in dem nationalen Unglück den schärfsten Sporn und Antrieb gefunden hatte, wurde, wie bekannt ist, auch weiterhin durch wiederholte Schicksalsschläge unterstützt und gefördert. Im selben Maße, wie den Jahvehverehrern, als einem besondern nationalen Gemeinwesen, der natürliche Boden entzogen wurde, gewann der phantastische Geist in ihm die

Oberhand, und „so schlug das nationale Selbstbewußtsein der Israeliten in nationale Selbstverherrlichung um, als wären sie, wie gering übrigens an Kraft und Macht, unendlich erhaben über alle Völker der Erde, welchen Gott, als Verworfenen, sich nicht zu offenbaren geruht habe", — und diese Anschauung gipfelte schließlich in der messianischen Idee, d. i. in dem „Volksglauben, daß Israel unter dem verheißenen Messias das Scepter der Weltherrschaft führen, daß der Gott Israels als solcher, aber auch nur unter dieser Bedingung (d. i. nur unter voller Unterwerfung unter die jüdische Anschauung), der Gott aller Völker werden sollte, nachdem sie sich freiwillig oder gezwungen seiner Obergewalt ergeben hätten, woraus sich dann ein weltliches Gottesreich oder ein theokratisches Weltreich mit Jerusalem als Hauptstadt emporheben würde. Eine großartige, stolze Erwartung! der höchste Triumph des Nationalprincips: die Einheit des Menschengeschlechts, zu Stande gebracht durch die Verschmelzung in Israel! Aber zugleich eine kolossale Illusion, eine unberechtigte Selbstschmeichelei, die sich selber Lügen strafte, da sie allen Verhältnissen, aller Wirklichkeit, jedem vernünftigen Verlaufe der Dinge Hohn sprach" (Hecker, S. 32).

Es wäre wol ein großer Irrthum, zu glauben, daß eine Religion, welche, wie das in Betreff der jüdischen offen zu Tage liegt, als eine ethnische (heidnische), d. i. als eine bloße Volksreligion mit einem Nationalgott an der Spitze entstanden ist, und welche sich auch heute noch als solche verräth, indem sie — wie das ja im Talmud, von dem wir später reden, geschieht — alle andern Völker (die Gojim) zu hassen, auszuwuchern und, wenn möglich, zu erwürgen befiehlt, jemals in irgendeiner Epoche ihrer Entwickelungsgeschichte den Charakter einer Universalreligion getragen habe, d. h. monotheistisch im allgemein menschlichen Sinne gewesen sei. Wie die Herrschaft der römischen Stadtgemeinde über die ganze Alte Welt nur in völliger Umkehrung ihres Princips

durch Julius Cäsar zu einer Universalmonarchie werden konnte, so kann auch aus einer nationalen Religion nur durch vollkommenen Bruch und Umkehrung ihres Princips eine allgemein menschliche werden, und dieser Bruch geschah durch den Stifter des Christenthums, welches ebendeshalb auch vom Judenthum als der vollste Gegensatz seines eigenen Wesens mit unauslöschlichem Hasse verfolgt wird. Der echt menschliche Monotheismus war längst in der Welt, nicht nur als Vorstellung in den Köpfen ägyptischer Priester und griechischer Denker, sondern auch als sittliches Bedürfniß, lebendig empfunden in den Herzen von Millionen aus allen Völkern und Zungen. Die Zeugnisse dafür sind ohne Zahl und längst bekannt. Das Christenthum hat dieſen Monotheismus als Religion in die Welt geführt und sich in der dogmatischen Entwickelung desselben namentlich an die Griechen Plato und Aristoteles gelehnt. Das Christenthum ist aber unter den Juden entstanden, und will man teleologisch denken, wozu in historischen Dingen die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse zwingen, so müßte man sagen: es seien die Juden zur Mitarbeit an der Begründung des Monotheismus insofern in hervorragendem Maße berufen gewesen, als sie dazu bestimmt waren, durch Ausbildung ihres besonderen Nationalgottes zum einzigen Gotte das ausschließlich ethnische Princip auf die Spitze zu treiben, sodaß gerade unter ihnen auch der entscheidende Bruch erfolgte. Im Vorhergehenden haben wir gezeigt, welchen Antheil an der Entwickelung dieser religiös-nationalen Ausschließlichkeit die zielbewußte literarische Schulung hatte; es war aber neben dieser geistigen auch eine materielle Schulung wirksam, und gerade diese macht die Maßlosigkeit in der theoretischen Ausbildung des ethnischen Princips aus gemeinmenschlichen Beweggründen erst recht verständlich und erklärt so auch den allgemeinen Haß, welcher schon im Alterthum das jüdische Wesen begleitete, — und davon sprechen wir im nächsten Kapitel.

XIV.

Vom Punierthum und den Ursachen, weshalb die Juden schon im Alterthum verhaßt waren.

Die hervorragenden Eigenschaften, welche die Phöniker auszeichneten, sind allbekannt, aber keine dieser Eigenschaften, weder der ausgebildete politische Instinct, noch der hochentwickelte Kunstfleiß und Handelssinn, und am allerwenigsten ihre Vorliebe für Schiffahrt und Colonisation paßt zum eigentlich semitischen Wesen, dessen Urbild für uns die Araber sind. Wir haben uns diese auffallende Thatsache schon erklärt: die Phöniker sind Chamiten, welche früher am Rothen und Persischen Meere gewohnt und dort vielleicht in jahrtausendelanger Berührung mit der älteren kuschitischen Cultur jene Eigenschaften erworben hatten, während ihre semitischen Verwandten in Arabien nach wie vor Nomaden blieben. Dann haben sie in Babylonien ihren Antheil an jener kuschitisch-chamitischen Mischcultur gehabt, welcher die über die östlichen Gebirge eingewanderten Sumer und Akkad später ein anderes Gepräge gaben, und haben wol schon damals Colonien nach der Küste des Mittelmeers entsandt, bis die siegreiche Fremdherrschaft in Babylonien größere Massen von ihnen zur Auswanderung in ebendieser Richtung bewog. Von ihrer

weiteren Geschichte ist hier nicht nöthig zu reden, und ebenso wenig von der ihres bedeutendsten Pflanzvolks, der Karthager oder späteren Punier, die den Kampf um die Weltherrschaft mit den Römern aufgenommen haben. Wir müssen hier aber die Ursachen des allgemeinen Hasses berühren, welchen das Phöniker- oder Punierthum sich bei den Völkern der Mittelmeerländer zugezogen hat.

Die ausschließliche Beschäftigung mit dem Handel muß zwar äußerlich die umgänglichsten Formen (coulantes Wesen) erzeugen, zugleich aber auch die strengste und härteste Absonderung des Denk- und Gemüthslebens, da sie die innere Theilnahme und Gefühlsgemeinschaft mit den Andern nothwendig ausschließt, weil ja an jenen, in deren Händen die verhandelten Gegenstände zuletzt bleiben, ein Gewinn gemacht werden muß, und zwar ein so beträchtlicher Gewinn, daß dem Händler aus der Summe solcher Gewinste ein viel bequemeres und genußreicheres Leben erwächst, als es die eigentlichen Erzeuger der Waaren und in den meisten Fällen auch die letzten Käufer derselben führen können. Wird nun der Handel mit besonderm Erfolge betrieben, so müssen Erzeuger und Käufer, weil übervortheilt, auch als dumm erscheinen. Dies gilt aber namentlich vom orientalischen Handel, insbesondere dem Zwischen- und Kleinhandel, der bis auf den heutigen Tag mehr Betrug und Hazardspiel ist als das, was wir jetzt unter Handel verstehen[1], soweit er eben nicht jüdisch, nicht orientalisch ist. Da aber das ideale Gewissen der Menschheit keineswegs den Dummen als solchen zu übervortheilen erlaubt, so sucht der Uebervortheiler eine bessere Berechtigung in des Uebervortheilten Schlechtigkeit und arbeitet deshalb auf dessen Entsittlichung hin, womit er zugleich den neuen Vortheil gewinnt, daß mit dessen Bedürfnissen auch die eigenen Absatzquellen vermehrt werden. Die auf solche Weise unfehlbar hervorgerufene Störung des eigenen Gewissens, welches die Verdummung und Entsittlichung des Mitmenschen

verdammt, kann, der menschlichen Natur nach, nur durch Gemüthsverhärtung und Hochmuth erträglich gemacht werden, und dieser Hochmuth sucht dann seine letzte und höchste Rechtfertigung in einem ausschließlichen Verhältniß zur Gottheit, welches ihm erlaubt, was Andern nicht erlaubt ist. Weil sich aber der Handel nicht mit eigentlich körperlicher Arbeit verträgt, so tritt, wegen des nicht allseitigen Gebrauchs der Muskulatur, bei ausschließlichen Handelsvölkern allmählich auch eine Untüchtigkeit zur Arbeit und zur Kriegführung ein, und diese Schwäche gibt dann einen neuen Stachel ab zu noch erbarmungsloserer Ausbeutung der Andern, d. h. der Arbeitenden. Mit nicht allzu schwerer und einseitiger Leibesarbeit hingegen, namentlich mit dem Ackerbau, verbindet sich eine harmlose Gutmüthigkeit, welche jene Ausbeutung erträgt, weil sie für die ihr zu Grunde liegende unmenschliche Gesinnung kein Verständniß hat, bis ihr endlich dies Verständniß mit Schaudern aufgeht, und damit auch ihre Geduld bricht. Für solche Ausbrüche müssen aber von seiten der Ausbeuter schon Vorkehrungen getroffen sein, und auch zu der hierbei nöthigen Grausamkeit muß der Specialgott die Befugniß gegeben oder sie gradezu befohlen haben.

Das Verhältniß, in welches sich der Einzelne zu der von ihm persönlich vorgestellten Gottheit denkt, muß so geartet sein, daß sie, wenn sie ihn schon nicht treibt, Andere anzugreifen oder überhaupt zu schädigen, ihm wenigstens die Selbstvertheidigung erlaubt. Wer eine so tiefgewurzelte und weitverbreitete Mitempfindung mit allem, was Mensch ist, hätte, daß ihm auch der Entschluß zur Selbstvertheidigung unmöglich wäre, auf die Gefahr hin nämlich, den Angreifer zu schädigen oder zu vernichten, der würde zum Märtyrer werden, oder er müßte in eine Genossenschaft treten, die seinen Schutz übernimmt, zu welchem Zwecke eben die geistlichen und halbgeistlichen Verbände da sind, denn andernfalls wäre er ein Spielball und Raubobject für Alle. Aehnlich ist es mit

den Nationen, nur daß der nationale Gott die Selbstvertheidigung durchaus gebieten muß, nicht blos für bestimmte Fälle erlauben, wie dem Individuum, denn dieses ist durch den Staat vielfach geschützt, die Nation nur durch sich selbst. Und in der That weiß jeder in solchen Dingen Erfahrene, daß auch noch die heutigen christlichen Nationen, welche durch gemeinsame Vorstellungen vom Göttlichen zusammengehalten werden sollen, sich den gemeinsamen Gott ganz den natürlichen Bedürfnissen der Selbsterhaltung gemäß zu einer Art Specialgott gestalten; vor dem Christenthum aber, in der sogenannten Heidenzeit, waren die Götter, soweit sie politisch, nicht als bloße Naturgötter, in Betracht kommen, Familien-, Stamm-, Gemeinde- und Volksgötter, d. h. das politische Gemeinwesen fiel mit dem religiösen zusammen, und beide deckten sich vollkommen.

Jedes Gemeinwesen mit einer besondern höchsten Gottheit an der Spitze trug den Keim der Ausbreitung und den Willen der Welteroberung in sich, — aber welcher Unterschied für die Welt, ob die Athene der attischen Metropole und der capitolinische Jupiter oder Asur von Ninive sie erobern! Ein Verwandter Bel's und Asur's war aber der punische Baal-Melkart, dessen besondere „Tendenz" seinem Volke die Seeherrschaft über den ganzen Erdball hin verlieh, die nur in mercantiler Ausbeutung aller Welt gipfeln kann, — gewiß eine sehr ausschließliche Tendenz. Hecker, nachdem er ausgeführt, daß der jüdische Fanatismus, welcher durch sein messianisches Reich die Weltherrschaft anstrebte, nur das Nonplusultra eines im Alterthum fast allgemein herrschenden Princips gewesen sei, fährt dann fort[2]: „Dieselben Ansprüche wiederholen sich modificirt bei den despotisch-militärischen Staaten (z. B. den Assyriern und Persern) wie bei den Phönikern; für diese war's ein Axiom geworden, daß ihnen der Besitz und die Herrschaft des Meeres unentreißbar gehöre." Baal-Melkart hat nun den Phönikern und ihren Ablegern in

Karthago die Seeherrschaft im Mittelmeer wirklich auch verschafft, was ohne einen gewissen Grad militärischer Tüchtigkeit nicht möglich gewesen wäre, aber in der Hauptsache doch mehr durch Gewalt und Raub, Lüge, Treulosigkeit (punica fides!) und grausame Ausbeutung erreicht wurde. Auf seinen Wegen traf aber Melkart mit jenem Jupiter zusammen, dessen Capitol heute noch steht und seit anderthalb Jahrtausenden das Symbol des christlichen Engels trägt, — und an der festen Treue, mit welcher die römische Bürger- und Bundesgenossenschaft zusammenhielt, scheiterte die punische Untreue, — der arische Gott, zu dessen Wesen, wie es der Name besagt, die Treue gehört[3], hatte seinen semitischen Rivalen besiegt und trat damit die Weltherrschaft an. Ein Volk von soldatisch geschulten Bauern hatte ein Volk von Kaufleuten und Räubern oder Betrügern wie von der Erde weggefegt.

Die uralten Beziehungen der Phöniker zu den Nilmündungen und dem Delta sind bekannt, und es ist selbstverständlich, daß sich dieselben während der fünfhundertjährigen Herrschaft der semitischen Hyksos in Unterägypten vervielfachten. Den geistigen Einfluß, welchen das Semitenthum damals auf gewisse ägyptische Stände gewann, haben wir schon hervorgehoben (S. 120); der ägyptische Volkskern aber hielt den instinctiven Haß fest und übertrug ihn auch auf die mit den Hyksos verbündeten und verwandten Juden, an denen sie, als sie allein im Lande zurückblieben, leicht Rache nehmen konnten. Daß sie die Hebräer Aussätzige (sabbo) nannten, mag theilweise vielleicht in dem häufigeren Vorkommen des Aussatzes bei ihnen begründet sein, der Hauptgrund ist aber doch wol im Zusammenhange der Juden mit den Hyksos zu suchen, deren Andenken im glühenden Haß der Aegypter lange fortlebte, und die sie die Pestilenzialischen (aadtu)[4] nannten. Der Eroberer wird immer gehaßt, aber in diesem Falle muß der Haß offenbar auch der leidenschaftliche Ausdruck für die Empfindung eines sittlichen Gegensatzes ge-

wesen sein, den das wohlgeschulte, ernste und arbeitsame ägyptische Volk gegen den zersetzenden und entsittlichenden Einfluß der fremden Eindringlinge fühlte. Der Haß, welchen Griechen und Römer gegen die phönikischen und punischen Handelsleute und Räuber so oft ausgesprochen haben, ist Ausdruck desselben Gefühls.

Die Hauptmasse der Hykšos bestand offenbar aus Beduinen, die an und für sich Räuber sind, und die Organisation ihres mehrhundertjährigen Gemeinwesens in Unterägypten konnte nicht ohne Beihülfe phönikischer Administratoren und Handelsleute geschehen, und an deren Fersen hefteten sich die Juden. Unter dem Hykšos-König Apophis (Apupi) fällt nach allen Anzeichen auch der jüdische Joseph, mit dessen Freiheit seine eigenen Brüder ein Geschäft gemacht hatten, als Haupt der Administration und Mitregent.[5] Reinisch sagt[6]: „Im Pharaonenland ging gegen das 19. Jahrhundert v. Chr. die echte Culturblüte Aegyptens bald in eine Zeit der Corruption, des Sittenverfalls und der zügellosen Ausschweifung über. Den ersten Anstoß dazu gaben die zahlreichen semitischen, phönikischen, jüdischen und arabischen Kaufleute, die sich in Aegypten niederließen und das Rechtsbewußtsein und die strenge Ordnung des ägyptischen Volkes durch ihre Geschäftsusancen und durch ihre Sucht nach Gewinn erschütterten. Es trat eine Verderbniß der Sitten ein, welche der Schreiber des leydener Papyrus ausführlich schildert. Zuerst begann die Demoralisation der Diener und Sklaven, dann eine schamlose Maitressenwirthschaft. Der entfesselte Trieb nach Erwerbung von Reichthümern, die schrankenlose Genußsucht führten einen vollkommenen Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse herbei.“ Jedenfalls stimmt diese Schilderung sehr wohl zu dem bekannten Hasse der Aegypter gegen die Hykšos und die Semiten überhaupt, wie auch zu der Thatsache, daß ägyptische und nach ihnen griechische und römische Quellen das, was die jüdische Geschichtserzählung den Auszug der Israeliten aus

Aegypten nennen, als eine Austreibung derselben auf Befehl der Götter darstellen, — „als den Göttern verhaßt", sagt Tacitus[7], — ganz so wie dreitausend Jahre später die Araber und nach ihnen die Juden, die sich auch hier an ihre Fersen geheftet hatten, im Namen der christlichen Gottheit aus Spanien vertrieben worden sind.

In späterer Zeit und heute noch gründen die Juden ihre sittliche Berechtigung zur Uebervortheilung und Bewucherung der Nichtjuden auf die Reinheit ihres Monotheismus. Den alten Aegyptern gegenüber hätten sie das nicht thun können, da unter ihnen Jahveh, selbst wenn er damals schon ein hervorragender Stammgott gewesen wäre, thatsächlich erst ein Jahrtausend später zum einheitlichen Volksgott geworden ist; trotzdem aber hielten sie sich damals schon berechtigt, die guten Aegypter unter dem Schein der Freundschaft zu bestehlen. Im 2. Buch Mosis, Kap. 12, 35. 36, heißt es: „Und die Kinder Israel hatten gethan nach dem Worte Moscheh's und gefordert (geliehen) von Mizrajim silberne Geräthe und goldene Geräthe und Kleider. Und Jahveh hatte dem Volke Gunst gegeben in den Augen Mizrajim's (!), und sie (die Aegypter) liehen ihnen, und sie (die Juden) leerten (plünderten) Mizrajim aus." Wäre auch diese Erzählung für die Zeit des Auszugs oder der Austreibung erfunden, so dient sie doch als Beweis, daß zur Zeit der Abfassung derselben der jüdische Geist bereits von dem Glauben durchdrungen war an seine vorzugsweise Berechtigung zur Ausbeutung und Beraubung der Nichtjuden, sodaß Tacitus später mit Recht sagen konnte, daß sie alle andern Menschen wie Feinde hassen, — und von diesem Geiste, der nur die Frucht einer praktischen Erziehung durch geographische und historische Umstände sein kann und bei den Juden der ausschließlichen Herrschaft der Jahvehreligion schon um Jahrhunderte vorausgeht, behaupten wir eben, daß er seinerseits wieder die Ausschließlichkeit der Jahvehreligion hat

begründen helfen. Jene Erziehung kann den Juden aber nur durch ihre Nachbarn, die Phöniker, zutheil geworden sein.

Was die Betheiligung jüdischer Stämme am phönikischen Handel betrifft, so wird dieselbe von den Gelehrten, wie uns bedünkt, in demselben Maße unterschätzt wie die Lebhaftigkeit des vorderasiatischen Handelsverkehrs im Alterthum überhaupt. Palästina, „im Maximum der Annäherung" zwischen Asien und Afrika gelegen, bildet die natürliche Brücke für den Landhandel zwischen den beiden Welttheilen, und die hafenreiche phönikische Küste war das große maritime Ausfuhrthor für die Boden- und Industrieerzeugnisse alles Landes zwischen Nil und Tigris, dem Rothen und dem Persischen Meere, — eine Abschließung der Israeliten von dieser gewaltigen Handelsbewegung war ein Ding der Unmöglichkeit. Die zahlreichen arabischen Karavanen, die theils von Süden her, theils von jenseit des Jordans ihre Waaren nach Aegypten oder nach Tyrus führten, haben seit den ältesten Zeiten gewisse Theile des Landes durchziehen müssen. Die nahen Beziehungen zwischen Phönikern und den israelitischen Nachbarstämmen und der Letztern Betheiligung am tyrischen Handel sind vielfach bezeugt. „Warum weilt Dan auf Schiffen?" so singt Deborah (Richt. 5, 17 fg.), „und Ascher bleibt am Gestade der Meere und an seinen Buchten wohnt er! Sebulon, ein Volk, sein Leben bloßstellend dem Tode (zur See?) u. s. w." Im sogenannten Segen Mosis (5 Mos. 33, 18 fg.) heißt es: „Freue dich, Sebulon, bei deiner Ausfahrt (zur See), und du, Issaschar, in deinen Gezelten! Die Völker strömen (als Wallfahrer) nach ihrem Berge (Vorgebirge Karmel), und bringen dort ein Opfer der Gerechtigkeit; vom Ueberflusse des Meeres nähren sie sich (die beiden Stämme) und vom Verborgenen des Sandes (aus welchem Glas gewonnen wurde)"; — und 1 Mos. 49, 13 fg.: „Sebulon, am Gestade der Meere wohnt er, ja, am Gestade der Schiffe, und seine Hüfte lehnt an Sidon. Issaschar, ein Esel, starknochig, niedergestreckt zwischen

den Hürden. Und er sah die Ruhestätte, daß sie gut, und das Land, daß es lieblich war; da bog er seine Schulter zum Tragen und ergab sich der Frone des Arbeiters", nämlich zum Waarentransport für fremde Kaufleute. Zwischen Naphtali, der, „gesättigt von Gnaden und voll der Segnung Jahveh's, das Meer und den Süden besitzt" (5 Mos. 33, 23), und den Phönikern bestanden Wechselheirathen, denn der Künstler Hiram hatte einen tyrischen Vater und eine Mütter aus Naphtali (2 Kön. 7, 14; nach 2 Chron. 2, 14 aus Dan).

In der poetischen Schilderung von der Großartigkeit des phönikischen Handels, Ezech. 27, 17, heißt es: „Juda und das Land Israel waren deine Kaufleute, mit Weizen von Minnit und Backwerk und Honig und Oel und Harz versahen sie deinen Handel." Das Bündniß, welches der glückliche Eroberer David mit Tyrus schloß, und an dem auch Salomo festhielt, mußte nothwendig die Wahrung von Handelsvortheilen zum Hauptzwecke haben, und wie Salomo dasselbe zu selbständigen überseeischen Unternehmungen, den sogenannten Ophirfahrten, benutzte, die große Mengen Goldes ins Land brachten, ist bekannt (2 Kön. 9, 28; 2 Chron. 8, 18). In der nachsalomonischen Zeit hörten diese selbständigen Unternehmungen wieder auf.

Aber auch „der interne Geschäftsverkehr, Kleinhandel mit Landesproducten, Heerdethieren und deren Erzeugnissen, sowie mit den Producten der Industrie wurde von alten Zeiten her von den Israeliten selbst aufs lebhafteste betrieben, und die Gesetzesbestimmungen gegen Betrug und Wucher, die häufigen Rügen der Unredlichkeit im Handel und Wandel, und manche Sprichwörter (Spr. 11, 1; 20, 10. 23; Sir. 27, 2 fg.) zeigen genugsam, wieviel Gewinnsucht und ebenso geschickte als rücksichtslose Ausbeutung günstiger Verhältnisse, namentlich auch der Noth anderer, schon damals damit verbunden war".[8] Mögen hierfür einige wörtliche Anführungen aus dem

Alten Testament zeugen. Es heißt 3 Mos. 19, 35: „Thut nicht unrecht im Gericht, im Längenmaß, im Gewicht und Hohlmaß." — 5 Mos. 25, 13 fg.: „Du sollst nicht in deinem Beutel zweierlei Gewichtsteine haben, große und kleine. Du sollst nicht in deinem Hause zweierlei Efah (Maß) haben, großes und kleines." — Mich. 6, 11: „Soll ich rein sprechen den mit ungerechter Wage und mit einem Beutel betrügerischer Gewichtsteine?" — Hos. 12, 2. 8 fg.: „Ephraim, den ganzen Tag häuft er Trug und Verderben, und einen Bund schließen sie mit Aschur, und Oel wird nach Aegypten geführt. ... Wie Kanaan, in seiner Hand die Wagschale des Betrugs, liebte Uebervortheilung und sprach Ephraim: «Ich bin ja reich, habe mir Vermögen erworben; bei all meinem Erwerb findet man keine Schuld, die Sünde ist.»" — Am. 2, 6 fg.: „Also spricht Jahveh: Wegen der drei Verbrechen Israels und wegen der vier sollt' ich ihm nicht vergelten? Daß sie verkauft um Silber den Gerechten, und den Dürftigen um ein Paar Schuhe! Welche lechzen nach dem Erdenstaub auf dem Kopfe der Armen (suchen sie ins tiefste Elend zu stürzen), und den Weg der Gerechten hindern sie, und sie gehen, der Mann sammt seinem Vater, zur Dirne, um meinen heiligen Namen zu entweihen. Und auf verpfändeten Kleidern strecken sie sich hin bei jeglichem Altar, und den Wein der Gebüßten trinken sie im Hause ihres Gottes." — Am. 8, 4 fg.: „Höret dies, die ihr lechzet nach dem Dürftigen hin und (lechzet) zu verderben die Gebeugten im Lande, und die ihr sprechet: Wann wird doch der Neumond vorüber sein, daß wir Speise verkaufen, und der Sabbat, daß wir den Getreidevorrath öffnen, klein zu machen das Efah (Maß) und groß den Schekel (Münze) und krumm die falsche Wage, einzukaufen um Silber die Armen, und die Dürftigen um ein Paar Schuhe, und des Getreides Abfälle (Spreu für Korn) wollen wir verkaufen." — Nehem. 5, 7: „Da übermannte es mich, und ich schalt die Edlen und Fürsten und sprach zu ihnen: Wucher treibt ihr

einer mit dem andern! Und ich veranlaßte gegen sie einen großen Zusammenlauf, und ich sprach zu ihnen: Wir haben unsere Brüder, die Jehudim, losgekauft, die verkauft worden an die Völker, soviel an uns war, und ihr wollt gar euere Brüder verkaufen, daß sie wieder an uns verkauft werden?" (d. h. daß sie als Sklaven zum Gegenstand des Tausches und Handels werden).

„Das Verhältniß beider Völker (der Phöniker und Juden)", sagt Alexander Peez[9], „verdient schon aus dem Grunde eine besondere Würdigung, weil es noch bis in unsere Gegenwart fortwirkt, indem erst, als Träger und Erbe der phönikischen Cultur und Richtung betrachtet, das Judenthum in seine richtige Beleuchtung tritt. Als die Juden mit Waffengewalt in Kanaan einbrachen und mit den Kanaanitern die langen Kriege führten, blieben die Phöniker neutral, dehnten aber später, als sich die Juden im eroberten Lande dauernd niedergelassen hatten, ihren Einfluß über das stammverwandte Hirtenvolk aus. Viele Andeutungen des Alten Testaments beweisen, daß die Stämme Issaschar, Sebulon, Ascher, Dan und Naphtali als Beisassen im phönikischen Lande wohnten und als Landwirthe, Gewerbtreibende, Lastträger, Handlanger, Karavanenführer an dem Handels- und Industrieleben der Phöniker Antheil nahmen. «Von Ascher kommt fettes Brot, und er gibt Leckerbissen dem König», d. i. Weizen für die Tafel des Königs von Sidon. In Askalon ward der Anbau von Gemüsen, z. B. Zwiebeln, wahrscheinlich auch zu Schiffsproviant, im Großen betrieben. Nach den Angaben des Josephus muß man den Absatz landwirthschaftlicher Erzeugnisse von Palästina nach dem dichtbevölkerten und reichen Phönikien auf viele Millionen Gulden anschlagen. Nicht minder betheiligten sich die Juden an der Industrie der Seestädte. Ihre Frauen webten feine Leinwand, auch Woll- und Baumwollstoffe, letztere von der Staude, nicht von dem damals noch unbekannten Baumwollbaum. Ihre

Eichenwälder lieferten das Material zur Verfertigung der so wichtigen Ruder, und der im Alterthum hochberühmte Balsam ward am ganzen Mittelmeere nur aus zwei Gärten des israelitischen Landes gewonnen. Im Liede der Deborah heißt es: «Dan weilt bei den Schiffen», was wol dahin zu verstehen ist, daß die Angehörigen des Stammes Dan ihren Verdienst in den Häfen und Werften Phönikiens suchten. Issaschar wird Waarenführer gewesen sein: er stellte Thiere und Begleitungsmannschaft für die Karavanen nach und von dem Euphratthale, wohin der kurze Weg durch die Wüste vierzehn Tage, der obere über Thapsakus etwa neunzehn Tage erforderte. Die Waarenführer werden wol schon damals, wie heute, die Bürgschaft für die sichere Ankunft der Reisenden und Waaren übernommen haben. Von den Stämmen Sebulon und Naphtali heißt es: «Sie saugen den Reichthum der Meere und die verborgenen Schätze des Sandes», das bedeutet: sie sammelten Purpurschnecken und arbeiteten in den phönikischen Glasfabriken. Offenbar stellten diese Gegenden des nördlichen Palästina wol ein bedeutendes Contingent zu der Erntearbeit in den reichen Gärten und Feldern Phönikiens; es bestanden Verträge, wonach die Phöniker ihre israelitischen Hörigen nicht außer Landes verkaufen durften.

„War dies das Verhältniß im nördlichen Palästina, so zeigt sich dagegen im Süden das Judenthum weit selbständiger entwickelt. Jerusalem war selbst eine so bedeutende Industrie- und Handelsstadt, daß es die Eifersucht der phönikischen Städte erregte; bei Ezechiel (26, 2) lesen wir, daß Tyrus bei der Zerstörung von Jerusalem durch die Assyrier jubelte, weil ihm nun der Handel Jerusalems zufalle. Wie aus diesen Daten zu entnehmen ist, änderten die Israeliten, die als Hirten (Beduinen) nach Palästina gekommen waren, in der Berührung mit den Phönikern völlig ihren früheren Charakter und wurden nach dem Beispiel der letztern ein Handelsvolk, welches Industrie und intensiven Landbau

trieb und sich in Verbindung mit den Phönikern am Weltverkehr betheiligte. Daher kommt es denn auch, daß das Christenthum in seiner ersten Zeit den Spuren der Phöniker folgte. In den phönikischen Colonien in Kleinasien, Syrien und den Inseln erschienen sehr früh schon die christlichen Sendboten und verkündeten in den Versammlungshäusern, nach einem vertragsmäßig jedem Juden zustehenden Recht, die neue Lehre, — ein Verhältniß, das nur durch die engen Verbindungen der Israeliten mit den Phönikern ermöglicht war. Da nun die Phöniker, ungeachtet sie einen Theil des Volkes in Abhängigkeit, ja in Hörigkeit hielten, doch die Juden zu Wohlstand und Bildung führten, und ihre Cultur bis zur Neuzeit den höchsten Typus der den Israeliten in der Geschichte ihres Volkes zugänglich gewesenen Entwickelung darstellt, so ist es nach einem Naturgesetze der phönikische Sinn und Geist, welcher den Charakter und die Weltanschauung der Israeliten zumeist bestimmt hat. Ein Theil der in der Diaspora lebenden modernen Juden — darüber kann kein Zweifel bestehen — ist entstanden aus Nachkommen der von Phönikern und Römern in alle Welt verkauften syrischen Sklavenbevölkerung; ein anderer Theil der Israeliten ist aber der Träger phönikischer Ideen und der Erbe der phönikischen Welthandelseigenschaften, die" — fügt Peez hinzu — „uns Deutschen, den Abkömmlingen zahlloser Geschlechtsfolgen von Kriegern, Bauern, Gutsherren und Beamten, fast ganz fehlen, und uns daher in unserer gegenwärtigen materiellen Zeit, wo die wirthschaftlichen Eigenschaften der Völker stets wichtiger werden, zur Concurrenz mit den älteren Handelsvölkern wesentlich stärken können." Leider können wir — mit so vielen Andern — diesen Glauben nicht theilen, denn die Juden, in Masse, sind auch insofern noch Phöniker, als sie, wie diese, obgleich über alle Welt zerstreut, doch eine enggeschlossene Nationalität bilden, welche in der Form von internationalen Lukranten- und Aus-

beutergesellschaften allen Nationen der Erde gleich feindselig gegenübersteht. Im übrigen aber erscheint uns die Art, wie Peez das Verhältniß der beiden Völker zueinander auffaßt, als die einzig richtige: die Juden haben Palästina als Beduinen betreten und als Handelsleute verlassen: die Schulung hierzu kann ihnen nur durch die Phöniker zutheil geworden sein.

Die letzte Erziehung der Juden aber zu dem, was sie in Masse noch heute sind, nämlich zu einem unabhängig aus sich herausarbeitenden ausschließlichen Handels- und Bankiervolke, nicht in dem Sinne großartiger Unternehmungen, die mit Gefahr für das eigene Leben und Vermögen verbunden sind, sondern vielmehr in dem eines ausbeuterischen und unredlichen Lukrantenthums, welches nicht nur den Haß der Ausgebeuteten, sondern auch die Abneigung aller redlich Arbeitenden und die Verachtung jener auf sich zieht, die in muthigem Wagen oder in begeistertem Forschen und künstlerischem Schaffen den höheren Interessen der Völker und der Menschheit dienen, — diese Erziehung in größerem Maßstabe begann erst mit den großen jüdischen Colonien in Alexandrien (330), später in Rom und andern Großstädten. Daß die Begünstigung, welche die Juden in Alexandrien schon von dem großen Makedonier selbst und unter den ersten Ptolemäern genossen, ihren Hauptgrund in der Eignung zum Handel hatte, versteht sich von selbst. Wie die ausschließliche Beschäftigung mit Handel und Ausbeutung eine besondere Art der Gefühlsverhärtung und des geistigen Hochmuths erzeugt, haben wir schon im Anfange dieses Kapitels geschildert, und nur die Verbindung dieser Gemüthseigenschaften, die ihrerseits wieder eine religiöse Berechtigung suchen und so auch religiöse Ausschließlichkeit erzeugen, mit dieser letzteren kann die Juden zum Gegenstande des allgemeinen Völkerhasses gemacht haben. Die Folgen der ausschließlich religiösen Schulung können an ihnen erst in den

letzten Jahrhunderten v. Chr. mit einer gewissen Stärke hervorgetreten sein und ihre volle Stärke wol erst um die Zeit Christi entfaltet haben, während der Haß viel älter ist. Auch sind lediglich religiöse Vorstellungen oder überhaupt geistige Anschauungen kein Gegenstand des Hasses anderer Menschen, wenn sie nicht mit thätlichen Uebergriffen in die Rechte und Lebensbedingungen Anderer verbunden sind. Selbst der ausschließlichste geistige Hochmuth, wenn er sich nicht durch solche Ein- und Uebergriffe empfindlich macht, ist für Andere viel eher Gegenstand des Mitleids als des Hasses. Auch muß ein solcher, sozusagen rein theoretischer Hochmuth keineswegs zu thätlicher Verletzung und Beeinträchtigung Anderer führen, sondern kann vielmehr, seiner Natur nach, an sich selbst ein Genüge haben.

Den merkwürdigsten literarischen Beweis von der allgemeinen Verhaßtheit der Juden und von ihrem eigenen Hasse gegen die andern Völker besitzen wir im Buche Esther, welches einen Bestandtheil des Alten Testaments ausmacht und im 3. Jahrhundert v. Chr. verfaßt worden ist.[10] In demselben wird erzählt, wie König Ahasverus von Persien aus Liebe zur schönen Jüdin Esther den Befehl gab, seinen judenfeindlichen Minister Haman an den Pfahl zu hängen. Dieser hatte zum Könige gesagt (Kap. 3, 8): „Da ist ein Volk, zerstreut und versprengt unter die Völker, durch alle Landschaften deines Königreichs, dessen Gesetze unterschieden sind von denen jeglichen Volkes; aber nach den Gesetzen des Königs thun sie nicht, und dem König bringt es nichts ein, wenn er sie läßt. Wenn es dem Könige gefällt, werde ausgeschrieben, sie zu vernichten, und zehntausend Kikar Silber will ich darwägen in die Hände der Schaffner, sie zu bringen in die Schatzkammer des Königs.“ Danach aber, von Esther umgestimmt, habe der König (Kap. 8, 11 fg.) „gestattet den Jehudim, die in jeglicher Stadt sind, sich zu versammeln und zu stehen für ihr Leben, zu vertilgen, zu würgen und zu

vernichten alle Kriegsmacht des Volks und der Landschaft, die sie bedrängen würden, (auch) Kinder und Weiber, und ihre Habe zu plündern.... Und Mardochai — der Erzieher Esther's und später Minister an Haman's Statt — ging von dem Könige in königlicher Kleidung, purpurblau und weiß und mit einer großen goldenen Krone und in einem Mantel von Byssus und Purpur, und die Stadt Schuschan (Susa) jauchzte und war fröhlich. Bei den Jehudim war Licht und Freude und Lust und Ehre;.., und viele aus den Völkern des Landes bekannten sich zu den Jehudim, denn gefallen war die Angst vor den Jehudim über sie. (Kap. 9, 1 fg.:) Und im zwölften Monat, das ist der Monat Adar, am 13. Tage desselben,... da die Feinde der Jehudim gehofft hatten, mit ihnen zu schalten, und es sich wandte, daß sie, die Jehudim, schalten sollten mit ihren Hassern, versammelten sich die Jehudim in ihren Städten... und schlugen unter all ihren Feinden Schläge des Schwertes und der Vernichtung und thaten an ihren Feinden nach Herzenslust.... Und die übrigen Jehudim, die in den Landschaften des Königs, versammelten sich und standen für ihr Leben und schafften sich Ruhe vor ihren Feinden und erschlugen unter ihren Hassern fünfundsiebenzig Tausend; doch nach der Beute streckten sie nicht ihre Hand, — am 13. des Monats Adar, und rasteten am 14. desselben und feierten ihn als einen Tag des Mahls und der Freude".

Dies ist der Ursprung des Purim-Festes, an welchem noch heute die Geschichte der Esther vorgelesen wird, zur Erbauung für groß und klein. Dr. Martin Luther wünschte gar sehr, das Buch aus dem Alten Testament entfernen zu können. In seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen"[11] sagt er[12]: „All ihres Herzen ängstlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß sie einmal möchten mit uns umbgehen, wie sie zur Zeit Esther in Persia mit den Heiden umbgingen. O wie lieb haben sie das Buch Esther,

das so fein stimmet auf ihre blutdürstige, rachgierige, mörderische Begier und Hoffnung! Kein blutdürstigeres und rachgierigeres Volk hat die Sonne je beschienen, als die sich dünken lassen, sie seien darumb Gottes Volk, daß sie sollen und müssen die Heiden morden und würgen. Und ist auch das fürnehmste Stück, daß sie von ihrem Messia gewarten: er solle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen, wie sie denn im Anfang an uns Christen in aller Welt wohl beweiseten und noch gerne thäten, wo sie könnten; haben's auch oft versucht, und darüber auf die Schnauzen weidlich geschlagen sind." Und an einem andern Orte[13]: „Ich will zur Letzte für mich das sagen: wenn mir Gott keinen andern Messiam geben wollt, denn wie die Juden begehren und hoffen, so wollt ich viel lieber eine Sau denn ein Mensch sein."

Im Buche Esther wird der Name Jahveh nicht ein einziges mal genannt, und das religiöse Element tritt überhaupt zurück; es sind nur der pure Nationalhochmuth und der Haß alles Nichtjüdischen, die als Früchte der praktischen und religiösen Isolirung rein zu Tage treten. Seit der Abfassung dieses Buches sind nun wieder mehr als zwei Jahrtausende vergangen, aber der echte Talmudjude glaubt heute noch mit gleicher Naivetät an die volle Berechtigung seiner Mardochiade.

XV.

Die Griechen und die Befreiung des ariſchen Geiſtes in Europa.

Die Hellenen ſind Arier, die aus dem Innern Aſiens über Armenien, Phrygien und die kleinaſiatiſche Brücke nach dem europäiſchen Thrakien übergeſetzt waren und ſich von dort ſüdwärts bis in den Peloponnes und über die Inſeln verbreitet hatten. Ihre Wanderlinie grenzte überall an den Bereich der chamitiſch-ſemitiſchen Cultur, und die Phöniker insbeſondere waren es, die ihnen nach ihren europäiſchen Wohnſitzen hinüber die Ergebniſſe derſelben weiterhin vermittelten. In gleicher Weiſe wie die aſſyriſch-babyloniſche haben aber die Phöniker den Hellenen auch die ägyptiſche Cultur übermittelt, und bereits um 1500 v. Chr. hatten ſie ihnen, neben dem Alphabet und Münze, Maß und Gewicht, auch eine große Zahl aſſyriſcher und ägyptiſcher Kunſtformen zugetragen. Zwar erweiſen ſich die Phöniker nicht als Erfinder künſtleriſcher Ideen, ſondern haben ſich, als vorzugsweiſe kaufmänniſche Vermittler, „darauf beſchränkt, die Formen des Geſchmacks der jedesmal herrſchenden Großmacht zu verarbeiten“[1], aber ſie haben dabei auch, als Fabrikanten, das Techniſche ſehr vervollkommnet, und ſo ſind ſie für die Griechen Lehrmeiſter in der Technik geworden, in künſtleriſcher

Verarbeitung von Gold, Silber und Erz, in der Thonbildnerei, der Sculptur in Holz und Stein, der Weberei und Stickerei.

Für die Zuleitung dieses Doppelstroms ägyptisch-assyrischer Cultur an die Griechen war die Insel Cypern durch ihre Lage als vermittelnder Sammelpunkt wie geschaffen, und die neuesten Ausgrabungen auf diesem Eiland, insbesondere jene di Cesnola's, haben bewiesen, welche Fülle von Kunstwerken jener Strom dorthin getragen hat. Dieselben zeigen theils rein assyrischen, theils rein ägyptischen Stil, zum größeren Theile aber den sogenannten phönikischen, der eine Vereinigung und Verarbeitung ägyptischer und assyrischer Elemente darstellt. Aus diesem Stile entwickelte sich dann der national-cyprische, in dessen Leistungen „sich schon ein Aufdämmern der hellenischen Tendenz nach freierer Behandlung der überlieferten Form erkennen läßt". So „hat die phönikisch-cyprische Kunst die Strahlen, die aus Osten und Süden herflossen, gesammelt, eigenartig verarbeitet und nach Westen weiter gegeben, ohne sich selbst der Rückwirkung durch den hellenischen Geist zu verschließen", und „aus diesem Boden entsprossen, hat sich die hellenische Plastik, im Strahle griechischer Gedankenhelle und Anschauungsfülle, in Hellas, und zumal im Brennpunkte hellenischen Culturlebens, in Athen, zu unerreichbarer Höhe künstlerischen Schaffens erhoben".[2] So gehen die Anfänge der griechischen Kunst auf die chamitisch-semitische Cultur zurück, die ihre vollen Blüten im Nil- und Euphratthale gezeitigt hatte; aber wie starr, wie arm an Leben und Schönheit, wie fern noch von jener Erhabenheit und Idealität, die aufs Höchste und Unendliche weist, sind auch die reifsten Früchte dieser asiatischen Kunst gegen die wunderbaren Schöpfungen, welche der Meißel hellenischer Künstler schon im 6. Jahrhundert v. Chr. aus Stein gezaubert hat! Der griechische Sinn hat die Fesseln der überlieferten Schablone gebrochen und die Darstellung

kannt, bleibt es doch nicht weniger sicher, daß die arische Kunst eine Weite, eine Allgemeinheit, ein Ideal besitzt, welche die ruhmvolle und in ihrer Art einzige Begleitung der arischen Civilisation ausmachen. Alle arischen Völker, so weit sie auch anfänglich zurückgeblieben waren, haben damit geendigt, diese Kunst aufzunehmen und zu pflegen; kein semitisches Volk hat sie zu der seinigen gemacht und ist darin Schüler oder Meister geworden."

Es kann aber in der gesammten asiatischen Entwickelung immer nur von Vorstufen der Kunst die Rede sein, nicht von der vollendeten Kunst selbst. Wie tief noch die redenden Künste standen, haben wir oben beleuchtet, aber auch in den bildenden war, was Kunst heißt, doch nur die mehr oder weniger vollendete Technik, die Tochter der berechnenden Industrie, welche den Zwecken der Bequemlichkeit und des Luxus diente; die befreite und befreiende Psyche fehlte. Renan sagt[4]: „In Sachen der Industrie, der Erfindungen und der materiellen Civilisation verdanken wir, ohne Widerrede, vieles den semitischen Völkern. Unsere Rasse debutirte nicht mit dem Geschmacke für die Bequemlichkeit (du comfortable) und für die Geschäfte. Wir waren eine moralische Rasse, tapfer, kriegerisch, eifersüchtig auf Freiheit und Ehre, voll Liebe zur Natur und aufopferungsfähig, — wir zogen gar viele Dinge dem Leben vor. Handel und Industrie sind zum ersten mal auf großem Fuße von den semitischen Völkern betrieben worden oder wenigstens von solchen, die eine semitische Sprache redeten (vgl. S. 20), den Phönikern. Im Mittelalter waren die Araber und Juden ebenfalls unsere Lehrer in Sachen des Handels. Aller Luxus in Europa, vom Alterthume bis ins 17. Jahrhundert, ist aus dem Orient gekommen. Ich sage: der Luxus, und nicht: die Kunst. Griechenland, das in Sachen des Geschmacks eine unendliche Ueberlegenheit über alle andern Völker besaß, war kein Land des Luxus: man sprach dort mit Verachtung von der eiteln

Pracht der Paläste des großen Königs, und wenn es uns erlaubt wäre, das Haus des Perikles zu sehen, so würden wir es wahrscheinlich kaum bewohnbar finden. Diese Erhabenheit des hellenischen Geistes über die Barbarei des Luxus wie über die der natürlichen Roheit war eben der Boden, aus welchem die Kunst entsprang, und einer jeden neuen Kunst muß eine neue Befreiung des Geistes aus den Banden der Bequemlichkeit und des Luxus vorangehen.

Und wie auf dem Boden der Kunst, so hat auch auf dem der Wissenschaft das Hellenenthum die Befreiung von der bloßen Praktik vollzogen, die innerhalb der asiatischen Culturkreise überliefert wurde. Littré sagt[5]: „Man hat behauptet, daß die Griechen nur Plagiatoren seien, welche den civilisirten Völkern des früheren Alterthums, den Aegyptern, Babyloniern, Tyriern und Niniviten, alles entlehnt hätten, und Plato ließ seinen Landsleuten durch einen ägyptischen Priester im Gespräche mit Solon sagen, daß sie nur Kinder seien, von den alten Dingen wenig unterrichtet. Aber diese sogenannten Kinder haben die mathematische Wissenschaft, die Arithmetik, Geometrie und Algebra, gegründet, die geometrische Astronomie geschaffen und die Experimentalphysik durch die große Entdeckung von der specifischen Schwere der Körper begonnen, ohne hier von den medicinischen Arbeiten eines Hippokrates, den anatomischen eines Hierophilos und Erisistratos, den physiologischen eines Galenos oder gar den sociologischen des Aristoteles in seiner «Politik» zu reden, — lauter kostbaren Anfängen, welche die Zukunft entwickeln wird. Die Mathematik, die Astronomie und das Bruchstück von Physik machen das solide Fundament aus, auf welchem die Neueren das Ganze des positiven Wissens errichten und die evolutive Entwickelung der Gesellschaften vollenden werden. Von diesem unsterblichen Dienste, den Griechenland der Menschheit geleistet hat, läßt sich jedes Lob sagen, nur nicht das, welches Montesquieu seinem eigenen Werk ertheilte:

daß es «eine Nachkommenschaft ohne Mutter» sei (prolem sine matre creatam). Es war nicht eine Schöpfung aus dem Nichts, ohne vorher existirende Materie. Dieser Stoff lag vielmehr schon wohlvorbereitet da, dank den alten Civilisationen, welche die ersten Elemente der Rechenkunst für die Zwecke des täglichen Lebens und des Handels, die der Geometrie für die Zwecke der Feldmeßkunst, und die der Astronomie für die Schiffahrt und die Jahresberechnung in concrete Form gebracht hatten. Aus dieser Anhäufung von Wissenselementen hat das griechische Genie nicht nur eine reine Wissenschaft, eine abstracte Doctrin geschaffen, sondern die Masse des Gewußten unendlich vermehrt und die Pforte des positiven Wissens weit geöffnet. Und darum sind sie Erfinder und nicht Plagiatoren." Und an einer andern Stelle (S. 28): „Die Sociologie hat mich gelehrt, die wissenschaftliche That Griechenlands als einen entscheidenden Schritt in der geistigen Entwickelung der Menschheit zu betrachten, ohne welche dieselbe sich nur in einem unendlichen Kreise bewegt hätte, wie dies z. B. mit China der Fall ist." Dies danken wir (S. 32) „der positiven Wissenschaft, d. h. jener, welche die Eigenschaften der Dinge durch Beobachtung erkundet, in jedem Fache allgemeine Lehrsätze aufstellt und so nach und nach zum Begriffe der sichtbaren und erkennbaren Welt gelangt. Von der Macht dieses neuen Factors gibt die sociologische Entwickelung den unwiderleglichen Beweis. Unter seiner Hand hat sich alles verändert: die Menschen, ihre Meinungen, ihre Beziehungen, ihre Moral, ihr politischer und socialer Zustand, ihre relative Sicherheit und ihr Reichthum".

Und wie Thukydides wußte, daß er durch seine Geschichtserzählung nach den natürlichen Gesetzen des alltäglichen Geschehens, welche den Einfluß der National- und Localgötter ganz beiseiteschiebt, ein neues, aber „ewiges Besitzthum" für die Menschheit schuf, so hatte auch Plato klar und scharf

erkannt, was seine Nation vor den älteren Culturvölkern als höchste Auszeichnung voraus hatte. Indem er die unter sich noch so verschiedenen Aegypter und Phöniker den Hellenen gegenüberstellt, schreibt er jenen Chamiten als charakteristische Eigenschaft „das Erwerblustige", diesen aber „das Wißbegierige" zu[6], und damit spricht er die Erkenntniß aus, daß durch die reine Denkarbeit seines Volkes für die geistige Entwickelung der Menschheit eine völlig neue Bahn eröffnet wird.

Und so ist es in der That, — man kann sich das nicht deutlich genug machen: die Begründung der reinen Wissenschaft durch die Griechen hat der Willkür des fragmentarischen und tumultuarischen Denkens, wie sie der Orient von je geübt hat, und wie sie Talmudismus und Islam heute noch üben, auf einem ungeheuern Lebensgebiete ein Ende gemacht und durch die Befreiung des europäisch-arischen Geistes vom Chamito-Semitismus eine höhere Entwickelungsstufe der Menschheit angebahnt. Und zu dieser hat der Hellenismus auch die entsprechenden Staatsformen geschaffen. Die Macht der Perser hat auch die chamitisch-semitischen Völker Aegyptens und Vorderasiens in ungezählten Scharen zum Vernichtungskampfe gegen das verhaßte Hellenenthum herangeführt, während sie gleichzeitig den verbündeten Puniern von Karthago den Angriff auf die griechischen Colonien in Sicilien überließ. Auf beiden Seiten des Angriffs siegten die schwachen Heerhaufen der Hellenen in den Entscheidungsschlachten von Salamis und am Flusse Himera, und, wie die Sage will, an Einem Tage. Wie dieser Tag den festen Grund gelegt hat zur Unabhängigkeit der politischen Entwickelung Europas von asiatischer Zwangsherrschaft, so hat griechische Kunst und Wissenschaft gleichsam die Nährmilch bereitet, an welcher der europäische Geist zu einem Wesen eigener Art erstarkt ist. Wie nun die griechische Philosophie, als ein Theil des wissenschaftlichen Denkens der Hellenen, diesen Geist zur Vermählung mit der

chriſtlichen Idee geſchickt machte, nämlich durch Schaffung eines entſprechenden Gottesbegriffs oder, beſſer geſagt, des eigentlichen Gottesbegriffs, davon ſpricht das nächſte Kapitel. Die chriſtliche Idee iſt zwar in völliger Umkehr des im Judenthum aufs ſchärfſte ausgeprägten ſemitiſchen Princips, aber doch auf ſemitiſchem Boden ſelbſt in die Geſchichte getreten, und deshalb trägt ſie noch heute das ſemitiſche Gewand, iſt noch nicht „in ihre Freiheit entlaſſen".

XVI.

Der Monotheismus der griechiſchen Dichter und Denker.

Die Griechen haben auf dem Wege des freien Dichtens und Denkens aus ſich ſelbſt heraus, ohne Berufung auf eine andere Offenbarung, als die iſt, welche die Gottheit allen Menſchen in Herz und Sinn gelegt hat, und die aus der Geſchichte der Einzelnen und der Völker zu uns ſpricht, den Glauben an die Einheit Gottes ausgebildet und ſo die Befreiung der Menſchen von einem Banne begonnen, in welchem das ganze Semitenthum und die von ihm abhängigen Religionsformen noch heute befangen ſind. „Die Reinigung des altgriechiſchen Polytheismus", ſagt Zeller[1], „vollzog ſich nun auf zwei Wegen: einestheils dadurch, daß die Vorſtellungen über Zeus und ſeine Weltregierung geſteigert und geläutert wurden, und daß ſo aus dem Polytheismus ſelbſt, ohne Verrückung ſeiner Grundlagen, das monotheiſtiſche Element, welches in ihm lag, herausgehoben, das polytheiſtiſche jenem untergeordnet wurde; andererſeits durch Beſtreitung der Vielgötterei und der Menſchenähnlichkeit, mit welcher der Volksglaube die Götter umgeben hatte. Auf dem erſten von dieſen Wegen haben die Dichter zugleich mit der Vollendung der Mythologie auch an ihrer Verbeſſerung gearbeitet; die Philoſophen verbanden damit den zweiten, und aus dieſer Ver-

bindung ist jene geistigere Glaubensweise hervorgegangen, welche, seit Sokrates in immer weiteren Kreisen sich ausbreitend, noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildetsten Volksklassen geworden ist."

Bei den Dichtern wird Zeus „allmählich seiner ganzen Bedeutung nach zum Träger einer sittlichen Weltordnung, deren Idee sich von dem Unheimlichen des alten Schicksalsglaubens, von der Zufälligkeit willkürlicher Herrschergebote befreit; das Schicksal, welches nach älterer Vorstellung hinter und über ihm stand, verschmilzt mit seinem Willen zur Einheit; die übrigen Götter, welche noch bei Homer seinen Absichten so vielfach widerstreben, werden zu willigen Werkzeugen seiner weltregierenden Thätigkeit." Schon ganz entschieden tritt diese reinere Gottesidee zum Schlusse des 6. und im Verlaufe des 5. Jahrhunderts v. Chr. bei den drei großen Dichtern Pindar, Aeschylus und Sophokles hervor. „Auf die Gottheit", sagt Pindar, „kommt alles allein an; Zeus schafft den Sterblichen alles, was sie trifft; er verleiht Erfolg und Misgeschick; er vermag aus schwarzer Nacht lauteres Licht aufstrahlen zu lassen und des Tages reinen Schein in dunkle Finsterniß zu hüllen. Nichts, was der Mensch thut, ist der Gottheit verborgen; nur wo sie den Weg zeigt, ist Segen zu hoffen; in ihrer Hand liegt der Erfolg unserer Arbeit, von ihr allein stammt alle Tugend und Weisheit." In demselben Sinne spricht sich Aeschylus aus. Die Erhabenheit und Allmacht der Gottheit, das unabwendbare Eintreffen, die zermalmende Gewalt ihrer Strafgerichte wird von allen seinen Tragödien eingeschärft. Aber auch die starre Unversöhnlichkeit der durch Verbrechen und Sünde beleidigten Gottheit ist durch Aeschylus schon gebrochen, und so die Brücke schon gebaut zum christlichen Glauben von der Verzeihung der Sünden. „Die göttliche Gnade", sagt Zeller[2], „weiß selbst bei Aeschylus die Strenge des Strafgesetzes zu überwinden,

und auch ein Oreſtes wird am Ende von dem Fluche befreit, mit welchem der Muttermord ſein Haupt belaſtet hat. Dabei iſt ſich Aeſchylus wohl bewußt, daß er über den urſprünglichen Charakter der griechiſchen Religion hinausgeht; aber mit einer höchſt merkwürdigen, tiefpoetiſchen Wendung verlegt er die Veränderung, welche theilweiſe gerade durch ihn (als Poeten) in der religiöſen Denkweiſe ſeines Volkes vor ſich ging, in die Götterwelt ſelbſt. Er benutzt die alten dunkeln Sagen von einem Kampf der Götter, um uns in tiefſinnigen Darſtellungen zu zeigen, wie das grauſenhafte Recht der Eumeniden einem mildern und menſchlichern Geſetz Platz gemacht, wie ſich die anfängliche Gewaltherrſchaft des Zeus mit der Zeit zu einer wohlthätigen, ſittlichen Weltregierung verklärt habe. Die ſchönſte Blüte dieſes milden Geiſtes leuchtet uns aus den Werken des Sophokles entgegen. Wie kein anderer Dichter die claſſiſche Kunſt zu einer ſo harmoniſchen Vollendung gebracht hat, ſo gibt es auch keinen edlern Vertreter eines reinen Gottesglaubens, ſoweit dieſer auf dem Boden des griechiſchen Polytheismus möglich war."

War dies die Arbeit der Dichter, um den Glauben an die Einheit Gottes in das Volk der Griechen einzuführen, ſo haben die Philoſophen hierzu einen andern Weg eingeſchlagen. „Indem ſie", ſagt Zeller, „bei ihrer Naturerklärung die Welt als Ganzes ins Auge faßten, um ſie auf ihre letzten Gründe zurückzuführen, gingen ſie alle von der Vorausſetzung einer einheitlichen weltbildenden Kraft aus, mochten ſie ſich nun dieſe an den körperlichen Stoff gebunden oder von ihm getrennt denken, mochten ſie ſie als Natur oder als Gottheit oder wie ſonſt bezeichnen. Und mehrere von ihnen ſprachen es auch ausdrücklich aus, daß dieſelbe nur in der höchſten Vernunft, nur in dem unendlichen Geiſte geſucht werden dürfe." — Der volle, entſchiedene Monotheismus tritt ſchon bei Xenophanes, dem Stifter der Eleatiſchen Schule (ca. 610—520 v. Chr.), kühn hervor. „Die Gottheit, zeigt er,

müsse das Vollkommenste sein; es könne aber nur ein Vollkommenstes geben; die Gottheit könne nur herrschen, nicht beherrscht werden; neben dem höchsten, alles beherrschenden Gott lassen sich mithin keine andern, ihm untergebenen Götter annehmen. Er selbst weiß sich daher nur eine Gottheit zu denken, die über alles Endliche hoch erhaben ist." — „Es muß gewiß unsere höchste Bewunderung erregen", so fährt Zeller fort, „so reine und erhabene Vorstellungen über die Gottheit, ein so helles Bewußtsein über das, was die Gottesidee fordert, mitten unter einem polytheistischen Volke, fünfhundert Jahre vor Christus, in einem Zeitpunkt zu finden, in welchem die wissenschaftliche Forschung sich kaum in den ersten unsichern Schritten versucht hatte." Zu Ende des 5. Jahrhunderts sehen wir an dem Geschichtschreiber Thukydides, wie „der tiefste Ernst der Gesinnung, die großartigste sittliche Weltbetrachtung mit gänzlicher Abwesenheit jenes mythischen Elements verknüpft sein konnte, das der altgriechischen Religion so unentbehrlich ist". Verwunderlich erscheinen uns aber diese offenkundigen Thatsachen der geistigen Entwickelungsgeschichte nur deshalb, weil uns die annoch vorherrschende öffentliche Erziehung gewöhnt hat, den Glauben an die Einheit Gottes als ein ausschließliches Eigenthum der Juden zu betrachten, d. h. den Monotheismus mit dem Monojahvismus zu verwechseln.

Sokrates war ein Praktiker im höchsten Sinne des Wortes, der nur über das nachdenken mochte, was ihm ergründlich schien, und zugleich den allgemeinsten Nutzen verhieß, und er hat deshalb die Forschung über die Gottheit und die Götter ebenso beiseitegelassen wie die über die Geheimnisse der Natur und der Himmelsräume. Dafür aber hat er die Philosophie auf die Erde herabgeführt und, um durch Darlegung der sittlichen Gesetze die Menschen zur Glückseligkeit anzuleiten, zuerst mit richtiger Methode jenes philosophische Denken begründet, welches Kant zweitausend Jahre später

das transscendentale genannt hat, da es den Menschen lehrt, über die Natur und die Grenzen seines eigenen Denkens nachzudenken, und zwar zu dem praktischen Zwecke, um der menschlichen Natur gemäß glücklich leben zu können. Auf diese Weise hat Sokrates die Begriffe als das gemeinsame Denkeigenthum aller Menschen gefunden und so für jedes denkende Individuum das klare Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechts begründet. Diese That seines Lebens ist durch seinen Tod zur Märtyrerthat für die ganze Menschheit geworden und war zugleich eine wissenschaftliche That im allerhöchsten Sinne des Wortes, wie die vorangegangenen Culturen eine ähnliche nicht geleistet hatten, und so sind denn die Griechen auch die Anfänger des eigentlich ersprießlichen Philosophirens geworden, welches die sittliche Glückseligkeit des Menschen zum einzigen Zwecke hat, und Sokrates ist der erste in jener Reihe echter Philosophen, an deren Ende Kant steht.

Der größte Schüler des Sokrates ist Plato. Zeller sagt von ihm: „Die religiöse Weltanschauung dieses Philosophen ist in ihren Grundbestimmungen ein sehr reiner und geistiger Monotheismus. Ueber und hinter der Erscheinungswelt liegt nach ihm die Welt der ewigen, körperlosen, unveränderlichen Wesenheiten, der Ideen; an der Spitze der gesammten Ideenwelt aber steht das Gute, das unendliche Wesen, welches der Grund alles Denkens und alles Seins ist, welches den Dingen ihre Wirklichkeit und unsern Vorstellungen ihre Wahrheit verleiht, nach dem alle unsere Gedanken und Thätigkeiten ihrer innersten Natur nach hinstreben. Von dem Guten ist Plato's weltbildende Gottheit der Sache nach nicht verschieden, und die Idee des Guten ist es, von welcher sein Gottesbegriff nach allen Seiten hin durchdrungen und bestimmt ist. Die Güte ist die wesentlichste Eigenschaft der Gottheit; aus Güte hat sie die Welt gebildet, mit Güte und Weisheit lenkt sie die menschlichen Schicksale im kleinen

wie im großen; wer durch Reinheit des Lebens ihre Güte und Vollkommenheit nachahmt, dem müssen alle Dinge am Ende zum Besten dienen. Auch die wahre Gottesverehrung wird nur in reiner Gesinnung und tugendhaftem Leben bestehen können, nicht in den Gebeten und Gaben, mit denen der Unverstand die Götter zu ehren, die Schlechtigkeit sie zu bestechen hofft. Man wird zugeben müssen, daß dies Grundsätze sind, wie sie reiner auch auf christlichem Boden kaum gefunden werden, und so haben auch wirklich diese Platonischen Aussprüche den Lehrern der christlichen Kirche für ihre Vorstellungen über die Gottheit und für ihre Auffassung **biblischer** Erzählungen jahrhundertelang zur Richtschnur gedient."

An Plato lehnt sich sein Schüler Aristoteles. „Die Lehre von der Einheit Gottes ist bei ihm noch schärfer ausgeprägt als bei jenem. Wie die Welt nur eine ist, so müsse sie auch von einer höchsten Ursache bewegt werden, und diese Ursache kann, wie er weiter ausführt, nur der außerweltliche, reine, in nie schlummernder Denkthätigkeit ununterbrochen wirkende Geist sein. Zugleich tritt bei ihm die Bestimmung, daß die Gottheit ein persönliches Wesen sein müsse, ausdrücklicher als bei Plato hervor und ist tiefer in seinem ganzen System begründet." Mit dem Begriff der Gottheit wurde aber auch das hellenische Moralprincip ein alle Menschen umfassendes. „Niemand als ein Fanatiker", sagt Conder[3], „kann an der Erklärung Anstoß nehmen, daß den philosophischen Untersuchungen Aristoteles' über die Natur der Tugend ein reinerer religiöser Geist unterliege als der, welcher die jüdische Doctrin des Gehorsams für den Buchstaben begleitet."

In das platonisch-aristotelische System aber hat die christliche das ihrige, soweit es philosophisch ist, hineingebaut, hat es aber später scholastisch verkümmern lassen. Mit Recht sagt Zeller: „Die hellenische Philosophie hat so nicht blos außer der Kirche und gegen sie, sondern auch in ihr und für

sie gewirkt, und eine genauere Untersuchung würde zeigen, daß ihr Einfluß auf die christliche Theologie und die christliche Sitte von Anfang an ungleich umfassender und nachhaltiger gewesen ist, als man sich dies gewöhnlich vorstellt."

Bei den Stoikern nimmt der Monotheismus die pantheistische Form an. Das eine Wesen, welches den Stoff und die Form aller Dinge aus sich hervorgehen läßt, ist „zugleich der Urstoff und die Urkraft; es ist das schöpferische Feuer, welches in seiner Umwandlung die übrigen Elemente hervorbringt; es ist aber auch der höchste Geist, die Vernunft und das Gesetz der Welt, die Gottheit".

Der siegreich um sich greifende Monotheismus der griechischen Philosophen und Poeten hatte die andern Götter allmählich zu Dämonen herabgedrückt. Die alten Planetengötter der Babylonier spuken in Dämonenform noch bei Plato und Aristoteles als Sterngeister. Der stoische Pantheismus erlaubte oder gebot, alles in Natur und Menschenleben, was sich irgendwie in poetischer Weise personificiren ließ, in Dämonengestalt zu kleiden. Diese Dämonen, sagt Zeller[4], „sind die alten Götter des Polytheismus, aber, ihrer Selbständigkeit entkleidet, dem Einen monotheistischen Gotte als seine Diener und Werkzeuge untergeordnet. Indem die Dämonen für das religiöse Bewußtsein an die Stelle der Götter einrücken, erklärt sich der Polytheismus bereit, sich dem Monotheismus zu unterwerfen, falls dieser ihm innerhalb seiner wenigstens eine untergeordnete Stellung zu gewähren geneigt sei".

Aber auch bei den Juden war während und nach dem babylonischen Exil mit dem arischen Unsterblichkeitsglauben die persische Dämonologie eingedrungen, und wir haben schon gesagt (S. 164), daß diese dem jüdischen Wesen fremden Anschauungen später die Brücke gebildet haben, die es dem absterbenden Judenthum gestattete, die ersten Schritte des jugendlichen Christenthums auf seinem Eroberungszuge unter

die arischen Völker zu begleiten. Zeller sagt hierüber: „In den nächsten Jahrhunderten nach dem babylonischen Exil war in dem Glauben an Engel und Teufel ein neues Element in den jüdischen Vorstellungskreis eingedrungen, welches der polytheistischen Denkweise innerhalb des Monotheismus eine gewisse Befriedigung darbot. Zwischen den alten Göttern, welche sich als Dämonen und Untergötter einem höchsten Gott unterworfen hatten, und zwischen den dienstbaren Geistern (den Elohim), welche den einen Gott des Judenthums jetzt umgaben, war der Unterschied so gering, daß einer Verschmelzung beider nichts Wesentliches im Wege zu stehen schien. Und bereits begannen auch die jüdischen Alexandriner eine Theorie über die göttlichen Kräfte und über den Träger aller dieser Kräfte, den Logos oder das Wort Gottes (die göttliche Vernunft), aufzustellen, in welcher der jüdische Engelglaube mit dem griechischen Dämonenglauben und mit der Lehre der Philosophen von den Ideen und der allgemeinen, alles durchdringenden göttlichen Vernunft (dem Logos) die engste Verbindung einging. Diese Verschmelzung der Religionen war aber auch noch von einer andern Seite her vorbereitet: theils durch die Völkermischung der alexandrinischen und römischen Zeit, theils durch die griechische Philosophie waren die Schranken durchbrochen worden, welche bis dahin die Nationen in selbstgenügsamer Abgeschlossenheit voneinander getrennt hielten. Der Hellene mußte sich gewöhnen, auch bei den «Barbaren» die sittlichen und geistigen Eigenschaften anzuerkennen, auf deren vermeintlichen Alleinbesitz sich seine stolze Verachtung alles Ungriechischen bisher gestützt hatte; der (von griechischer Bildung berührte) Jude mußte an der ausschließlichen Erwählung seines Volkes irre werden, nachdem er bei den Griechen einer überlegenen Geistesbildung, die denn doch auch eine Gottesgabe war, und auch in religiösen Dingen einer Einsicht begegnet war, mit deren Anerkennung sich seine Nationaleitelkeit kümmerlich genug durch

das bodenlose Vorgeben abfand, daß die alten griechischen Weisen ihre Schätze von den jüdischen Propheten und den alttestamentlichen Schriften geborgt haben. So kam allmählich die Erkenntniß zum Durchbruch, deren nachhaltige Verbreitung der Stoischen Schule vor allem zum unsterblichen Verdienst anzurechnen ist: daß alle Menschen vermöge ihrer vernünftigen Natur gleichen Wesens seien und unter dem gleichen Gesetze stehen; daß sie dieselben natürlichen Rechte und dieselben sittlichen Pflichten haben; daß sie alle gleichsehr als Kinder Gottes, als Bürger Eines und desselben, die ganze Menschheit umfassenden Gemeinwesens zu betrachten seien. Man lernte das Verhältniß des Menschen zur Gottheit als ein unmittelbares und innerliches, an keine Nationalität, keinen Stand, kein Geschlecht gebundenes auffassen, den Gottesdienst der frommen Gesinnung und des tugendhaften Lebens für wesentlicher ansehen als die nationalen Cultusformen, die priesterliche Vermittelung für den Verkehr des Menschen mit der Gottheit entbehren. Diese Läuterung des sittlich-religiösen Bewußtseins hatte sich in umfassenderer Weise zuerst bei den Griechen und durch die griechische Philosophie vollzogen; auch das Judenthum hatte sich ihr aber nicht verschlossen, und seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert war hier im Essäismus (Essenerthum) eine Partei aufgetreten, welche, mit dem griechischen Neupythagoreismus und durch diesen mit der gesammten Philosophie jener Zeit unverkennbar zusammenhängend, einer innerlichen, weltscheuen, auf Armuth und Entsagung, auf allgemeine Menschenliebe und Aufhebung aller Ungleichheit unter den Menschen gerichteten Frömmigkeit sich ergab, gegen die nationalen Messiashoffnungen dagegen sich gleichgültig verhielt, das ganze Opferwesen, den Mittelpunkt der jüdischen Gottesverehrung, verwarf, und den hierarchischen Einrichtungen des Judenthums einen klösterlich organisirten Verein von Asceten gegenüberstellte.

„Diese Veränderung des sittlichen Bewußtseins hängt aber selbst wieder mit der Entwickelung der Vorstellungen von der Gottheit aufs engste zusammen. Wenn an die Stelle der vielen Volksgötter der eine Gott trat, dessen Reich die ganze Welt ist, so mußte auch ein göttliches Recht und Gesetz alle Menschen umfassen, — es mußte eben damit nicht allein der nationale Particularismus fallen, sondern auch der allgemeine Gottesdienst des frommen Lebens den besondern und äußerlichen Culturformen gegenüber als das Wesentliche erscheinen. Ebenso aber umgekehrt: wenn man sich der Zusammengehörigkeit und Gleichheit aller Menschen bewußt wurde, konnte man nicht an der Verschiedenheit ihrer Götter festhalten; wenn die Menschheit nur eine ist, wenn sie eine Bestimmung hat und unter einem Gesetz steht, wird es nur eine und dieselbe Macht sein können, von der alle Menschen geschaffen und beherrscht sind. Der Glaube an die Einheit Gottes und der Glaube an die Gleichheit aller Menschen und ihrer sittlichen Aufgaben bedingen sich gegenseitig; beide haben sich daher zusammen in der Alten Welt entwickelt und so dem Christenthum den Boden bereitet, in welchen es den Keim einer neuen Religion und eines neuen sittlichen Lebens nicht etwa nur von außen her einpflanzen, sondern aus dem es selbst erst nach den Gesetzen geschichtlicher Entwickelung herauswachsen und seinen Nahrungsstoff ziehen konnte.“

XVII.

Das Christenthum.

So war denn die Erfüllung gekommen. Im chamitisch-semitischen Cultur- und Literaturkreis hatte sich wenigstens in Einem seiner Hauptglieder, dem ägyptischen, die Idee von der Einheit des Göttlichen rein ausgebildet, ohne aber, von den Kreisen der Denker aus, den symbolischen Polytheismus vollkommen durchbrechend und umbildend, bis in die untersten Schichten hinabzudringen. Inzwischen aber hatte das jugendliche Geistesleben des arischen Europa in den Hellenen seine ersten Blüten gezeitigt und theils auf dem Wege der unmittelbaren poetischen Anschauung menschlicher Dinge, theils auf dem des wissenschaftlichen Denkens die religiösen Vorstellungen und die sittlichen Begriffe in einer Weise aufgehellt, geläutert und bestimmt, vor welcher von vornherein die geistigen Gesammtergebnisse der chamitisch-semitischen Cultur wie in nächtliches Dunkel zurückschwanden. Dann hatten die Waffen des Makedoniers Alexander, der selbst vom Besten der Hellenen erzogen und gelehrt war, den Strom hellenischen Dichtens und Denkens über den ganzen Schauplatz der chamitisch-semitischen Cultur vom Nil bis zum Tigris hereingeleitet, und rasch verblaßten in diesem neuen Lichte die dämonischen Gestalten der überlieferten Landesgötter. Ein Volk dieses

Culturkreises aber, das jüdische, so wie es in Palästina in seiner Hauptmasse beieinander wohnte, hatte die Ausschließlichkeit seiner Nationalreligion bis nahe an die Grenze allgemeinen Menschenhasses ausgebildet und schritt auf diesem Wege noch weiter, zu einer Zeit, als ringsum die Besten aller Nationen und aller Zungen bereits von dem Geiste erfüllt waren, der alle Menschen als Wesen von gleicher Natur und gleicher Berechtigung, gegenüber der alle mit gleicher Liebe umfassenden gemeinsamen Gottheit, betrachtete, und darum ist gerade in diesem Völkchen, das in phantastischen Träumen schon einen Gesalbten seines Nationalgottes herabsteigen sah, um alles Volk der Erde seinem dämonischen Hochmuth zu Füßen zu legen, welcher Hochmuth, eben als das eigentlichste Erbtheil und Kennzeichen der semitisch-babylonischen Cultur, sich bei diesem Völkchen aufs vollkommenste ausgebildet hatte, — darum gerade ist unter den Juden auch der eigentliche Bruch mit der alten Ausschließlichkeit in der vollkommensten Form eingetreten, nämlich in der des freien und vollbewußten persönlichen Martyriums für die Gesammtmenschheit. Wer will das Geheimniß durchdringen, wie der Rathschluß der Gottheit sein irdisches Werkzeug gebildet und mit jenem Maße höchster Liebe erfüllt hat, das ausgereicht hat bis zum Ende, zum Martertod am Kreuz, und darüber hinaus, und nun die Erde überflutet mit Fluten, die ewig fortwogen, weil sie aus dem Ewigen geboren sind!

Es ist aber nicht möglich, daß das Neue, wenn es auch das Höchste und Beste wäre, dauere und segensreich wirke, wenn es vom Alten sich so losreißen wollte, daß es ganz unvermittelt, wie aus dem Nichts hervor oder mit völliger Zernichtung des Alten ins Leben träte. Der menschliche Geist bedarf der Continuität zu seiner eigenen Glückseligkeit, denn wenn das Allervollkommenste heute als völlig Neues unter uns erschiene, durch nichts im Vergangenen vorgedeutet und vorbereitet, vielmehr das Alte wie mit einem Stoße ins Nichts

schleudernd, so würde alles Vergangene als zusammenhangslose Thorheit erscheinen und die Vorstellung von einer göttlichen Weltregierung, die dem Menschen nach seiner eigentlichsten Natur zu eigener Glückseligkeit nöthig ist, vernichten. Darum hat sich auch das Christenthum nicht sogleich vom Judenthum gänzlich losgerissen, und die Versuche hierzu, welche innerhalb der neuen Religion gleich bei ihrem Entstehen gemacht wurden, sind mislungen: der Apostel Paulus unterlag dem Apostel Petrus, oder, wie man sich ausdrückt, das petrinische Christenthum mit seiner engen Anlehnung an das Judenthum siegte über das paulinische, welches das Band zwischen alt und neu sofort durchschneiden wollte.

Indem aber die arischen Völker, welche das Christenthum annahmen, den Stifter desselben als den von Jahveh seinem Judenvolke verheißenen Messias und damit auch den ausschließlich jüdischen Nationalgott als den Gott der Christenheit und den Schöpfer Himmels und der Erde betrachteten, und demgemäß auch das Gesetz des Neuen Bundes in enger Anlehnung an das des Alten Bundes auszubilden unternahmen, hatten sie keine klare Vorstellung darüber, was sie hiermit thaten, denn sie versuchten in der That das Unmögliche. Das Christenthum, als eine die ganze Menschheit mit gleicher Liebe umfassende Religion, ist der gerade Gegensatz der alten chamitisch-semitischen Religionen, die sämmtlich, und unter ihnen wieder das Judenthum im höchsten Maße, auf nationaler Ausschließlichkeit beruhten, und die Arier mit ihrem Drange nach fortschreitender Entwickelung, der auf einer idealisirenden Anschauung beruht, sind das gerade Gegenbild der Semiten, denen dieser Idealismus in dem Grade fremd ist, daß sie gar kein Verständniß dafür haben, ihn zum mindesten ebenso wenig verstehen als den Grundsatz, daß alle Menschen in gleiches Recht einzuschließen seien. Das Bild vom neuen Wein in alten Schläuchen ist insofern treffend, als Christenthum und Arier beide jugendliche Wesen, das chamitisch-

semitische Wesen des Judenthums aber ein absterbendes war; Natur und Schärfe des Gegensatzes auszudrücken, vermag jenes Bild nicht. In der That ist dieser Gegensatz so groß, daß nur gereifte Erfahrung, verbunden mit einer Art von Gelehrsamkeit, die nur wenigen zugänglich ist, davon eine Vorstellung gewinnen kann. Wir finden diese Vorstellung mit der nöthigen Deutlichkeit durch Conder zum Ausdruck gebracht.

„In der That", sagt Conder[1], „ist die arische Idee der Entwickelung, des Fortschritts und der Vorzüglichkeit der Neuheit (dieser Ausdruck ist einseitig) der gerade Gegensatz der semitischen von der Fortdauer göttlicher Vollkommenheit und Haß von Neuerung. Die von Leuten letzterer (semitischer) Rasse geredete oder geschriebene Sprache ist denen ersterer (d. i. arischer Rasse) entweder unverständlich oder anstößig, sobald es sich um die Frage, was recht, glaubwürdig und vollkommen ist, handelt. So ist der Einfluß des mosaischen Gesetzes auf das Christenthum, insofern es von den katholischen Doctoren als das Gewissen theilweise oder eklektisch bindend erklärt wurde, nicht allein der einer fremden und ausländischen Institution gewesen, sondern der von einer ganz und gar verkehrt und falsch verstandenen, auf jeden Fall (von den Christen falsch verstanden) nach der Meinung der Landsleute des (jüdischen) Gesetzgebers und der ursprünglichen Gelehrten und Unterthanen des Gesetzes. Vom ursprünglichen und centralen Dogma des jüdischen Glaubens herab bis zu der geringfügigsten Vorschrift der späteren Weisen und Gesetzgeber des hebräischen Volkes gibt es vielleicht nicht eine einzige Kleinigkeit, welche die katholische Kirche nicht erfaßt hätte, ohne ihre wahre Bedeutung vollständig zu verdrehen, wenn (und sofern) nämlich die semitische Rasse ihre eigene Sprache, Gesetze und Institutionen (richtig) verstand."

Diese Worte übertreiben keineswegs, denn der arische Christ, oder der Arier überhaupt, stellt an sich ideale For-

derungen, der semitische Jude, oder der Semite überhaupt, hält solche Forderungen, soweit er sie verstehen kann, für ganz thöricht. Die sogenannte christliche Heiligkeit erscheint dem Juden als Narrheit. Conder sagt (S. 8): „Die erste Bedingung für die Existenz eines Musterjuden verlangt größere Beachtung, als ihr wol sonst geschenkt wurde, wegen der wesentlichen und unvereinbaren Opposition gegen die fundamentalen Annahmen des orthodoxen Christenthums. Man kann behaupten, daß das Christenthum in all seinen verschiedenen Sekten auf die Annahme des ererbten Bösen in der menschlichen Natur basirt sei und auf das vollständige Unvermögen eines menschlichen Wesens, — ohne die Hülfe einer Natur, an das Wunderbare grenzend, — die göttlichen Gesetze zu halten. Die erste Assumtion (Annahme) des jüdischen Lehrers war das gerade Gegentheil. Das göttliche Gesetz war nicht allein vollkommen und unwandelbar, sondern es zu befolgen auch möglich, und thatsächlich glaubte der fromme Jude, daß er es wirklich und für gewöhnlich halte." — (S. 10:) „Wurden durch Unachtsamkeit die Vorschriften des Gesetzes gebrochen, so machte ein Opfer des Uebertreters den Fehler wieder gut. Selbst in schweren Fällen der bewußten Vernachlässigung und des Ungehorsams konnte nie jene langanhaltende Gewissensangst und Furcht entstehen, welche von einigen als die eigentliche Christlichkeit erklärt wird. Für Verbrechen, durch wenigstens zwei Zeugen nachweisbar, war das genaue Strafmaß festgesetzt. Bei solchen, an deren Verübung man glaubte, die sich jedoch nicht nachweisen ließen, gab es das Friedensopfer und die nationale Sühnung am Versöhnungsfest. Nach Ablauf dieses Tages war nicht allein jede früher begangene Sünde vergeben, sondern ganz und gar ausgelöscht und vergessen. Denn man hielt Gott für den Rächer der Verletzung seines Gesetzes, und das, was den Juden vom absichtlichen, doch heimlichen Verbrechen abhielt, war die Furcht eines plötzlichen Todes vor dem nächsten Ver-

söhnungstage. So gab es für jedes Unrecht eine Abhülfe." — Eine solche Anschauung von Gesetz und Pflicht ist von der unserigen himmelweit verschieden. „Wenn das jüdische Gesetz", sagt Conder (S. 11), „einestheils eine Neigung zur Ermunterung eines Grades von Selbstbefriedigung (in den Juden) gab, der in wahnsinnigen Eigendünkel ausarten mußte (das ist thatsächlich geschehen), so vermied andererseits die Verneinung der sich selbst widersprechenden Behauptung, daß es (wie die Forderung christlicher Heiligkeit voraussetzt) Pflicht des Menschen sei, zu thun, wozu er thatsächlich unfähig ist, die Verwirrung zwischen Recht und Unrecht, welche nothwendig das Ergebniß eines solchen Lehrsatzes ist (d. i. nach jüdischer Denkart). Gemüths- und Gewissensruhe waren nicht allein für den Juden erreichbar, sondern es scheint auch, als hätte der Gesetzgeber beabsichtigt, ihm diesen Genuß als seinen gewöhnlichen Zustand zu ermöglichen. Zweifel und Schwierigkeiten, selbst peinigende Befürchtungen, verwirrende Ansichten in Bezug auf religiöse Verpflichtungen lagen außerhalb des zwar beschränkten, aber überaus praktischen Codex, welcher jede und alle Pflichten eines Menschen (d. i. eines Juden) aufzählt und festsetzt. Der Einfluß dieses Hauptgrundsatzes bei der Bildung eines Charakters kann nicht leicht überschätzt werden." Gewiß nicht! Immanuel Kant hat nicht nur für jenes sittliche Sollen, welches der aus unserm Innern tönende kategorische Imperativ uns auferlegt, eine besondere Kategorie aufgestellt, unterschieden vom Wirklichen und vom Möglichen, sondern hat auch hinzugefügt: „Du kannst, denn du sollst", d. h. du kannst nach der Vollkommenheit oder Heiligkeit streben, weil du vermöge eines dir eingeborenen Gebotes danach streben sollst. Die Charaktere, welche durch einen solchen Hauptgrundsatz gebildet werden, müssen offenbar von den Erziehungsproducten des jüdischen Gesetzes sehr verschieden sein. Die Forderung, etwas leisten zu sollen, was man thatsächlich nicht leisten kann,

nämlich heilig zu wandeln, im christlichen Sinne, scheint gewiß einen logischen Widerspruch zu enthalten; das Gewissen, welches eine solche Forderung an sich stellt, scheint krankhaft verstimmt, und der Gesetzgeber oder Lehrer, der diese Forderung in die Gewissen pflanzt, scheint thöricht zu handeln, weil er dadurch Gemüthsunruhe und Gewissenspein zu dauernden Zuständen macht. Wie viel weiser erscheint da der jüdische Gesetzgeber, die jüdischen Lehrer, und, wie sie, auch die muslimischen, die nur Mögliches verlangen und so den Genuß voller Gemüthsruhe und Gewissenszuversicht zum gewöhnlichen Zustande ihrer Gläubigen machen! Alles logisch ganz in der Ordnung, und doch unbrauchbar, unpraktisch! Es handelt sich da gar nicht um die formale logische Richtigkeit gewisser Sätze und Syllogismen; es handelt sich nur um Thatsachen, die nämlich, daß das christliche Gewissen das ideale Sollen als die sein eigentlichstes Wesen begründende Forderung wirklich empfindet, und daß die Folge dieser Thatsache ein ungeheueres Massenstreben zur Verbesserung der sittlichen und materiellen Zustände der Menschheit ist, welches in der That die von der Natur gegebene Welt umgestaltet und zugleich die Feindseligkeit anderer menschlichen Potenzen, darunter auch die der jüdischen und muslimischen, mit Leichtigkeit besiegt, — und anderseits um die Thatsache, daß das nichtchristliche, d. h. nichtideale Gewissen in seiner Ruhe diese Kraft nicht besitzt, — Ruhe und Kraftäußerung sind eben Widersprüche, zwar keine logischen, sondern nur thatsächliche, — obgleich sich ein Theil der Inhaber solcher nichtidealer Gewissen, die Juden nämlich, infolge besonderer historischer Umstände, die für das Wesen dieser Frage nur zufällig sind, im zeitlichen Vortheil befinden, nämlich als gleichzeitige Inhaber und Ausüber punischer Praxis, welche mitten unter gutmüthigen Völkern zerstreut wohnen, an denen sie ihre Usancen und Praktiken zum eigenen Nutzen mit Leichtigkeit ausüben können, — ein Vortheil, der den Muslims,

die sich eines gleich ruhigen Gewissens erfreuen, wo sie unter sich beieinander wohnen, nicht zugute kommt, und den auch die Juden sofort verlieren würden, wenn sie einmal wieder in Einem Lande beieinander wohnten, wo dann die praktische Ohnmacht des nichtidealen Gewissens sehr bald in Armuth, Schmutz und Elend in gleicher Weise unter ihnen zu Tage treten müßte, wie das in den rein muslimischen Ländern schon seit vielen Jahrhunderten der Fall ist. Im ganzen handelt es sich da aber nur um die Frage der Jugendlichkeit oder der Greisenhaftigkeit religiöser Gemeinwesen.

Thatsächlich hat der Idealismus des arischen Christenthums seine Unabhängigkeit nicht nur behauptet, sondern sie im Verlauf der Jahrhunderte noch gesteigert, trotz der Einflüsse des Semitismus, aber doch mehr außerhalb der Kirche, der katholischen Kirche, als innerhalb derselben. Es ist bekannt, daß der Jesuitismus eine Anschauung vom Gesetze und der Gerechtigkeit vor demselben zur Geltung gebracht hat, welche der jüdischen sehr ähnlich sieht, und wir stehen nicht an, zu bekennen, daß wir diese jesuitische Anschauung, die in ihrem Stifter und ihren Hauptlehrern auf Spanien weist, ihrer Entstehung nach auf jüdisch-arabische, also semitische Einflüsse zurückführen, welche die Iberische Halbinsel durch acht Jahrhunderte beherrscht haben.

Doch wenden wir uns nun dem Judenthume zu, wie es neben dem Christenthume sich als ein besonderes Wesen noch weiter entwickelt hat.

XVIII.

Der Talmud und die Entmenschlichung des Jahvismus.

Der erste Anprall des griechischen Wesens gegen die alten Anschauungen und Sitten Vorderasiens hatte auch in Palästina eine Anzahl Geister mit fortgerissen, und die bald eintretende Römerherrschaft schien den Richtungen zur Entnationalisirung der Juden eine feste materielle Grundlage zu geben. Eine Zeit lang schien es auch, als ob die Anbequemung der alexandrinischen Juden an die griechische Philosophie, insbesondere durch Philo (ca. 30 v. Chr. bis 50 n. Chr.), vermittels einer symbolischen Auslegung des Gesetzes, eine Brücke schlagen werde, welche das Judenthum allmählich in das occidentalische Lager hinüberführen solle. Dies ist aber nicht geschehen; alle Bestrebungen ähnlicher Art verliefen im Sande, das Judenthum der Massen blieb lebendig und entwickelte sich nach seinen eigenen Gesetzen weiter. Nach der Erkenntnißseite hin waren die Juden unfähig, die vom hellenischen Geiste geschaffenen wissenschaftlichen Methoden zu ergreifen, und was das Wollen betrifft, so hatte dasselbe in dieser Nation eine Erziehung zur Ausschließlichkeit erhalten, die es ihr unmöglich machte, die neuen Ideen von der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott anzunehmen; vielmehr entwickelte sich, wie das jüdische Erkennen zu einer Art Aberwitz, so der

jüdische Nationalwille zu völliger Abkehr von der Menschlichkeit, — beides Erscheinungen im abschließenden Proceß der Verkrüppelung und des Absterbens chamitisch-semitischer Geistescultur und punischer Lebenspraxis, und so ist es gekommen, daß, abgesehen von einigen kleinen Sekten, die sich heute noch in den Wüsten und Gebirgen Vorderasiens verstecken und heute noch vom altbabylonischen Heidenthum durchtränkt sind, das Judenthum als einziger bedeutender Ausläufer dieses Heidenthums noch heute wie ein verdorrter Ast in die christliche Welt hineinragt, während die übrigen Völker Vorderasiens und des Nilthals, im Austausch der geschichtlichen Traditionen, der religiösen und philosophischen Anschauungen, der Sitten und Gebräuche mit den Griechen und Römern, sich dem Occident bis zu einem gewissen Grade anglichen, — freilich nur, um nach wenigen Jahrhunderten wieder einem religiösen Gemeinwesen anheimzufallen, welches nach seiner praktischen Seite auch nur als ein Neuaufflackern des babylonischen Heidenthums betrachtet werden muß, — dem Islâm nämlich. So langsam bewegt sich der Geist in den Massen.

„Wer fremde Bücher liest, geht des ewigen Lebens verlustig“ [1], und „Ueber das Gesetz Gottes sollen wir Tag und Nacht nachsinnen; darum, finden wir eine Stunde, die weder Tag noch Nacht ist, so steht es uns dann frei, griechische Weisheit zu studiren“, — das sind Aussprüche alter Rabbinen [2], und als in diesem Jahre (1881) das österreichische Unterrichtsministerium zur Begutachtung eines Gesetzentwurfs zur „Regelung der äußern Rechtsverhältnisse der israelitischen Religionsgesellschaft“ auch den galizischen Oberrabiner und Reichstagsabgeordneten Schreiber eingeladen hatte, erließ dieser Oberrabiner und Mitgesetzgeber in Oesterreich an die verschiedenen Zweigvereine des jüdischen Vereins „Machsike Hadath“ (d. i. Stärkung des Glaubens) die Weisung, Unterschriften zu Petitionen an das Cultusministerium zu sammeln,

in denen um die Zurückziehung des beabsichtigten Gesetzes gebeten wird, weil in dem Entwurfe die Bestimmung enthalten ist, daß die Rabbiner eine allgemeine Bildung besitzen müssen, „während nach dem Dafürhalten dieser Leute die Kenntniß des Talmuds allein hinreicht, um geistlicher Führer einer Cultusgemeinde zu sein".[3] Das ist wol große Stabilität.

Die stete Beschäftigung mit dem Wiederkäuen des Gesetzes und seiner bereits vorhandenen Auslegungen, das Ziehen eines Zaunes um das Gesetz Mosis, und eines zweiten und dritten Zaunes um diesen ersten, unter völliger Abkehr von der gleichzeitig fortschreitenden Geistesentwickelung der übrigen Menschheit, unter den Forderungen des Hochmuths und kindischer Eitelkeit auf der einen, des Hasses gegen alle Nichtjuden auf der andern Seite, hat in eben der Zeit, als die Lehre Jesu die Alte Welt eroberte, den sogenannten Talmud geschaffen.

Der Talmud, d. i. die Belehrung, ist ein großes Sammelwerk und besteht aus der Mischna (d. i. „Wiederholung" des Gesetzes), welche die mündlich überlieferten Aussprüche und Erklärungen der Mitglieder des Sanhedrîn (Synedrion, gegründet 143 v. Chr.), sowie anderer jüdischen Gelehrtenschulen und Synagogen Palästinas und Babylons über das mosaische Gesetz enthält und gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. schriftlich fixirt wurde, und der Gemâra (d. i. der vollständigen Erklärung), welche die Erläuterungen der Mischna weiterhin ausdeutet und ergänzt. Kürzer gefaßt ist die jerusalemische Gemara, ausführlicher und deshalb als eigentliche Richtschnur geltend die des babylonischen Talmud, die im 6. Jahrhundert n. Chr. abgeschlossen wurde.[4]

Den Talmud macht der Geist des allgemeinen Menschenhasses, der aus ihm spricht, zu einem Buche, das in der Literatur aller Völker einzig dasteht. Nach dem Talmud ist der Jude allein Mensch, die andern (die Gojim[5]) aber nicht, weil sie vom unreinen Geist abstammen; sie sind von thierischer Natur und den Hunden oder Eseln gleichzuachten; der Jude aber ist von

Gottes Substanz, denn seinem Stammvater Adam allein hat der Schöpfer seinen Odem eingeblasen; darum hat der Jude allein eine Seele und deshalb auch allein Theil an der Unsterblichkeit. Daher kommt es auch, daß die Berührung des todten Juden den Juden selbst befleckt, weil merkwürdigerweise gerade die Berührung heiliger Dinge verunreinigt, und zwar im geraden Verhältniß zu ihrer Heiligkeit[6],— was denn auch die Ursache davon ist, daß z. B. nicht nur die Philister, welche das jüdische Allerheiligste, die Bundeslade, entführt haben, von der Pest betroffen werden, sondern auch die Juden von Beth-Schemesch, welche das zurückgegebene Heiligthum übernommen und dabei berührt haben (1 Sam. Kap. 6 und 7). Conder sagt[7]: „Die Doctrin von der Reinigung, die zur Zeit, als die Gesetzgebung des Sanhedrins abgeschlossen worden, ein vollständiger Codex von bloßen technischen Vorschriften geworden war, lehrte, daß die schrecklichste Ursache und Quelle der Verunreinigung der Körper oder irgendein Ueberbleibsel eines todten Juden sei. Es erstreckte sich diese Verunreinigung nicht nur auf jeden Gegenstand und jede Person, die unter dasselbe Dach kam, wo der Körper lag, bis in den zweiten Grad, sondern sie wurde auch durch Druck weiter verbreitet, d. i. sollte z. B. ein Knochentheil eines gestorbenen Juden in der Größe einer Olive in einen Korb gelegt, und an diesem ein Strick, der über eine Rolle geht, befestigt worden sein, so wird derjenige, welcher durch Ziehen des Strickes, von welcher Länge dieser auch sein mag, den Knochen bewegt, durch Druck verunreinigt. Man glaubte, daß solche Vorschriften die Worte des Pentateuchs in sich schlössen. Es bezog sich das Gesetz von der Verunreinigung durch Todte in seiner äußersten Schärfe nur auf Juden, und hielt man die Verminderung der Vorsicht nothwendig im Falle der Mittheilung der Verunreinigung (durch Berührung) von todten Heiden, als andeutend, daß die Unsterblichkeit der Seele der jüdischen Rasse allein angehörig, indem alle andern Menschen nur thierische Natur besäßen."

Gäbe es darum keine Juden auf der Welt, sagt der Talmud, so gäbe es auch nicht Regen und Sonnenschein, und die Welt könnte nicht bestehen. Gott hat den Juden Gewalt gegeben über Gut und Blut aller Völker. Nächster ist nur der Jude dem Juden. Ein Goi, der einen Juden schlägt, ist des Todes schuldig. Es ist verboten, den Gojim ohne Wucher zu leihen, denn ihr Leben ist ja in der Hand des Juden, wie vielmehr ihr Geld. Es ist recht, den Ketzer mit den Händen umzubringen. Den Rechtschaffensten unter den Abgöttischen (Heiden und Christen) soll man umbringen (wenn man kann). Wenn der Jude einen Goi, der in eine Grube fiel, herauszieht, so erhält er einen Menschen zur Abgötterei. Wenn ein Ketzer in eine Grube fällt, so soll man ihn nicht herausziehen; wenn eine Treppe in der Grube steht, so ziehe man sie weg und spreche: „Ich thue es nur, damit mein Vieh nicht hinabgehe"; wenn ein Stein auf dem Loche war, so lege man ihn wieder darauf (um jenem das Entkommen unmöglich zu machen) und sage: „Ich thue es nur, damit mein Vieh darübergehen kann." Der Nichtjude hat überhaupt keine Ehe, ein nichtjüdisches Weib zu misbrauchen ist also erlaubt.

Die folgenden Aussprüche sind von dem berühmten Maimonides (1136—1204), den die Juden den Adler der Synagoge nennen, und der einen Commentar zur Mischna und ein Compendium des Talmud geschrieben hat.[8] „Die Christen, welche Jesu nachirren, obwol sie in der Lehre Verschiedenheit haben, sind alle zumal Götzendiener, und man muß nach der eigenen Erklärung des Talmud mit ihnen verfahren, wie man mit den Götzendienern verfährt." — „Wer dem Nichtjuden sein Verlorenes wiedergibt, thut Sünde, denn er stärkt die Macht der Gottlosen." (Der Talmud sagt: „Wer einem Goi das Verlorene wiedergibt, dem wird Gott nicht vergeben.") — „Es darf Einer (ein Jude) ein Weib in ihrem Stande des Unglaubens (eine Nichtjüdin) misbrauchen." —

„Es ist verboten, sich des Abgöttischen zu erbarmen; deswegen, wenn man ihn sieht umkommen oder in einem Flusse untergehen, oder daß er dem Tode nahe ist, soll man ihn nicht retten." — Das Gebot „Du sollst nicht tödten", sagt Maimonides, „bedeutet, daß man keinen Menschen von Israel tödte". Rabbi Salomo Jarchi sagt: „Den besten unter den Christen soll man erwürgen."

Dieser unmenschliche Geist ist der im Talmud vorherrschende und wird, soweit die Möglichkeit dazu vorhanden ist, bis auf diesen Tag durch die talmudische Praxis bethätigt. Einige entgegengesetzte Aussprüche menschlicherer Rabbinen können also nicht ins Gewicht fallen. Gewiß stellt der Talmudismus eine Entartung dar, aber es wäre wol — wiederholen wir — ein großer Irrthum, zu glauben, daß eine Religion, die als ethnische, d. i. als Nationalreligion entstand und weiterhin so entarten konnte, daß sie alle andern Völker zu hassen, auszuwuchern und, wenn möglich, zu erwürgen befiehlt, in irgendeiner Epoche ihrer Entwickelungsgeschichte den Charakter einer Universalreligion getragen habe, d. h. eine monotheistische im allgemein menschlichen Sinne gewesen sei.

Die ganz unglaublichen, ans Kindische und Blöde grenzenden Albernheiten, von denen der Talmud wimmelt, möge man anderswo nachlesen.[9] Was das Schamgefühl betrifft, so sagt Conder (S. 26): „Es ist wünschenswerth, selbst unter dem Schleier einer fremden Sprache keine Einzelheiten von der vollständigen und unglaublichen Abwesenheit von Anstandsgefühl, welche die Gesetzgebung der Juden in Bezug auf das Verhältniß beider Geschlechter kennzeichnet, zu geben." Dabei streift die Eitelkeit, der kindische Hochmuth der Rabbinen, die sich mit dergleichen Dingen abgeben, ans Wahnwitzige. „Jeder Gesetzeslehrer", sagt Chiarini[10], „verlangt, daß man ihn groß, erhaben, einen Fürsten und König nenne, trotz der Lumpen, die ihn bedecken. Er nimmt seinen alten Sessel für den Stuhl Mosis, und jeder seiner Schüler bildet sich

ein, Gott selbst vom Sinai herab sprechen zu hören." Ja, der Talmud schreibt den Rabbinen die Kraft zu, Gott selbst eines Eides zu entbinden; er sagt nicht nur: „Wer die Worte der Rabbinen verachtet, ist des Todes schuldig", sondern stellt sich selbst geradezu über die Bibel, indem er erklärt: „Die Sünden gegen den Talmud sind schwerer als jene gegen die Bibel", und: „Wenn der Mensch von den talmudischen Satzungen und Lehren zu der Bibel geht, so hat er kein Glück mehr." Der Talmud bildet aber noch jetzt den Hauptgegenstand und den Hauptbehelf der rabbinischen Studien, und während unter den sogenannten Reformjuden einige den Talmud für alle Leiden verantwortlich machen, welche die Juden zu erleiden hatten, und erklären, er sei bisher alles gewesen und müsse jetzt ein Nichts werden[11], erklären andere: „Was den Talmud angeht, so bekennen wir seine unbedingte Superiorität über das Gesetz Mosis."[12] Mit Recht sagt G. des Mousseaux[13]: „Der Schlüssel des Judenthums ist der Talmud, und wer nicht weiß, was der Talmud ist, ist durchaus unfähig, die Geschichte Judas zu entziffern und ihre Geheimnisse zu durchdringen."

Die Wirksamkeit des Talmud zur Bildung des Einzel- und des Volkscharakters faßt Conder in folgende Worte zusammen (S. 34): „Eine tiefe, aber verstandlose Frömmigkeit, den asiatischen und afrikanischen Völkern jener Zeit gemein; eine Ueberzeugung, daß die Israeliten die Kinder, und andere Nationen die Feinde Gottes seien; eine Idee von Unsterblichkeit als einem ausschließlich jüdischen Vorrecht; eine strenge Beobachtung unbedeutender Einzelheiten ohne Verbindung mit irgendwelcher Idee von deren Ursache und Bedeutung; eine engherzige und sich abschließende Vaterlandsliebe; eine Beobachtung des Familienverbandes, der sich über den ganzen Stamm verzweigte und durch einen grimmigen Haß gegen die Außenwelt noch markirter gemacht wurde; eine verachtende Unkenntniß der Künste und Wissen-

schaften anderer Völker; eine Verneinung irgendwelcher wissenschaftlichen Vervollkommnung des Verstandes; ein Studium einer Reihe von Schriften, in denen die Form und Anzahl der benutzten Buchstaben eine sehr hervorragende Rolle spielte; ein vollständiger Genuß animalischer Leidenschaften unter dem leichtesten Zwang, den die Stabilität der Gesellschaft, als auf dem Grundsatz des erblichen Eigenthums fußend, verlangen konnte; ein detaillirter personaler Codex, dessen vollständige Kenntniß und Ausübung jeden Sinn von Zartgefühl, ja man darf sagen die menschliche Selbstachtung zerstören muß, — solches sind die hervorragendsten Züge eines nach den Institutionen Mosis gebildeten Charakters, wie solche vom Talmud erklärt und eingeschärft werden." Diese Worte enthalten weder Schmeichelei, noch sind sie nach der andern Seite übertrieben. Man muß aber auch aus diesem wahrheitsgetreuen Bilde einen Rückschluß machen auf das eigentliche frühere Wesen der Religion, die so entarten konnte und die der Christ so schön idealisirt, und zu diesem Rückschluß haben wir schon früher (S. 167) aufgefordert. Wir stimmen deshalb auch Conder vollkommen bei, wenn er sagt[14]: „Während wir unsere vollste Kenntniß des completen jüdischen Codex, als nicht allein auf den Glauben, sondern auch auf die Sitten des Volkes einwirkend, aus einer Ausgabe ihres gesetzgebenden Codex von späterem Datum als dem des Falles des (politischen) Gemeinwesens ziehen, so ist doch wenig Grund vorhanden, anzunehmen, daß ein reineres und edleres System in den früheren Zeiten der nationalen Geschichte, als das System des sanhedrinischen Gesetzes, (je) in Kraft war. Wir sind geneigt, wenn wir durch den Nebel der Vergangenheit hindurchblicken, früheren und roheren Zeiten Tugenden und Schönheiten anzudichten, die, je näher man sie betrachtet, (um so mehr) ihren Glanz verlieren."

Dieser Talmud nun ist das jüngste Kind des alten Babylon, und er trägt den Stempel des Babylonismus in seinem

tiefsten Verfalle, wie er sich in den ersten christlichen Jahrhunderten darstellt, an sich. Lenormant[15] sagt von der politisch-religiösen Reform, welche um 2000 vor Christi Geburt der assyrische Sargun I. (S. 97) in Babylonien vorgenommen hatte: „Damals erhielt jenes umfassende und auf Gelehrsamkeit fußende, zugleich religiöse und philosophische System seine feste Gestalt, welche in ein einziges, hierarchisch wohlgegliedertes Ganze alle Gottheiten und alle Religionsanschauungen zusammenfaßte, die bis dahin den einzelnen Bevölkerungselementen des unteren Euphrat- und Tigristhales zu eigen gewesen waren, — jenes System, welches im Alterthume den Ruhm Babylons ausmachte, und das man mit dem Brahmanismus Indiens verglichen hat. Wie der Brahmanismus ist diese priesterliche und religiöse Reform Babyloniens eine wesentlich synkretistische gewesen, und von jener Zeit an ist Babylon der classische Boden des synkretistischen Geistes geworden, der dann zwei Jahrtausende später, als neue Alluvionen jüdischer, hellenischer und zuletzt christlicher Ideen sich auf dem Grunde der alten Anschauungen niedergeschlagen hatten, eben dort den Charakter einer wahren Geisteskrankheit erreichen sollte."

Der Synkretismus sucht um des lieben Friedens willen Anschauungen, die ihrem Wesen oder Princip nach unvereinbar sind, miteinander zu verschmelzen, und wo seine Herrschaft durchdringt, zerstört er jene festen Principien, auf denen das wissenschaftliche Erkennen, die wahren sittlichen Grundsätze und die richtige kirchliche Praxis in der Leitung der Gewissen sich allein aufbauen können. Das griechische Denken, indem es die festen, bleibenden Grundlagen echter Wissenschaft wie auf dem formalen, so auch auf dem natürlichen und moralischen Gebiete schuf, hat damit einen sichern Boden geschaffen, in dessen Berührung der menschliche Geist, als ein anderer Antäus, immer wieder die nöthige Kraft gewinnen wird, um den überwuchernden Synkretismus zu ersticken.

Dieser Boden fehlte aber dem asiatischen Alterthum, und Babylonien, das seit Urzeiten eine bunte Völkermischung ab- und zufluten sah, war gewiß die eigentlichste Stätte für den wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Synkretismus, — jedenfalls z. B. in viel höherem Maße als das in sich viel gleichartigere Aegypten.

Was nun die Juden betrifft, so waren sie durch ihre nationale und religiöse Ausschließlichkeit allerdings vor dem religiösen Synkretismus gesichert, keineswegs aber vor dem wissenschaftlichen, der dann weiterhin auch das sittliche Gebiet stark beeinflußte. Dieser Synkretismus der wissenschaftlichen Methode, wenn man es so nennen dürfte, tritt auf jeder Seite des Talmud und aller rabbinischen Schriften überhaupt hervor, denn man muß nicht nur, wie Raschi (zu 5 Mos. 17, 11) erklärt, dem Rabbi glauben, „wenn er sagt, die Rechte sei die Linke, und umgekehrt“[16], sondern es wird auch von den Rabbinen gelehrt, „daß sie im ganzen wie jeder Einzelne unfehlbare Lehrer seien, deren auch sich widersprechende Worte und Aussprüche vom Himmel seien, nach denen (die beiden Gegner) Schammai und Hillel (beide recht haben), und überhaupt jede Entscheidung recht ist, wenn auch der eine verbietet, was der andere erlaubt“.[17] Dies ist das gerade Gegentheil der wissenschaftlichen Methode, wie die Griechen sie begründet hatten, und führt in sittlicher Beziehung geradeswegs zum Probabilismus, wonach keine Handlung strafbar ist, wenn irgendeine Lehrautorität sie für nichtverboten erklärt hat, und sei es auch nur eine einzige Autorität im Widerspruche gegen alle andern. Uebrigens muß die Casuistik solcher Morallehrer, welche zugleich auch praktische Gewissenslenker und Richter sind, wie dies bei den jüdischen Rabbinen und, nach ihrem Muster, auch im Islâm der Fall ist, früher oder später immer zum Probabilismus führen.

Aber auch noch in anderer Beziehung ist der talmudische

Rabbinismus ein wahres und echtes Kind Babylons. Es ist bekannt, daß diese Stadt der Ursitz chaldäischer Astrologie, Magie und Kabbala[18] gewesen ist. Nach der späteren jüdischen Sage hätte Abraham aus Ur-Kasdim (S. 31) die Geheimnisse der Kabbala mitgebracht, welche von der alten Synagoge in ihrer Reinheit bewahrt wurde; danach hätte der Aufenthalt der Juden im ersten babylonischen Exil diese Reinheit getrübt, und Esra erhielt von Gott den Befehl, die wieder gereinigte aufzuzeichnen. Nach dem Alexanderzuge strömten die chaldäischen Astrologen und Zauberer schon in großer Zahl nach Europa über und spielten, wie bekannt, in Rom während der Kaiserzeit eine große Rolle. Die babylonischen Talmudisten waren in der Heimat ihres Vaters Abraham abermals dem Einflusse der uralten chaldäischen Tradition ausgesetzt, und deren Geisterlehre, Dämonenbeschwörung, Zauberei, Sterndeuterei und Wahrsagekunst fand in ihnen gelehrige Schüler. Das ganze Mittelalter hindurch waren die Juden die Astrologen, Zauberer und Aerzte bei den europäischen Großen, wie sie es bei den römischen gewesen waren, und im Orient sind sie es bis auf diesen Tag geblieben. Wunderrabbinen gibt es in Polen und Ungarn, Rumänien und Rußland heute noch, und die moderne jüdische Belletristik hat die mitleidigen christlichen Zeitgenossen mit Erzählungen von diesen und andern Ausläufern des ältesten Babylonismus divertirt, während die talmudische Praxis ihnen die Taschen leerte. So spukt der alte babylonische Drache noch heute recht lebendig unter uns.

Das Judenthum hat die von den Griechen erforschten Methoden des wissenschaftlichen Denkens, welche dann das Eigenthum aller Culturvölker geworden sind, und auf denen der geistige Fortschritt der beiden letzten Jahrtausende beruht, nicht anzunehmen vermocht und ist damit der Verblödung anheimgefallen; ebenso hat es sich unfähig gezeigt, das Gebot allgemeiner Menschenliebe, wie das Christenthum sie

predigt, in sich aufzunehmen, und damit hat seine Entmenschlichung begonnen. Dieser intellectuelle und moralische Verfall ist hier nur das Symptom des höchsten Greisenalters; das greise Wesen, welches hier verkommt, ist der Geist der chamitisch-semitischen Cultur in ihrem letzten bedeutenden Träger. Der Verfall dieser Cultur hat sich aber, wie es uns so dünkt, ungemein langsam vollzogen, und in seinem Verlaufe ist, noch im nachchristlichen siebenten Jahrhundert, auf dem Boden echt semitischer Nationalität ein eigenthümliches religiöses Mischwesen entstanden, der Islâm, von dem wir im nächsten Kapitel reden müssen.

XIX.

Der arabiſche Islâm.

Moſes, ſofern er als Religionsſtifter gelten ſoll, und Chriſtus ſtehen beide innerhalb der Culturbewegungen Vorderaſiens und Aegyptens, und es kann nicht angenommen werden, daß irgendeine der geiſtigen Strömungen ihrer Zeit ihren Geiſt nicht berührt und beeinflußt habe. Bei Muhammed war es anders: der arme Kameltreiber aus Mekka, einer von den großen Culturſtraßen weitentlegenen Wüſtenſtadt, der nur mit Mühe leſen und ſo gut wie gar nicht ſchreiben konnte, mußte ſeinen Wiſſensdurſt mit den kärglichen Broſamen nähren, welche ein günſtiger Zufall ihm zutrug. Wie heiß ſein Durſt nach religiöſer Erkenntniß war, ſieht man ganz deutlich aus dem großen, die eigene Perſönlichkeit aufs tiefſte ergreifenden, ja faſt überwältigenden Eindruck, den die ärmlichen und trüben Mittheilungen über Juden-, Sabier- und Chriſtenthum, wie ſie ihm zutheil wurden, auf ihn gemacht haben. Das Verſtändniß, welches er ſolchen Mittheilungen entgegenbrachte, war, weil jede Vorbildung und Geiſtesſchulung fehlte, nur ſehr gering, und die Verwirrung, welche ſpätere und genauere Belehrung in ihm hervorrief, und die damit verbundene Beſchämung vermehrten nur die Trübheit ſeines Geiſtes, über deren Conſequenzen ihm nur

der äußere Erfolg, wenn auch erst ziemlich spät, hinaushalf, und so könnte er mit Recht ein Prophet der Uncultur genannt werden.

Die Religion, die Muhammed unter seinem Volke vorfand, war noch der alte Sterndienst, welcher die eigentliche semitische Urreligion bildete und später in Babylon eine vielseitige und gelehrtere Ausbildung erfahren hatte. Unter den Gestirnen aber ist die Sonne das größte und mächtigste, und sie erscheint deshalb schon als das natürliche Symbol göttlicher Einheit, von welchem die andern Sterne, insbesondere die Planeten, Licht und Bedeutung ableiten. Bei den Sabiern zu Harran (in Mesopotamien) hat sich das altbabylonische Heidenthum bis tief in das Mittelalter erhalten; „aber auch diese Sabier", sagt Julius Braun[1], „verehrten einen höchsten Gott (Schemal, Samael) und gehörten nur insofern der Vielgötterei an, als sie der Meinung waren, jener Gott sei zu groß und erhaben, um sich unmittelbar mit der Leitung der Welt zu befassen; daß er darum die Regierung derselben den Göttern übergeben und für sich nur die wichtigsten Angelegenheiten vorbehalten habe; daß ferner der Mensch zu schwach sei, um sich unmittelbar an den Höchsten wenden zu können; daß er darum seine Gebete und Opfer an die vermittelnden Gottheiten richten müsse, denen die Leitung der Welt vom Höchsten anvertraut wurde. Diese vermittelnden Götter aber wohnen in den Planeten, und da man auch die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für den täglichen Bedarf Bilder der Planeten, Götzenbilder. Dies war auch der Standpunkt der Araber zu Muhammed's Zeit. Der Stamm Himjar, heißt es, verehrte die Sonne, Kenanah den Mond, Lachm und Gosam den Jupiter, Asad den Merkur, Thasm die Hyaden, Kais den Sirius, und Thajj den Suheil (Canopus). Dabei bemerkten sie allerdings: «Wir verehren diese nur deshalb, damit sie uns Gott nahebringen mögen.»" A. von Kremer sagt[2]: „Dieser Begriff eines höchsten Wesens, dem

alle andern niederen Gottheiten so untergeordnet sein sollen wie der Sonne die Gestirne, führte allmählich zur Ablösung des Gottesbegriffes von jedem Zusammenhang mit einem sichtbaren Symbol und ermöglichte so die Ausbildung der Idee von einem einzigen höchsten Allah." Muhammed nun verbietet ausdrücklich die Anbetung der Sonne und des Mondes und fordert zur Anbetung Dessen auf, der sie erschaffen habe (Koran, Sure 41, 37). Aber heute noch richten die Beduinen der Wüste ihr Gebet an die aufgehende Sonne (S. 133), und selbst ein Koreischite aus Mekka gestand Herrn von Kremer, daß er und seinesgleichen doch nur Sonnenanbeter seien.[3] So übermächtig erweisen sich dauernde natürliche Eindrücke gegenüber den historischen.

Für den Araber kommen aber auch gewisse Eindrücke, die wir nur als Sinnestäuschungen oder Hallucinationen bezeichnen würden, den wirklichen Sinneswahrnehmungen fast gleich. Er glaubt an Dämonen (Dschinn), die für ihn nicht nur die Wüsten und ruinenbedeckte Orte bevölkern, sondern auch mit ihm in den Häusern der Städte wohnen und ihn durch deren Straßen begleiten[4], und dieser Glaube an Dämonen ist eine andere natürliche Quelle seiner religiösen Anschauungen, indem sie zu localen Schutzgeistern, Familien- und Stammgöttern werden. Auch die Verehrung heiliger Steine und Bäume, selbst einiger Thiere, wie der Schlange, als Symbol der Sonne, hat er mit andern Semiten gemein. Trotzdem aber, das ist längst anerkannt, hatte sich zu Muhammed's Zeit nicht nur die Idee eines höchsten Wesens schon in vielen Gemüthern festgesetzt, sondern der Name Allah, welchen Gott bei Muhammed führt, diente schon längst, um dieses Wesen zu bezeichnen, und selbst die Mekkapilger sprachen am Berge Arafat das Bekenntniß aus[5], daß Gott keine Genossen habe, und wenn er solche habe, so seien sie ihm unterthan: „Dir zu Diensten, o Herr! Dir zu Diensten! Es gibt kein Wesen deinesgleichen, und wenn eins ist, so herr-

schest du, und es herrscht nicht." Muhammed's That besteht nun darin, daß er, mächtig ergriffen von der Vorstellung göttlicher Einheit, allen Glauben an Zwischenstufen in sich selbst und seinen Gläubigen ausrottete und diesen predigte: „Er ist der Gott, — Einer, Gott, der Ewige; er zeugt nicht und wird nicht gezeugt, und niemand ist ihm gleich." (Sure 112.)

Unter den fremden Ideen, welche in Muhammed wirksam waren, spielten jüdische Ueberlieferungen die Hauptrolle.[6] Judenstämme waren seit mehr als einem Jahrtausend in Arabien ansässig. Nach der Annahme Dozy's[7] waren schon die von Samuel zur Auswanderung verurtheilten Simeoniten[8] in die Gegend von Mekka und Medina gezogen und hatten sogar, was uns jedoch nicht wahrscheinlich dünkt, das Heiligthum zu Mekka gegründet. Die Tradition setzt diese Colonie in die Regierungszeit des Königs Hiskia (724—695 v. Chr.). Nach den unglücklichen Kriegen mit Nebukadnezar und den Römern erhielt die Colonie neuen Zuzug. Ihr Einfluß dehnte sich auch auf Südarabien aus und war hier so stark, daß das Judenthum in Jemen eine Zeit lang Staatsreligion war.[9] Hier erscheint auch der Name der höchsten Gottheit in der hebräischen Form El sowol in Genealogien als auf Inschriften.[10] Was Nordarabien betrifft, so war zu Muhammed's Zeit die Herrschaft in Medina (Jatrib) in den Händen jüdischer Stämme.[11]

Die Hauptidee Muhammed's in Betreff der göttlichen Offenbarung war ganz jüdisch: er glaubte nämlich, daß Gott schon den ersten Propheten: Adam, Seth, Henoch, Abraham, Moses und andern, zuletzt Christus, ein Buch vom Himmel gesandt habe (vgl. S. 159), welches die Lehren der reinen Religion enthalten habe, aber immer wieder gefälscht worden sei, und sein eigener prophetischer Beruf bestehe darin, dieses Buch wieder in seiner vollen Reinheit herzustellen. Im Anfang seiner Laufbahn berief er sich geradezu auf ein solches

Buch, die „Rollen des Abraham", welches der Sekte der Hanife als heilige Schrift diente.[12] So steuert Muhammed, was die literarische Seite betrifft, sein Schiff noch ganz im Strome jüdischer Ueberlieferung; da ihm jedoch der historische Zusammenhang durchaus unklar war, seine Kenntnisse nicht nur von natürlichen, sondern auch von politischen Dingen fast auf dem Nullpunkt standen, sein eigenes Denken stets fragmentarisch blieb, und seine Phantasie infolge körperlicher Zustände krankhaft erregt war, so fordert sein eigenes Geistesproduct, der Koran, im ganzen mehr unser Mitleid als Staunen heraus.[13] Ein großer Mann im eigentlichen Sinne ist er nicht, denn der Haupttheil der schöpferischen Arbeit ist nicht sein, sondern Omar's Werk, und als Prophet kann er nur gelten wegen der ganz und gar aufrichtigen und völligen Hingabe an die Idee von der Einheit Gottes und wegen der anfänglich durchaus reinen und uneigennützigen Liebe zu seinem Volke und in einem gewissen beschränkteren Sinne zu den Menschen überhaupt, welche ihn trieb, die eigene Person preiszugeben. Später nahm jedoch, wie dies theils in seiner Persönlichkeit, theils in äußern zwingenden Umständen begründet war, sein Thun und Treiben den gewöhnlichen Charakter orientalischer Hinterlist und Grausamkeit an.

Abgesehen von der Idee der göttlichen Einheit, die übrigens bei Muhammed noch vollkommen leer und in sich unbewegt bleibt, ist der sonstige theoretische Gehalt seiner Lehre völlig nichtssagend, — die starke Seite des Islâm liegt in der Praxis. Diese Praxis aber ist durchaus rein semitisch und ethnisch, d. i. heidnisch. Es scheint zwar auf den ersten Blick, als ob der Ruf, die Einladung zum Glauben an Allah, allen Menschen gelte, und daß alle damit auch zum Genusse der Gleichberechtigung innerhalb des Islâm berufen seien, und es ist auch nicht im geringsten zu bezweifeln, daß Muhammed seine Sendung so aufgefaßt habe, aber er konnte dies nur vermöge seiner Unbildung, die ihm ganz andere

materielle und geistige Zustände unter den verschiedenen Völkern vorspiegelte, als sie in Wirklichkeit herrschten. Jene Völker, welche innerhalb der alten vorderasiatisch-europäischen Culturströmungen erzogen waren, konnten ja ganz unmöglich um der Idee der göttlichen Einheit willen, die sie überdies längst in sich trugen, die ganze Uncultur des Islâm in sich aufnehmen, der von eigentlicher Kunst nichts weiß, der, trotz einiger Traditionen, nicht nur die Wissenschaft nicht achtet, sondern dem sogar jener hohe Drang nach Erkenntniß, aus welchem die Wissenschaft sich gebiert, gleichsam als verbrecherische Thorheit erscheint, weil der Glaube an Allah allein schon genügen muß. Aber auch schon die Thatsache, daß Muhammed eben nur sein eigenes Volk, die Araber, zu Trägern des Islâm machen konnte, oder wenigstens gemacht hat, gab für die Entwickelung des Islâm das Gesetz. Aus einem Volke, das seit ungezählten Jahrtausenden ein Nomaden- und Räuberleben geführt hat, und in dessen Adern semitisches Blut fließt, kann unmöglich Träger einer Religion werden, die alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt. Der Monoallahismus ist nur eine neue Auflage des Monojahvismus, der unter allen Umständen in der großen Mehrzahl der Menschheit nur einen Gegenstand der Herrschaft und Ausbeutung erblickt, und zwar nach orientalischer Manier.

Merkwürdig ist, daß Muhammed seine eigentliche Praxis in größerem Stile mit verrätherischen Raubzügen begonnen hat. Als er nämlich in Medina, von allen Mitteln entblößt, außer Stande war, die mit ihm Geflohenen und seine sonstigen Anhänger zu ernähren, seine Waffenmacht aber zu einem offenen Kriege viel zu schwach war, glaubte er sich zu einem Schritte gezwungen, der ihn für jeden Araber außerhalb des Gesetzes stellen und zum verabscheuungswürdigsten Verräther stempeln mußte. Es bestand nämlich seit uralten Zeiten ein durch die höchsten Sanctionen geschützter Vertrag, wonach einige Monate im Jahre für heilig erklärt worden

waren, damit während derselben der Karavanenverkehr sich in voller Sicherheit bewegen könne, der sonst durch die räuberischen Gewohnheiten der am Vertrage Betheiligten stets gefährdet war, und die Kaaba in Mekka vereinigte in sich symbolisch die Götzen aller Stämme, die an diesem Bunde betheiligt waren. Muhammed aber überfiel auch in der heiligen Zeit die mekkanischen Karavanen, um durch den Ertrag der Plünderung seine Sache in Medina erst auf eine gesunde ökonomische Basis zu stellen.[14] Danach brach der Prophet die Herrschaft der Judenstämme in Medina und der Umgegend und ließ dann das Schwert des Islâm durch seine Getreuen weiter und weiter tragen, wobei durch Metzelei, Plünderung und Steuerdruck dafür gesorgt wurde, daß stets neue Scharen Verzweifelter die Wogen der Glaubensheere schwellten. Alles Weitere ist bekannt genug.

So ist es gekommen, daß sich die muslimische Gesellschaft — ganz abgesehen von den ersten unklaren Absichten ihres Stifters — auf dem einfachen Raubprincip aufgebaut hat. „Es war", sagt Alfred von Kremer[15], „ein Geschäft zum Betriebe des Raubes und der Plünderung en gros wider alle Andersgläubigen, gegen Vertheilung des Gesellschaftsgewinnes, wozu man noch nebenbei die sichere Aussicht auf das Paradies in Kauf erhielt." Eine Zeit lang ging das Geschäft so gut, daß auf jedes muslimische Kind eine Jahrestantième von zweihundert Silberdrachmen kam, auf die Witwen Muhammed's und seine Helfer viele Tausende.[16]

Aus dieser Entwickelung kann aber durchaus kein persönlicher Vorwurf für Muhammed abgeleitet werden. Die Ursache liegt viel tiefer, nämlich in den angeborenen und durch das Nomadenleben ausgebildeten Instincten der Araber. Der Nomade kann in jeder Art von Berührung mit seßhaften Völkern nur rauben und zerstören, wie die Heuschrecken. Ungemein deutlich wird dies Verhältniß durch das afrikanische Volk der Monbuttus beleuchtet, welches in zwei Hauptstämme

zerfällt: einen nomadiſirenden und einen anſäſſigen, der die Felder bebaut. Hier wird nun die anſäſſige Rajah (Heerde) von den Nomaden nicht nur beherrſcht, ſondern auch verſpeiſt, denn die Nomaden ſind Menſchenfreſſer, und die Ackerbauer werden gefreſſen, aber nicht umgekehrt, und ſie freſſen ſich auch nicht etwa gegenſeitig auf. Es iſt bemerkenswerth, daß Schweinfurt in den Monbuttus die Urväter der Semiten erblickt.

Es verſteht ſich demnach von ſelbſt, daß das fröhliche Raubprincip, welches ſchon die erſten muslimiſchen Gläubigen durchdringt, ein natürliches (nationales) iſt und vom Islâm durch alle Zeiten feſtgehalten wird. Es iſt dies aber auch ganz deutlich ausgeſprochen, denn in der aus verſchiedenen Koranſtellen zuſammengeſetzten Exhorte, welche zum heiligen Kriege (Dſchihâd) auffordert, heißt es unter anderm: „Geprieſen ſei Allah, der den Ruhm des Islâm durch das Schwert der Glaubenskämpfer erhöht und in dem heiligen Buche ſeinen Bekennern Hülfe und Sieg verheißen hat! Hätte er nicht Menſchen gegen Menſchen in Waffen gebracht, die Erde würde verderben. Befohlen hat er, die Völker zu bekriegen, bis ſie bekennen, es ſei kein Gott als nur Einer. Des Krieges Flamme wird nicht erlöſchen bis an der Welt Ende. Segen ſchwebt über dem Stirnhaar der Kampfroſſe bis zum jüngſten Gericht. Leicht bewaffnet oder ſchwer, — macht euch auf! Ziehet aus, ihr Gläubigen .... in den heiligen Krieg! Und du, o Gott, Herr dieſer Welt und der zukünftigen, ſtehe bei den Heeren jener, die deine Einheit bekennen! Schmettere nieder die Ungläubigen und Götzendiener, die Feinde deines heiligen Glaubens! O Gott, wirf nieder ihre Fahnen, und gib ſie und ihren Beſitz zur Beute den Muslims!“ Denſelben Geiſt athmet das folgende Gebet, welches die Kinder in einigen Schulen Kairos herſagen, bevor ſie nachmittags die Schule verlaſſen[17]: „... O Gott! unterſtütze den Islâm und erhöhe das Wort der Wahrheit und den Glauben durch die Behütung deines Dieners, des Sultans

der beiden Welttheile u. ſ. w. O Gott! ſtehe ihm bei, und ſtehe allen ſeinen Heeren bei und allen Heeren der Muslimen! O Herr aller Geſchöpfe! O Gott! vernichte die Ungläubigen und Götzendiener, deine Feinde, die Feinde der Religion! O Gott! mache ihre Kinder zu Waiſen und verderbe ihre Wohnungen, und laß ihre Füße ſtraucheln, und gib ſie und ihre Familien und ihr Geſinde und ihre Frauen und Kinder und ihre Verwandten durch Heirath und ihre Brüder und ihre Freunde und ihren Beſitz und ihren Stamm und ihren Reichthum und ihre Länder den Muslimen zur Beute! O Herr aller Geſchöpfe!"

Man ſieht, daß der arabiſche Islâm kein umfaſſendes menſchliches Princip hat, ſondern, gleich dem Talmudismus, ein Ableger des alten ſemitiſchen Heidenthums iſt. Die Geſchichte hat den Araber im großen nicht an jener Schulung theilnehmen laſſen, welche ſeine jüdiſchen Blutsverwandten als tauſendjährige Nachbarn der Phöniker von dieſen überkommen haben, und er konnte deshalb das Ausbeutungsprincip nur in politiſcher Form, als Gewaltherrſcher über nichtmuslimiſche Unterthanen üben, ſolange es eben ging. Dieſes Princip entſprach aber den durch ſo viele Jahrtauſende verfeſteten Gewohnheiten des turaniſchen Nomaden nicht weniger als denen des arabiſchen Beduinen, und andere Völker als Araber und Türken haben ja im Islâm keine führende Rolle geſpielt, denn die iraniſchen Perſer haben ſich ſofort ſeitwärts geſtellt.

Nöldeke ſagt[18]: „Der Islâm in ſeiner rein arabiſchen Form, die Lehre Muhammed's und ſeiner Schüler, iſt die conſequente Vollendung der ſemitiſchen Religion, welche von nichtſemitiſchen Ideen nur eine einzige, freilich ſehr wichtige aufgenommen hat, nämlich die von der Auferſtehung und dem jenſeitigen Leben. Der Islâm iſt unendlich hart und einſeitig, aber in ſeiner rohen Einfachheit ſtreng conſequent. Muhammed iſt nicht eigentlich ein großer Mann

zu nennen, und doch iſt das Auftreten der in ihm klar und energiſch zum Durchbruch kommenden Religion die bedeutendſte Manifeſtation des ſemitiſchen Geiſtes. In den religiöſen Stücken des Alten Teſtaments zeigt ſich die innigere Gefühlswärme, die reichere Phantaſie, welche der alte Hebräer vor dem Araber voraushatte. Selbſt wenn wir Pſalmen und Propheten ohne die übliche idealiſirende Brille leſen, werden wir ſie, nicht blos vom äſthetiſchen Standpunkt aus, viel höher ſtellen als den Koran; aber das Reſultat der religiöſen Entwickelung des Alten Teſtaments, die Religion Esra's, der Phariſäer und Rabbinen, ſteht doch ſchwerlich höher als der Islâm, namentlich wenn man die ins ſpätere Judenthum gedrungenen griechiſchen Ideen abrechnet."

Wir wiederholen: ein ethniſches Princip in ganz roher Form iſt, wie das Princip des Talmudismus, ſo auch das des Islâm, wie er ſich hiſtoriſch entwickelt hat, und die eigentlichen Träger dieſes Princips waren die beiden räuberiſchen Nomadenvölker der Araber und Türken, und nächſt ihnen die Seenomaden und Seeräuber der Barbareskenſtaaten. Was wird aber alles dem Islâm an Leiſtungen zugute geſchrieben! Alles, was ſich auf dem ungeheuern Gebiete, in welchem der Islâm ſeine Herrſchaft begründet hat, und das von den verſchiedenſten Nationen und Stämmen, zum Theil alten Culturvölkern, bewohnt war, vom alten Kunſtgewerbe erhalten hat, was von ungezählten Millionen Geiſtern dieſer verſchiedenen Völker im Laufe eines Jahrtauſends richtig und wahr gedacht, edel empfunden, ſchön ausgedrückt oder klug und tapfer ausgeführt wurde, wird zum Ruhmeskranz für den Islâm verflochten. Als ob der Islâm die Menſchlichkeit vollkommen zerſtören könnte, und als ob alle dieſe guten und ſchönen Aeußerungen beſſerer und höherer Menſchlichkeit in jenen Gebieten und Völkern nicht auch ohne und gegen den Islâm, und höchſt wahrſcheinlich viel reicher hervorgetreten

wären! Es handelt sich hier ja um das Princip und um das gegenseitige (relative) Verhältniß verschiedener Principien, zuletzt um die durch die Thatsachen längst erhärtete Ueberlegenheit des christlichen über sämmtliche ethnische Principien auf allen Lebensgebieten.

Wir haben schon gesagt, daß keins der arisch-christlichen Völker, welche einmal in den Strom der alten Cultur eingetreten waren, selbst wenn sie noch so tief gesunken, in Masse den Islâm annehmen konnte, der eine Religion der Uncultur ist und bleibt. Aber gerade auf diese Weise erhielt sich das richtige Zahlenverhältniß, welches ein echt muslimisches Staatswesen erst ermöglicht: der Gläubige braucht den Ungläubigen, der für ihn arbeitet und Steuern zahlt, — die Rajah, d. i. die mehr geschorene als gehütete Heerde[19], — während er selbst nur die Waffen führt. Selbst die Verwaltung überläßt er lieber den Ungläubigen (Juden, Armeniern, Griechen, Kopten), die er ja nöthigenfalls sofort auf die einfachste Weise unschädlich machen kann. Ein kräftiger muslimischer Staat im eigentlichsten Sinne kann daher nur ein solcher sein, in welchem eine kriegstüchtige Minderzahl von Gläubigen über eine kampfuntüchtige Mehrzahl von ungläubigen Halbsklaven herrscht. Von dieser Art war das muslimische Gemeinwesen unter den ersten Chalifen. Da aber den Arabern, und den Semiten überhaupt, die nöthigen politisch-militärischen Tugenden fehlen, die auf Unterordnung und Treue beruhen, so ging die Herrschaft bald an die turanischen Türken über, welche jene Tugenden in viel höherem Grade besitzen und jedenfalls in ihrer Weise regieren können, was der Araber in keiner Weise versteht. Das von den osmanischen Türken geschaffene Sultanat hat bis zum Jahre 1839, dem Regierungsantritte Abdul Medschîd's, im ganzen noch an den alten einfachen Principien festgehalten.

Daß solche muslimische Staatswesen mit christlicher Rajah für Humanität, Kunst und Wissenschaft in höherem Sinne

nichts Sonderliches leisten können, versteht sich von selbst. Dergleichen Leistungen kommen nur als rasch verwelkende Treibhausfrüchte vor, welche eine besondere persönliche Tüchtigkeit einzelner Herrscher zu zeitigen verstand, oder in solchen von Muslimen beherrschten Gemeinwesen kleineren Umfangs, in welchen eine durch die Thatsachen erzwungene Parität verschiedener Religionen das eigentlich treibende Princip des Islâm zur Ohnmacht verurtheilte oder in Schlaf lullte, wie in Spanien. Mögen doch die, welche, von leichtverzeihlicher Romantik getäuscht, gewisse glänzende Zustände des muslimischen Spanien auf Rechnung des Islâm setzen, sich einfach die Frage vorlegen, warum denn derselbe Islâm in den nur wenige Stunden entfernten nordafrikanischen Ländern, unter gleichen und noch günstigeren äußeren Bedingungen wie in Spanien, immer nur das Gegentheil, das Nachtstück zu jenen Zuständen hat leisten können. Es fehlte dort eben die unerläßliche Voraussetzung jeder glänzenden Semitenherrschaft, nämlich die arbeitsgewohnte und ordnungsliebende christliche Bevölkerung, auf deren Kosten man glänzen kann. Kommt der Semite auf sein eigenes Gebiet zurück, wo er keine nichtsemitische Rajah findet, so sinkt er in den Zustand von Elend und Schmuz zurück, wie er heute von Marokko bis zum Persischen Golfe herrscht, und wie er in den eigentlichen Semitenländern, die Herrschaft einiger klügeren Despoten abgerechnet, nie viel anders war, und dann kann sein angeborener Hochmuth, gleichviel ob jüdisch oder muslimisch gefärbt, von Glanz und Weltherrschaft nur träumen.

Höre man übrigens, was die ethnische Ausschließlichkeit des muslimischen Princips und insbesondere das Verhältniß zwischen Christen und Muslimen im mittelalterlichen Spanien betrifft, die Stimme eines christlichen Arabers von heute, des Emîrs Ruschaid ed-Da'hdâh.[20] Derselbe sagt: „Wenn die Muhammedaner ihre Augen auf andere Länder werfen wollen, so werden sie sehen, daß nirgends die abweichenden Reli-

gionsgenossenschaften wie Feinde behandelt werden, daß überall die Bürger, ohne Unterschied des Glaubens, die gleichen Rechte und den gleichen Schutz genießen. Warum ist es nicht ebenso in den von Muslims regierten Ländern? Wodurch haben ihre christlichen Unterthanen die harte Lage verdient, die ihnen dort bereitet ist? Haben sie sich etwa durch ihre Unterwerfung unter das Joch des Islâm so sehr erniedrigt, oder haben ihre Beherrscher selbst jedes Gefühl für Menschlichkeit und Gerechtigkeit verloren, weil sie «die beste aller Nationen sind, die geschaffen wurden»? (Worte, welche die Tradition dem Propheten in den Mund legt.) Wenn sie sich zu ihrer Rechtfertigung auf den Vers stützen: «Und sie (die Ungläubigen) sollen Härte in euch finden!» (Koran, Sure 9, 124), warum stellen sie diesem Verse nicht den andern entgegen: «Thut wohl, denn Gott liebt die Wohlthäter!» (Sure 2, 191; der Verfasser fügt hinzu: Die muslimischen Gelehrten bedenken sich nicht, einen Koranvers, wie es ihnen eben paßt, durch einen andern aufzuheben. Das dient dem Synkretismus!) Wenn die erste dieser beiden Vorschriften in Zeiten des Krieges und der Eroberung Anwendung finden konnte, so ist dies heute nicht mehr der Fall, wo die Christen der Regierung unterthan und ergeben sind. Die Härte zum Princip erheben, ist ein Irrthum; die Tyrannei als Praxis üben, heißt sich einem unseligen Ende aussetzen. Die Muslims sind nicht von Natur besonders geartet und bevorzugt, nicht aus einem andern Lehm gebildet als die Uebrigen, sodaß sie sich der Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit überheben dürften, die jeder civilisirten Herrschaft das Gesetz vorschreiben. Aber sie sind von dem Glauben an ihre überlegene Erhabenheit so durchdrungen, daß sie sich müssen sagen lassen: Wisset wohl, ihr seid nicht «die beste der Nationen», und wir, die Ungläubigen, sind nicht «die schlechtesten der Thiere» (Koran 8, 22. 57; vgl. den Talmudspruch S. 216). Die religiösen, politischen und ökonomischen Grund-

sätze und Bräuche der Völker sind heute von einem Princip durchdrungen, das alle Geister beherrscht und allen das Gesetz gibt, dem sich niemand entziehen kann. Die, welche heute noch die alten Anschauungen aufrecht erhalten wollen, verdienen, daß man ihnen die Worte des Dichters zuruft: «Wollt ihr, daß es nach eurem Sinne gehe, so grabt euch eine Höhle in die Erde oder steigt auf einer Leiter über die Wolken hinaus, damit ihr für euch seid!»"

Von Spanien sagt der Emîr Da'hdâh: „Die Christen des Landes, nur zu lange unterdrückt und zu wahrer Sklaverei herabgewürdigt, hatten von ihren Herren und Meistern die Praktiken der Tyrannei erlernt; ihr Herz blutete von tiefen Wunden, denn es waren Greuel über sie ergangen, die sich nicht vergessen lassen. Und darum stürzten sie sich, als die muslimische Herrschaft zusammenbrach, ins Werk der Rache mit der Wildheit reißender Thiere. Das Unmaß der Uebel, welches sie ertragen hatten, ließ sie die Grundsätze des Christenthums vergessen, und sie trieben die Wiedervergeltung bis zu einem Grade, der unerhört war unter Christen. Nicht zufrieden mit den Schrecknissen, die den Sieg in der Regel begleiten, wollten sie selbst den Namen des Islâm nicht mehr aussprechen hören und keinen Muslim mehr auf ihrem Boden dulden. Sie ließen den Besiegten die Wahl zwischen drei Dingen: abschwören, in die Verbannung gehen oder sterben. Die, welche nicht übertreten wollten, erlitten den Tod oder flohen nach Afrika, wo nur wenige von ihnen den grausamen Bedrückungen (ihrer muslimischen Brüder) der Marokkaner entgingen. Die Spanier merkten bald, daß die, welche abgeschworen, es nur gethan hatten, um dem Tod oder dem Exil zu entgehen, und sie schufen nun die Inquisitionsgerichte, die von allen andern Christen jederzeit verurtheilt worden sind. Diese Tribunale untersuchten die Aufrichtigkeit der Bekehrungen, und die Schuldigen wurden den Flammen übergeben. Diese übermäßige Strenge vertilgte jede Spur des

Islâm, und bald sah man in Spanien keinen Muslim mehr Und doch leben Millionen von ihnen in Ländern, die von Christen beherrscht werden, wie von den Franzosen, Russen, Engländern, und in welchen sie nie der Gegenstand ähnlicher Grausamkeit gewesen sind. Der Grund davon ist, daß in Spanien die Christen Rache zu üben hatten, während sie sich in andern Ländern mit der bloßen Eroberung begnügten. Also hat sich das Wort des Korans (42, 38) erfüllt: «Vergeltung des Uebels sei ein gleiches Uebel!»

„Wenn die Muslims diese Thatsachen ihrer alten Geschichte vergessen haben, so mögen sie sich dessen erinnern, was vor kurzem in Bulgarien geschehen ist. Das Los der Bulgaren war so unglücklich, daß alle Regierungen Europas zu ihren Gunsten Einsprache erheben mußten. Da dies keinen Erfolg hatte, so mußte Rußland einschreiten, und sobald dessen Waffen die türkischen Behörden verjagt hatten, verloren die Bulgaren keinen Augenblick, um ihre Rache zu befriedigen, und die Mehrzahl der Muslims kam auf der Flucht um. Sicherlich, hätten sie nicht erst ihre Macht misbraucht, so wären sie nicht die Opfer so blutiger Wiedervergeltung geworden. Was das Betragen der Spanier und Bulgaren betrifft, so ist hier zweierlei zu bemerken: erstlich haben die Christen beider Länder durch ihre Handlungsweise gegen das Evangelium verstoßen und nur den Antrieben der Natur gefolgt, die nach dem Koran nur das Böse befiehlt (12, 53). Zweitens hat die Rache der Christen keineswegs das Maß der muslimischen Grausamkeit erreicht; denn in Spanien wie in Bulgarien haben sie den Muslims die Flucht erlaubt, wozu diese ihnen in keinem Lande die Möglichkeit gelassen haben, getreu ihrem Gesetze, das dem Sieger erlaubt, die Besiegten zu Sklaven zu machen oder zur Annahme des Islâm zu zwingen, oder, wenn dies nützlicher scheint, sie niederzumetzeln. Einige Männer des Gesetzes haben diese Vorschrift sogar noch verschärft, indem sie nur die Alternative gelten

ließen: «Der Islâm oder der Tod!» und selbst hierin blieb die Wahl dem Sieger überlassen."

Ein von Muslimen beherrschter Staat mit christlicher Rajah kann aber wenigstens leben; ein rein muslimischer Staat kann weder leben noch sterben, weil ihm die nothwendige Ergänzung des eigenen Princips fehlt, nämlich zum Raubprincip das Raubobject. So erklärt sich der languide Zustand dieser Staaten, denen auch der kräftigste und genialste Herrscher nur vorübergehend den Schein der Lebenstüchtigkeit einhauchen kann durch rücksichtslose Anwendung des Raubprincips gegen seine Nachbarn oder gegen seine eigenen Unterthanen oder beide zugleich, zwischen welchen Systemen man beispielsweise in Persien und Aegypten, Marokko und Tunis seit so langer Zeit hin- und herschwankt. Heute sehen wir nun auch die Türkei durch den Verlust ihrer Rajah in den gleichen Zustand versetzt, d. h. dem Islâm ist seine letzte politische Stütze entzogen.

Die Stellung der Muslims als der allein Herrschenden und Herrschaftsberechtigten, weil durch Gott zur Weltherrschaft Berufenen, gegenüber den viel zahlreicheren Ungläubigen, gleichviel ob diese bereits unterworfen waren und schon dienten, oder erst noch zu besiegen und zu unterwerfen blieben, mußte innerhalb des Islâm das Gefühl der Zusammengehörigkeit, Rechtsgleichheit und Brüderlichkeit viel mehr stärken, als das innerhalb der Christenheit der Fall war, und hierin liegt ohne Zweifel eine starke Seite des Islâm, die gerade aus der Beschränktheit seines Princips hervorgeht. Es ist leichter, die Mitglieder der eigenen Genossenschaft als Gleiche und Brüder zu betrachten und zu behandeln, womit den Forderungen des Islâm genügt ist, als für die Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wie das Christenthum sie vorschreibt, die gesellschaftlichen und politischen Formen zu finden. Unser alter Feudaladel, der aus einem heidnischen erst allmählich ein christlicher geworden war, behandelte seine Unter-

thanen, d. h. den bei weitem größten Theil seiner Mitchristen, die er ja noch als Andersgläubige seinem Schwerte unterworfen hatte, als Sklaven oder Halbsklaven, und ließ später durch die Kirche, die anfänglich das gerade Gegentheil gelehrt hatte, das Verhältniß als die von Gott gewollte Ordnung darstellen. Der Islâm hatte dies gar nicht nöthig. Er fand in den besiegten Andersgläubigen, deren Bekehrung in Masse er nach den Cultur- und Nationalitätsverhältnissen nicht erwarten und um des eigenen Vortheils willen auch gar nicht wünschen konnte, schon das willkommene Ausbeutungsobject vor, welches sich der christliche Feudaladel innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft erst durch einen Bruch mit dem eigenen religiösen Princip selber schaffen mußte, und er hatte das Menschenmaterial, die Rajah, nur in einem Zustande zu erhalten, der sie eben noch arbeits- und steuerfähig ließ, während der Muslim nur für die eigene Waffentüchtigkeit sorgen durfte. Diese Arbeit war aber gar leicht und entsprach ganz den alten Gewohnheiten der semitischen und turanischen Rassen, wie denen des Orientalen überhaupt, der immer Objecte besitzen muß, um die Aufwallungen seiner Leidenschaft an ihnen auszulassen. Für die innere, häusliche Arbeit im Dienste des Muslim taugte freilich die durchaus feindselig gesinnte Rajah im ganzen nicht, aber dafür waren die Neger und andere Sklaven da, die in den Islâm aufgenommen wurden und meist nach sieben Jahren die Freiheit erhielten.[21] Man sieht, daß in jenen Ländern, wo, wie z. B. in der europäischen Türkei, die Rajah die große Mehrzahl bildete, schon der bloße Gegensatz gegen dieselbe und das Bedürfniß der eigenen Sicherheit den innern Zusammenhalt unter den Gläubigen und damit auch das Gefühl der Gleichheit stärken und stets lebendig erhalten mußte. Was hierbei in solchen Ländern die täglich empfundene Nothwendigkeit, das wirkte in andern muslimischen Gebieten die auch dort, und zwar bis auf diesen Tag, leben-

dig gebliebene Vorstellung, daß der Islâm von Rechts wegen die ganze Welt erobern müsse, und daß zu diesem Werke alle Muslims brüderlich vereint sein sollten.[22] Daher also im ganzen Gebiet des Islâm eine höhere Ausbildung des Gleichheitsgefühls aller, als das Christenthum, besser: die Christenheit, sie bisjetzt erreichen konnte. Die innerhalb des Islâm noch lebendigen nationalen Unterschiede, wie der der offen hervortretenden oder versteckten Sekten und der Rechtsschulen[23] ändern daran wenig, denn das gemeinsame Eroberungs- und Raubinteresse schwebt ihnen allen gleich lebendig vor der Seele. In den späteren Zeiten hat der vollständig ausgebildete Despotismus das Gleichheitsgefühl der Muslims in einer gewissen Art noch verstärkt, indem er sie alle gleichmäßig zu Boden drückte, damit aber auch, indem er alle Gliederung beseitigte, die eigentliche Quelle der Offensivkraft gebrochen. Treffend schildert dieses Verhältniß ein heutiger Muslim, indem er von Tunis spricht[24]: „Freilich hat es ein Haupt, aber dies ist niedergedrückt durch das, was hereingebrochen ist über es von Widerwärtigkeiten, denn siehe, es hat sich selbst an die Stelle aller Gläubigen gesetzt, nachdem es die beiden Flügel beschnitten hatte, und so geschah es denn, wenn ein Feind daherkam, so fühlte es seine Füße zu schwach zum Gegenmarsch und zur Abwehr des Unheils. Und wenn es begehrt nach einem Dinge oder einem Menschen und zum Schnabel sagt: «Her zu mir mit ihm! Ich setz' ihn dir zur Beute!» so sagt ihm der Schnabel: «Ja, wenn er da wäre zwischen den Krallen meiner Füße, so wollt' ich ihn zausen und deine Befehle ausführen an ihm und ihn bändigen. Aber mein Flügel ist beschnitten, und nicht vermag ich's, mich zu erheben von meinem Orte. Woher soll's kommen? Wer bringt uns das Begehr? Woher, woher?»"

Der Anlauf, den die Araber genommen haben, um dem Islâm auch die Wissenschaft zu befreunden und dienstbar zu machen, ist gänzlich mislungen, und es ist dies viel weniger zu

verwundern, als daß sie diesen Anlauf überhaupt gewagt haben. Es fehlt dem Bewohner jener heißen Klimate überhaupt die gleichmäßig kräftige Nervenstimmung, ohne welche eine consequente Geistesarbeit unmöglich ist; er schwankt stets zwischen Aufregung und Abspannung, und wer trotzdem, sei es nun infolge empfangener Schulung oder aus eigener Bewegung, sich andauernd geistiger Arbeit hingibt, verfällt meist der Melancholie. Es ist wieder eine andere Seite eben dieser Umstände, daß dem Wissen dort nicht jener hohe Werth beigelegt wird, den der europäische Geist ihm zumißt, und das ungeheuere Uebergewicht, welches der Islâm für die leere Vorstellung von der Einheit Gottes im Gemüthe des Gläubigen fordert, drückt den Werth des weltlichen Wissens, der im Auge des Semiten ohnehin gering ist, noch tiefer herab. Dazu kommt, daß die Araber ihre erste Schulung in den Methoden wissenschaftlichen Denkens, wenn man es so nennen darf, vom talmudischen Judenthum empfangen haben, und daß diese Schule sie überallhin begleitete, — was für ihre Befähigung zur Aufnahme griechischer Wissenschaft viel schlimmer war, als wären sie unmittelbar aus ihren Nomadenzelten in die griechischen Hörsäle getreten. Renan sagt[25]: „In der Wissenschaft und Philosophie sind wir ausschließlich Griechen. Die Erforschung der Ursachen, das Wissen um des Wissens willen, ist ein Ding, von dem es vor den Griechen keine Spur gibt, — ein Ding, das wir allein von ihnen gelernt haben. Babylon besaß ein Wissen, aber es besaß nicht das wissenschaftliche Princip, das der absoluten Unveränderlichkeit der natürlichen Gesetze. Aegypten rühmte sich geometrischer Kenntnisse, aber es hat nicht die Elemente Euklid's geschaffen. Was den altsemitischen Geist betrifft, so ist er seiner Natur nach der Wissenschaft feindselig. Im Buche Hiob wird das Forschen nach den Ursachen der Dinge fast als Gottlosigkeit hingestellt. Im Prediger Salomonis wird das Wissen für eitel erklärt. Der Verfasser, frühzeitig blasirt, rühmt sich, er

habe alles studirt, was unter der Sonne ist, und nichts gefunden als Ueberdruß. Aristoteles, der ungefähr zur selben Zeit lebte und mit mehr Recht von sich hätte sagen können, daß er das Weltall erschöpft habe, spricht nirgends von seinem Ueberdruß. Die Weisheit der semitischen Nationen ist niemals aus dem Kreise der Parabeln und Sprichwörter herausgetreten. Man spricht oft von einer arabischen Wissenschaft und Philosophie, und in der That sind durch ein oder zwei Jahrhunderte im Mittelalter die Araber unsere Lehrer gewesen; aber dieses währte nur, bis wir die griechischen Originale kennen lernten. Diese arabische Wissenschaft und Philosophie war nur eine ärmliche Uebersetzung der griechischen. Sobald der griechische Geist selbst wieder dem Grabe entstieg, verloren diese armseligen Uebersetzungen allen Werth, und nicht ohne Grund haben sämmtliche Philologen der Renaissance einen wahren Kreuzzug gegen sie eröffnet. Sieht man übrigens näher zu, so besitzt diese arabische Wissenschaft nichts Arabisches. Ihre Grundlage ist durchaus griechisch, und unter denen, welche sie schufen, ist nicht ein einziger (?) echter Semite; es waren Spanier und Perser, die arabisch schrieben. Die philosophische Rolle der Juden im Mittelalter ist ebenfalls nur die einfacher Dolmetscher. Die jüdische Philosophie dieser Epoche ist die arabische Philosophie ohne Modification. Eine Seite von Roger Bacon umschließt mehr echt wissenschaftlichen Geist als all jene Wissenschaft aus zweiter Hand, die allerdings schätzenswerth ist als ein Ring in der Kette der Ueberlieferung, aber nicht große Originalität besitzt."[26] Das ist in der That streng geurtheilt, aber im ganzen gerecht, wenn auch im einzelnen etwas zu scharf, und eher könnte noch dem arabischen Geist ein Antheil an jenen kärglichen Lorbern zugesprochen werden als dem Geist des Islâm, der an Verdiensten um die Wissenschaft keinen Theil hat. Man verwechselt hier nur zu gern das Verdienst einzelner Personen, die zufällig als Muslims geboren wur-

den, mit dem Religionswesen, und ebenso gern bloße Wünsche und Ansätze mit Thaten.

Wie immer man aber auch über den Werth einzelner wissenschaftlicher Leistungen innerhalb des Islâm urtheilen mag, so muß als Gesammturtheil unanfechtbar gelten: der arabische Islâm hat den Versuch gemacht, die Methoden des wissenschaftlichen Denkens von den Griechen, insbesondere von Aristoteles zu übernehmen, um sie weiter zu pflegen, hat aber dieselben von vornherein nicht scharf und richtig erfaßt, ist deshalb auf falsche Bahnen gerathen, und der Sieg der Orthodoxie[27] hat auf dem ganzen muslimischen Gebiet den echten Geist der Wissenschaft ertödtet; umgekehrt aber hat innerhalb des europäischen Christenthums die von den Griechen, und zwar theilweise durch Vermittelung der Araber entlehnte Wissenschaft sich gegen die vom Semitismus vielfach beeinflußte Orthodoxie siegreich behauptet und weiterhin neue Bahnen beschritten und neue, ungeahnte Gebiete erobert. Mit gleicher Sicherheit kann auch behauptet werden, daß der schädliche Einfluß des Islâm auf methodisches, ja selbst auf zusammenhängendes Denken überhaupt, unter allen Umständen noch durch Jahrhunderte fühlbar bleiben und es den Bewohnern seines Gebietes, gleichviel ob sie Muslims, Juden oder Christen sind, sehr erschweren wird, auch nur willige und gelehrige Schüler der occidentalischen Wissenschaft zu werden.

In einem Gemeinwesen, dessen Geistesleben weder durch angeborene ideale Moralprincipien, noch durch ein ideales Genossenschaftsprincip gehoben, noch durch die Befähigung zur Erfindung oder wenigstens zur Pflege echt wissenschaftlicher Methoden in gesunder Bewegung erhalten wird, muß nothwendig sittlicher und wissenschaftlicher Synkretismus die Obhand gewinnen, und das mußte im Islâm um so sicherer und rascher geschehen, als schon die erste Anleitung, welche derselbe zu methodischer Behandlung der einschlägigen Fragen empfing, nämlich durch das talmudisch geschulte Juden-

thum, in hohem Maße synkretistisch gefärbt war (S. 221), und so spukt denn auch im Islâm der spätere Babylonismus noch fort. Rücksichtlich der Wissenschaft muß hier das oben Gesagte genügen. In Betreff der Moral war selbst unter den Sunniten schon die Spaltung in die vier Hauptsekten[28] der Hanefiten, Schafiiten, Malekiten und Hanbaliten an und für sich genügend, um den Geist des Probabilismus (S. 222) einziehen zu lassen, und es ist von höchster Wichtigkeit, zu sehen, wie der sittliche Probabilismus gerade von dem halb arabisirten Spanien aus in die katholische Kirche eingedrungen ist. Schon der Dichter Abu Nuwâs, der am Hofe Harûn al-Raschîd's lebte, also im zweiten Jahrhundert des Islâm, macht sich in seiner Weise darüber lustig, daß den Gläubigen so ziemlich alles erlaubt sei, da man sich ja in jedem Falle auf irgendeinen der Imâme berufen könne.[29] Als diese Verse dem Scheich ul-islâm El-Askalâni vorgelesen wurden, sagte er: „Die Verschiedenheit der Ansichten unter den Gelehrten (Theologen) ist eine Gnade des Barmherzigen für sein Volk, denn Allah wird keinen Menschen strafen wegen eines Falles, den ein Gelehrter für erlaubt erklärt hat." Ganz ebenso haben die Jesuiten ihren Probabilismus beschönigt: „Damit die Menschheit nicht zur Verzweiflung gebracht werde."[30]

„Ziemlich einstimmig", sagt Nöldeke[31], „sind alle berufenen Beurtheiler über Poesie und Kunst der Semiten. Ein scharfes Auge für das Einzelne, große Subjectivität, nervöse Unruhe, tiefe Leidenschaft und Innigkeit des Gefühls bestimmen ihre Vorzüge wie ihre Mängel. Ich will hier nicht oft Gesagtes über arabische und hebräische Poesie, den Mangel eines semitischen Epos u. s. w. wiederholen. Ich bemerke nur noch, daß die wenigen Reste hebräischer Dichtung, die noch dazu überwiegend religiös sind, doch eine weit größere Frische zeigen als die trotz aller Verluste noch in ungeheuern Massen vorliegende, sehr gleichartige, wenn auch formell voll-

endete Poesie der Araber. Den Mangel eines Epos ersetzt übrigens fast (?) bei Hebräern und Arabern ein großes Talent zur lebendigen und anziehenden Erzählung in Prosa. Den Arabern ist, wesentlich infolge des eigenthümlichen Baues ihrer Sprache, eine starke Neigung zur scharf zugespitzten, bald äußerst kurzen, bald in zierlichen Tautologien verlaufenden Rede eigen. So sprachen schon die Beduinen in der Wüste, so drücken sich selbst Fürsten und Heerführer der ersten Periode des Islâm vor allem Volk wie in ihren Briefen aus. Diese Neigung zu kunstvoller Zierlichkeit in der Rede mußte nothwendig zur Manier werden und ausarten. Es entwickelte sich daraus eine Neigung zum inhaltlosen Wortgeklingel und der bekannte orientalische Schwulst, der namentlich in der Nachahmung bei Persern und Türken für uns unerträglich wird." Unsers Erachtens genügt aber dieses semitische Wohlgefallen am zierlichen und witzigen oder, wie man sagt, pointirten Redeausdruck selber, besonders in Verbindung mit der so beliebten Reimprosa der Araber, allein schon, um das gesunde Urtheil abzustumpfen, da die zu erörternde Sache mit ihren gegebenen Bedingungen, d. h. die Wahrheit, schließlich ganz zurücktritt.

„In der bildenden Kunst", sagt auch Nöldeke[32], „waren die Semiten, wie allgemein zugestanden wird, im ganzen unfruchtbar. Nach den Angaben des Alten Testaments müssen wir die architektonischen Leistungen der alten Hebräer für sehr bescheiden halten. Die Phöniker scheinen wesentlich ägyptische, später auch griechische Muster nachgeahmt zu haben. Die mächtigen Ruinen in Palmyra, Petra, Heliopolis (Baalbek) und andern Städten Syriens zeigen uns durchaus griechischen Baustil, nur sehr wenig durch orientalische Einflüsse verändert. Und auch die Araber haben sich wesentlich an fremde Vorbilder gehalten. Allerdings zeigen arabische Bauten zum Theil außerordentliche Schönheiten im einzelnen, wundervolle Ornamente, prächtige Farben: aber es fehlt auch

auf diesem Gebiete der Sinn für das Ganze, für einen einheitlich gegliederten Plan. Dazu muß man beachten, daß viele Bauten der Araber ganz oder theilweise von Fremden aufgeführt sind, darunter z. B. die hochberühmte Omajjadenmoschee in Damaskus. Bezeichnend für die Araber ist es, daß sie die Kalligraphie zu den schönen Künsten rechnen, und allerdings muß der, welcher vollendete Leistungen arabischer Schönschreiber gesehen hat, anerkennen, daß hier mehr als Fertigkeit und Eleganz ist, daß in diesen wundervoll geschwungenen und reinen Zügen wirklich ein überaus edler Formsinn herrscht, wie er sich sonst in den Decorationen arabischer Kunstwerke zeigt. Ueberall haben wir hier feinen Sinn für das Detail, aber nirgends eine großartige Gesammtauffassung. Daß die Semiten in der Bildhauerei gar nichts, in der eigentlichen Malerei nicht viel mehr geleistet haben, erklärt sich theilweise allerdings aus religiösen Motiven, aber es hat doch auch wesentlich seinen Grund im Mangel an Anlagen zu diesen Künsten."

Der Leser darf nicht vergessen, daß in den eigenen und fremden Urtheilen, die wir hier aussprechen oder abdrucken, es sich um die Gegensätze von Principien handelt, die einander bekämpfen. Man kann sich auch, und das widerfährt namentlich den Gelehrten nur allzu leicht, liebevoll in die Eigenheiten eines untergeordneten und selbst dem unsern feindseligen Princips versenken und dabei bemüht sein, alles von der schönsten und besten Seite zu betrachten, und dies ist sogar eine Stärke des Ariers und insbesondere des Deutschen, der sich schließlich ja doch nur auf diese Weise davon versichern kann, daß er der eigentlich Idealisirende ist und der aller Welt gerecht sein will. Aber diese Stärke wird zur Schwäche und Thorheit, wenn man vor den Theilen das Ganze, vor einzelnen Erscheinungen die Macht und Ziele jener schaffenden und erhaltenden Principien oder Ideen nicht sieht, welche sich in den großen Religionswesen verkör-

pert haben. Das ist aber vor allem in unserer Gegenwart nöthig, in welcher Dampf und Elektricität die Auflösung alles dessen, was untergeordnet und schwach ist, in wahrhaft furchtbarem Maße beschleunigen, sodaß sich der Langsame fast Tag um Tag in seinen Berechnungen enttäuscht sieht. In diesem Sinne verweisen wir hier auf die Worte Renan's[33]: „Der Genius Europas entwickelt sich in unvergleichlicher Größe. Der Islâm hingegen zersetzt sich langsam, und in unsern Tagen bricht er in sich mit weithallendem Sturze zusammen. Zu dieser Stunde ist die wesentliche Bedingung zur Ausbreitung der europäischen Civilisation die Vernichtnng der semitischen Sache im eigentlichsten Sinne, d. i. die Vernichtung der theokratischen Gewalt des Islâm, also des Islâm selbst. Denn der Islâm kann nur als Staatsreligion (religion officielle) existiren; bringt man ihn auf das Verhältniß der freien persönlichen Religion, so geht er zu Grunde. Der Islâm ist die vollständigste Negation Europas; er ist der Fanatismus in einer Gestalt, wie ihn Spanien zur Zeit Philipp's II. und Italien zur Zeit Pius' V. kaum gekannt haben. Der Islâm ist die Verachtung der Wissenschaft, die Unterdrückung der bürgerlichen Gesellschaft (in ihrer Gliederung); er ist die entsetzliche Eintönigkeit des semitischen Geistes, welche das menschliche Gehirn verengend zusammenzieht und es jeder zarteren Vorstellung (à toute idée délicate), jeder feineren Empfindung, jeder verstandesmäßigen Untersuchung unfähig macht, um es einer einzigen, ewig wiederholten Tautologie gegenüberzustellen: «Gott ist Gott.»“

Solange dieser Kampf währt, ist ein beiderseitiges Verständniß ganz unmöglich, denn der Muslim und der Europäer sind, wie Renan sagt[34], „wie zwei Wesen verschiedener Gattung, die in ihrer Art, zu denken und zu empfinden, nichts gemein haben“. In diesem Kampfe aber wird den Muslim die felsenfeste Ueberzeugung aufrecht erhalten, daß

er, und nur er allein, den Glauben an die Einheit Gottes in seiner vollen Reinheit besitzt, neben welcher ihm das heutige Christenthum, und namentlich in den Formen, wie er sie im Orient vor seinen Augen üben sieht, als offenbarer Polytheismus erscheint. Für uns und für die weitere Geschichte überhaupt hat aber die leere muslimische Einheitsidee nur den Werth eines negativen Kanons, der stets nur auf das gedachte Eine im lebendigen Vielen hinweist, und niemand wird behaupten, daß in den bisherigen Kämpfen der beiden großen Religionswesen der Sieg sich für die abstracte Einheitsidee entschieden habe. Christlicherseits war ja der Kampfruf „Christus", nicht „Gott", auf der andern Seite aber nicht „Muhammed", sondern „Allah". Jener große Theil der Menschheit, der heute noch in der semitischen Einheitsidee, welche ihren unproductiven Charakter durch die Erprobung einer langen Geschichte erhärtet hat, den schmackhaften und sättigenden Quell ihres geistigen Lebens findet, wird sich das Recht des Protestes gegen die Vielheit nicht nehmen lassen; aber ein negativer Kanon kann kein Leben erzeugen. Ob dieser Kampf so lange dauern wird, wie Renan meint[35], „bis der letzte Sohn Ismael's vor Elend verschmachtet oder durch den Schrecken in die Tiefen der Wüste gejagt sein wird", wissen wir nicht. Jedenfalls wollen wir nicht daran glauben, und das Christenthum selbst scheint einen solchen Glauben auszuschließen. Doch müssen wir Nöldeke recht geben, wenn er von den Semiten überhaupt sagt[36]: „Vieles deutet darauf hin, daß diese Völkerfamilie ihren Höhepunkt längst überschritten hat. Ob die moderne europäische Bildung sie wirklich erfassen und zu neuem thätigen Leben erwecken könne, das ist eine Frage, welche die nächste Zukunft sicher noch nicht lösen wird."

XX.

Schluß.

An der Geistesarbeit, welche den vorderasiatischen Culturkreis schuf, haben sich zahlreiche Völker verschiedener Abstammung durch Jahrtausende betheiligt, die reinen Semiten aber am wenigsten, und die beiden Hauptsitze dieser Cultur, die sich wie die Brennpunkte einer Ellipse weit auseinanderschieben, nämlich in die zwei großen Flußthäler jenes Gebietes, das Nil- und das Euphratthal, erhoben sich auf nichtsemitischem Boden. Aber die Urheimat der Semiten [1], die Arabische Wüste, hat ihre halbwilden Söhne in oft erneuten Wanderströmen in jene Gebiete ausgesendet, und solche Semitenströme haben auch die alten Culturherde am Euphrat und Nil oft gestreift, dann überschwemmt, und die Eindringlinge im Delta sind, soweit sie es vermochten, Schüler der Aegypter, die Beduinen Syriens und die Gründer von Ninive Schüler Babylons geworden. So traten sie auch in den ägyptisch-babylonischen Literaturkreis ein und entnahmen demselben religiöse und kosmische Anschauungen, sittliche und politische Ideen und die Formen der sprachlichen Darstellung.

Das Völkchen der Juden, mitteninne wohnend zwischen Babylon und Aegypten, hat von allen Semiten, die vor, mit oder nach ihm syrischen Boden bewohnt haben, dem zu

weitsinniger Menschlichkeit erziehenden Einflusse der Cultur gegenüber die altsemitische Gedankenenge und Gefühlshärte am starrsten festgehalten und diese Eigenschaften in der Schulung, welche es in der Lebenspraxis durch seine phönikischen Nachbarn zu Handels- und Geldgeschäften, in der religiösen Anschauung durch seine Propheten und Priester erhielt, zu einer praktischen und religiösen Ausschließlichkeit ausgebildet, welche den Einwirkungen des lebendigen Stromes menschlicher Fortentwickelung widerstand und späterhin durch die im Talmudismus theoretisch, in Weiterbildung punischer Praktiken und Usancen praktisch fortgesetzte Schulung in aberwitzigen Hochmuth, wissenschaftliche Verblödung und unmenschliche Herzenshärte gegen alles, was nicht jüdisch, ausgeartet ist. So steht das Völkchen, welches die semitische Unfähigkeit zu liebevoller Ein- und Unterordnung seines Vaterlandes beraubt und die Gier des Erwerbs über die Erde zerstreut hat, noch heute, unter die Völker der Erde vertheilt, als unverstandenes Denkmal uralter Geisteszustände, mitten unter den Bekennern jener Religion der reinen Menschlichkeit, deren Stifter es vor neunzehnhundert Jahren ans Kreuz geschlagen hat, und auf den Zügen des Talmudisten spielt noch heute jener halb blöde, halb wahnwitzige Hochmuth, aus seinem Auge blitzt noch heute jener dämonische Haß, der im Juden allein Menschen mit göttlichem Odem, in den übrigen Geschöpfen Gottes von menschlicher Gestalt nur Wesen halb thierischer Natur erblickt, die ihm zur Beute gegeben sind, und welche an Hab und Gut, an Lebensgenuß und Freiheit, ja am Leben selbst zu schädigen, Gebot seines Nationalgottes ist. So wandelt ein urzeitlicher Dämon noch mitten unter uns.

Dieses Dämonische wird von wenigen begriffen, — von seinen eigenen Trägern am wenigsten, denn es kann nicht zugleich seine Härte bewahren und zugleich schmelzen. Was es aber heute noch am meisten in seiner Herzenshärtigkeit

und seinem Hochmuth befestigt und stärkt, das ist das Verhältniß, in welches sich die Religion der Menschlichkeit, das Christenthum, freiwillig zum Judenthum setzt, — freiwillig, weil es den Zusammenhang göttlicher Heilswaltung nicht zerreißen will, — aber irrthümlich, weil es diesen Zusammenhang falsch versteht. Anstatt in seinem eigenen Wesen den völligen Bruch mit jenem dämonischen Geiste zu erkennen, welcher alle Nationalreligionen des chamitisch-semitischen Alterthums mehr oder weniger erfüllt, und der gerade im Judenthum bis an die Grenzen der Unmenschlichkeit sich entwickelt hat, weshalb ja gerade auf seinem Boden auch der vollste Bruch zur Wirklichkeit geworden ist, betrachtet es sich selbst als die Fortsetzung jenes Alten, welches vor seinen Strahlen wie in Nacht verschwinden sollte. Die Thatsache allein, daß alle Völker, welche das Christenthum angenommen haben, seitdem auch den jüdischen Adam als ihren und der ganzen Menschheit gemeinsamen Stammvater betrachten, genügt schon, um den für unsere Völker unbegreiflichen Juden-Hochmuth stets wieder von neuem zu beleben. Denn der Glaube nichtsemitischer Völker, daß auch sie von einem semitischen Urvater abstammen könnten, ist wieder für einen Semiten, in welchem das Stammgefühl eine ganz andere Lebendigkeit hat als in uns, völlig unbegreiflich, und dieser für die Anschauung des Juden unzweifelhaft falsche Verwandtschaftsanspruch allein schon macht diejenigen, welche ihn erheben, in seinen Augen zu Bettlern bei seiner alleinigen Menschenwürde, denn seinem Stammvater allein hat Gott seinen Odem eingeblasen (S. 216). Diese höchste Würde der Nation, dieser Vorrang vor allen andern Völkern erhielt dann durch den Bund Abraham's seine formelle und rechtskräftige Bestätigung. An der Abstammung des Juden kann nun selbstverständlich kein Nichtjude theilnehmen; dies Privilegium bleibt ihm diesseits und jenseits gewahrt; aber auf einige Beneficien des Abrahamischen Vertrages hat der Christ durch das besondere

historische Verhältniß des Neuen zum Alten Testament gleichsam einen Antheilschein, eine Promesse oder, besser gesagt, eine Priorität vor den übrigen Nichtjuden erlangt, die möglicherweise einmal eingelöst werden kann, aber selbstverständlich nur nach dem Uebertritt zum Judenthum, welchem die Beschneidung vorausgeht. Bekanntlich ist von einem jüdischen Arzte die Beschneidung der deutschen Reichsbürger bereits vorgeschlagen worden.[2] Diese Priorität nun, mit der zugleich die Befreiung mindestens vom gröbsten Götzendienst verbunden ist, — die ist's, was der Jude allein darunter verstehen kann, wenn er sagt: das Heil kommt von den Juden, und diese Wohlthat kann der Christ durch nichts aufwiegen, auch nicht durch die bürgerliche Gleichberechtigung, die er bietet, denn was soll Gleichberechtigung dem, welchem vermöge seines nationalen Vorrechts die Herrschaft gebührt? Diese ethnischste, heidnischste aller Anschauungen betrachtet nun das Christenthum bis auf diesen Tag als die Quelle, der es selbst entsprungen sei! Der Neue Bund spricht zwar selbst vom Kampf gegen die alten Dämonen und Drachen und gibt selbst Zeugniß vom Widerstreit zwischen pauliniſchem und petrinischem Christenthum, — aber wie viele verstehen das?

Und so gibt denn das Christenthum dem Judenthume selbst die Waffen in die Hand und kann diesem als „die entartete Tochter" erscheinen oder, wie Herr Graetz sagt, als „übertünchte Gruben", gegenüber „der Quelle lebendigen Wassers", und als „der Erzfeind, welcher das Heil vom Judenthum empfangen hatte und es dafür einkerkerte und anspie."[3] Das „empfangene Heil", welches der Jude zwar selber ableugnet und von sich weist, gibt ihm dann, nach seiner Art der Auffassung, ein weiteres Recht, jenen ererbten dämonischen Haß in Ausübung talmudischer Praktik zu bethätigen. Renan hat erklärt[4]: „In jeder Hinsicht wird der Fortschritt für die indo-europäischen Völker darin bestehen, sich mehr und mehr vom semitischen Geiste zu entfernen.

Unsere Religion wird mehr und mehr aufhören, jüdisch zu sein; .... wir werden mehr und mehr Christen werden." Nöldeke sagt[5]: „Das Christenthum dürfen wir mit Renan nur halb zu den semitischen Religionen rechnen, weil es schon bei seinem ersten Entstehen die Befruchtung der Welt durch griechische Ideen voraussetzt und erst wesentlich durch nichtsemitische Einflüsse zur Weltreligion ward; kann man doch fast sagen, daß die Vervollkommnung des Christenthums seit der Reformation in der immer vollständigeren Ausscheidung der semitischen Elemente besteht."

Diese „Vervollkommnung des Christenthums" hat nun in unsern Tagen, und insbesondere in Deutschland, einen mächtigen Anstoß zum Weiterschreiten gerade durch die Thatsache erhalten, daß die Christen ihren jüdischen Landsassen das gleiche Bürgerrecht verliehen haben, in dem recht christlichen und recht ehrenvollen Glauben, daß diese neuen Mitbürger, die Bruderhand dankbar ergreifend, nun Eines Herzens und Eines Sinnes mit ihnen sein würden. Da hat aber der alte ethnische Dämon gezeigt, wie lebendig er noch ist, und hat in weniger als drei Jahrzehnten durch tödliche Gefährdung des öffentlichen Wohls gar manches Blatt vergangener Geschichte wieder verstehen gelehrt und so auch gar Vielen wieder zum Bewußtsein gebracht, was ein christlicher Staat und ein christliches Volk ist. Ja selbst jüdische Gelehrte, die doch ihre ganze Geistesbildung, soweit sie Vernunft und Werth hat, als die geschenkte Frucht nichtjüdischer Denkarbeit betrachten müssen, haben in unserer Sprache Bücher geschrieben, die „von der ersten bis zur letzten Seite Haß, wilden Haß gegen das Christenthum und hoffärtige, herausfordernde Verachtung gegen das deutsche Volk" predigen.[6] Vor der richtigen Werthschätzung der eigentlich jüdischen Geistesarbeit waren diese Herren freilich gesichert, nicht nur durch die gänzliche Unbekanntschaft der großen Masse mit derselben, sondern auch von

Seite der Gebildeten und Gelehrten durch das Unvermögen oder den Widerwillen der meisten, sich in dieses Meer von Blödsinn und Aberwitz tiefer zu versenken; was aber den Werth politischer und socialer Leistungen des Judaismus und des Semitismus überhaupt anlangt, so könnte ein Blick in den semitischen Orient mit seiner Ohnmacht und seinem Elend ihnen leicht den richtigen Maßstab zur Beurtheilung geben. Diese Zustände sind aber von den Eigenschaften, die dem Semitismus anhaften, unzertrennlich und sind zu keiner Zeit viel besser gewesen, als sie jetzt sind; unter uns aber bedient sich der Judaismus, in dessen Gebiet es nie strenge Ordnung und Gerechtigkeit gegeben hat, außer wenn sie durch Fremde begründet und erhalten wurde, ja dessen eigenstes Wesen sogar den Glauben an Rechtsgleichheit ausschließt, — unter uns bedient sich dieser Judaismus der Gesetzestreue unserer Richter, der Gewissenhaftigkeit unserer Geschworenen und des gesetzlichen Sinnes unserer Bevölkerung, um auch in unsern Staaten die Grundlagen der Ordnung zu zerstören, und — er muß dies, er kann nicht anders, denn sein Wesen lebt davon, und dieser Dämon stirbt, wenn er nicht so leben kann, — ebenso wie der Islâm, der, wie Nöldeke sagt, „die consequente Vollendung der semitischen Religion“ [7] ist, nur vom Schweiß und Blut einer andersgläubigen, insbesondere einer christlichen Rajah leben kann und in schattenhafte Ohnmacht zurücksinkt, wenn ihm diese Rajah entzogen wird. Der Islâm ist aber für uns politisch ungefährlich, und es sind Europäer, die eben in Aegypten und den nordafrikanischen türkischen Ländern die Grundlagen der Ordnung zu legen bemüht sind, während der Jude bei uns diese Grundlagen zerstört.

Der Rechtsphilosoph Klüber sagt [8]: „Die Juden sind eine politisch-religiöse Sekte unter streng theokratischem Despotismus der Rabbiner. Sie bilden eine erblich verschworene Gesellschaft für das gemeine Leben und den Handelsverkehr,

für eigene Volksbildung, für kastenartigen Familiengeist. Den Geist des Judenthums erkennt man im allgemeinen an kirchlichem Glaubenshochmuth; die Juden bilden sich ein, die Auserwählten Gottes zu sein, erhaben über alle Nichtjuden (Gojim) und physisch und sittlich verschieden von diesen (S. 221), die (nach jüdischer Denkart) ganz ausgerottet werden müssen. Die Vernunft beweist und die Erfahrung bestätigt es, daß Kastengeist, am wenigsten (d. i. und zumeist) der politisch-religiöse, unverträglich sei mit Staats- und Gemeindewohl. Nun begründet aber das Judenthum bis zur Stunde in politischer, religiöser und physischer Hinsicht einen Kastengeist, dessen gleichen im ganzen christlichen Europa nicht gefunden wird. Dieses Verhältniß macht einen fortwährenden Antagonismus zwischen Staat und Judenthum unvermeidlich. Der Judenschaft, wie sie vor unsern Augen lebt, volle Staatsbürgerschaft, völlig gleiche Rechte mit allen Staatsbürgern ertheilen, die nicht in solchem Widerstreit mit dem Staate leben, wäre ebenso viel, als jenes Uebel, — einen Antagonismus, der den Staat, wenn nicht zu Grunde richtet, so doch stetig quält und schwächt, — in einen unheilbaren Krebs verwandeln." Die Zeit hat Klüber gerechtfertigt, und er würde sich, wenn er heute schriebe, nur noch schärfer ausdrücken; wenn er aber hinzufügt: „Darum verlangen wir die freie, unwiderrufliche Abschwörung, Entfernung und Verabscheuung des Talmudismus", so verlangt er ebenso das für jetzt Unmögliche wie Treitschke, wenn er fordert, daß alle Juden in Deutschland Deutsche werden[9], und wie Mommsen, der verlangt, daß alle Juden sich taufen lassen sollen.[10] Solche Forderungen findet niemand unbegreiflicher und lächerlicher als der Jude selbst, dem ja seinem Wesen nach nichts komischer scheinen kann, als wenn Leute, an deren Untergang er arbeitet und arbeiten muß, für sein Heil denken und ihn umgestalten wollen. Das eben, so unbegreiflich es für ihn ist, — weil es nicht ethnisch, weil es christlich ist, — bleibt ihm ja der eigentlichste Beweis,

daß sein Nationalgott den Gojim, seinen Feinden, den Verstand verwirrt hat. Der Geist des Talmud wird wol erst mit dem letzten Nationaljuden begraben werden, — keinesfalls aber von dieser oder von den nächsten Generationen, denn er hat sich durch zwei Jahrtausende in den Massen verfestigt. Und was dürfte man von der großen Menge erwarten, wenn selbst ein Gelehrter wie Grätz offen ausspricht: „Die Anerkennung der Juden als vollberechtigte Glieder ist bereits so ziemlich durchgedrungen; die Anerkennung des Judenthums aber unterliegt noch schweren Kämpfen." Wenn Treitschke meint[11], es sei hierunter „die Anerkennung des Judenthums als einer Nation in und neben der deutschen" verstanden, so ist das ein Irrthum, — ein Jude meint damit, und kann damit nur meinen: die Anerkennung des Judenthums in der Würde, welche der Jude selbst, vermöge seiner göttlichen Bevorzugung, ihm zuschreiben muß, nämlich als allein zur Herrschaft berechtigt[12], und zwar nicht etwa blos zur Herrschaft über die Deutschen, sondern zur Weltherrschaft, welche Forderung ja von der ethnischen Anschauung untrennbar ist. Hat doch der französische Jude Cremieux offen erklärt, daß Tempel und Altäre fallen, und ein neues Jerusalem an Stelle der Kaiser und Päpste erstehen müsse[13], und ist ja auch die von demselben Cremieux gestiftete Alliance israélite, wie Paul de Lagarde ganz richtig sagt[14], „nichts als eine internationale Verschwörung zum Besten der jüdischen Weltherrschaft", deren „bloßes Dasein erhärtet, daß die in Deutschland, Frankreich, England wohnenden Juden nicht Deutsche, Franzosen, Engländer, sondern Juden sind". Wie weit die Verblendung der Juden aber gehen kann, erhellt am deutlichsten daraus, daß alle diese Dinge ihnen schon seit einem Jahrzehnt und länger offen und nachdrücklichst vorgehalten werden, und daß ihre Forderungen sich bis auf den heutigen Tag nur gesteigert haben. Und wolle man sich doch eine deutliche Vorstellung davon machen, daß diese hochgradige Verblendung und Selbsttäu-

schung überhaupt von der ethnischen Anschauung untrennbar ist, die ja ihrem Princip gemäß nichts anders sieht als sich selbst und das eigene Vorrecht. Um die eigenen Interessen im richtigen Verhältniß zu denen der andern zu schauen, dazu gehört ja schon christliche Anschauung, und die ewige Geschichte des jüdischen Jammers liefert ja den Beweis, daß jene Verblendung unheilbar ist, weil sie im Principe selbst wurzelt. Aber ebenso handeln auf der andern Seite auch Christen dem christlichen Princip gemäß, wenn sie immer wieder Vorschläge machen, wie dem Judenjammer abzuhelfen sei, und von diesem Gesichtspunkte hat denn auch Klüber recht, wenn er von jedem Juden, der gleichberechtigter Bürger werden will, die Abschwörung des Talmud als eines Codex ethnischer Ausschließlichkeit verlangt, — er hat recht, sagen wir, aber was ist mit diesem Rechthaben gewonnen? Soll die dem Staate freiwillig geleistete Abschwörung diesem etwa als ein äußeres Zeichen dafür gelten, daß der Abschwörende ein Verständniß von der Unversöhnlichkeit ethnischer und christlicher Principien gewonnen und den Entschluß gefaßt habe, anstatt talmudisch-jüdisch künftighin — christlich zu denken und zu handeln? Ein solcher Entschluß ist ja schon christlich, und da wäre die Taufe wol besser. Oder soll die Abschwörung des Talmud als Beweis der völligen Abkehr von der jüdischen Nationalität gelten? Das geht nicht an, weil niemand natürliche Eigenschaften durch einen Entschluß oder eine Erklärung ablegen kann; dieselben würden nur den Wunsch des Betreffenden ausdrücken, seine Nachkommen dem Zusammenhange mit dem Judenthume zu entziehen, damit sie in der fremden christlichen Nation allmählich aufgehen können. Man sieht, was bei alledem herauskommt: Principien als solche und Nationalitäten als Ganze bleiben unversöhnlich, aber in der Praxis bilden sich Mischwesen, wie denn ein solches jüdisch-germanisch-christliches Mischwesen ja auch unter uns vorhanden ist und allmähliche Uebergänge vorzubereiten

denkt. Doch sind die aufrichtigen Glieder desselben bei weitem nicht so zahlreich, wie man annimmt, und sie haben seit der Emancipation nicht zu-, sondern abgenommen. Diesen nun, als einer besondern vermittelnden Religionsgenossenschaft, könnte man christlicherseits neben der Abschwörung des Talmud auch die Abschaffung des Purimfestes empfehlen und dessen Ersetzung durch ein Fest von entgegengesetzter Bedeutung, das etwa das „Fest der Menschlichkeit" oder „Fest der Versöhnung mit der Menschheit" oder ähnlich zu benennen wäre, zum Zeichen, daß sie als Juden nicht mehr vom „Würgen"[15] der Gojim träumen, sondern diese als vom selben göttlichen Geist belebte Mitmenschen zu betrachten und zu behandeln lernen wollen. Das wäre ein praktischer Anfang; aber es ist von den Juden selbst nicht viel zu erwarten, — sie können sich in Masse von jüdischer Denkart so wenig befreien, wie Münchhausen sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpf ziehen konnte.

Uns selbst liegt es ob, diesen Geist unschädlich zu machen. Die christlichen Nationen, und vor allen andern die schwer bedrohte Deutsche, müssen die Ueberzeugung gewinnen, daß sie, in falscher Idealisirung fremden Wesens, sich in eine Abhängigkeit begeben haben, die des Christenthums und ihrer selbst unwürdig ist, und daß es heute ihre Pflicht sein muß, das Band zu trennen, welches die Religion der Liebe noch an den asiatischen Dämonismus knüpft. Und wir dürfen dies heute thun, ohne fürchten zu müssen, daß wir so den Zusammenhang des Menschlichen mit dem Göttlichen im Bewußtsein unserer Mitmenschen und unserer Mitchristen insbesondere zerreißen. Die nichtchristliche und nichtsemitische Menschheit hat an die jüdische Vermittelung mit Gott nie geglaubt, und diese kann ihr nur ein Spott und eine Thorheit sein, welche der schnellern Ausbreitung des Christenthums über die Erde, wie sie durch die neuen Verkehrsmittel angebahnt ist, das größte geistige Hinderniß bereitet. Die semitische Welt selbst, soweit sie nicht bis auf diesen

Tag vom Judenthum und Islâm frei geblieben, ist durch ihren geistigen Hochmuth genügend gefeit. Für die christliche Welt aber, die längst gelernt hat, ihr Denken auf feste wissenschaftliche Grundlagen aufzubauen, und die in den Gesetzen des geistigen und sittlichen Geschehens die ewig dauernde Offenbarung der Gottheit erblickt, ist die Binde mit dem Tage gefallen, welcher die jüdische Geschichte in die Bahnen des natürlichen und alltäglichen Geschehens zurückgeführt und die jüdische Literatur des Charakters ganz selbständiger Eigenart und unbegriffener Originalität entkleidet hat. Dieser Tag liegt schon hinter uns, und die unermüdliche Geistesarbeit der Aegyptologen und Assyriologen ist es insbesondere, die ihn endlich herbeigeführt hat.

Diese geschichtliche Aufklärung ist aber für die meisten unter uns viel wichtiger als die natürliche oder naturwissenschaftliche. Leicht hebt sich der Geist, den die unermeßliche und verworrene Masse der bekannten geschichtlichen Thatsachen drückt und verwirrt, in das Gebiet der reinsten Freiheit, indem er das stille Reich der Natur betritt, in welchem ein ewig gleiches Gesetz in ruhiger Majestät Formen gebärend und fortgestaltend wirkt[16]:

Wo uns geheimnißvoll die Form entzückt,
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der uns an jenes Meer entrückt,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gottnatur ihm offenbare;
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Aber wer stets nur in diesem Gebiete natürlicher Betrachtung weilt, lebt wie ausgeschlossen von der Geschichte und den Bedürfnissen des politisch-religiösen Menschen. Dieser verlangt, daß auch im Strom der Geschichte sich göttlicher Wille, „sich Gottnatur ihm offenbare", und er gibt sich nur

dann zufrieden, sieht nur dann mit ungetrübtem Innern fest gewordene historische Formen „zu Geist verrinnen", wenn er das in ihnen ans Licht getretene Heilthum, das heilbringende Geisterzeugte fest bewahren kann und nie die Spur der Gottheit verliert, die auch in den Wogen der Geistgeschichte stets „flutend strömt gesteigerte Gestalten". Die Darstellung der geistigen Verläufe, wie sie in dieser Schrift geschildert sind, hat jene „Continuität" überall gewahrt, und sie eröffnet den Blick auf eine reinere Gestaltung geistiger und sittlicher Dinge in der Zukunft, welche von der religiösen Anschauung des Christenthums die Fesseln unklarer und gefälschter Ueberlieferung abstreift und seine Moral auf die Grundlage längsterkannter allgemeiner Gesetze stellt. Dann wird der Glaube an gewisse geschichtliche Vorgänge, welche diesen Gesetzen einen unvollkommenen Ausdruck gaben, der nach Volksthum und Zeit und Raum beschränkt und verschieden war, durch diese Gesetze selbst seine letzte Bestätigung erhalten, die für alle Menschheit gilt, und damit wird auch der urzeitliche Dämon des Ethnicismus, wie er im talmudischen Judenthum und Islâm noch auf Erden spukt, zum wesenlosen Schatten geworden sein. Mag er bis dahin in blinder Vergötterung der eigenen Erinnys, des raub- und mordwüthigen Ich, sein „Einer! Einer!" in die Welt rufen, — was er einzig will: herrschen, wird er nicht mehr.

Anmerkungen.

I.

1) Lepsius, Grammatik der Nuba-Sprache. Einleitung, S. XXIV.

2) Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum (deutsch von Pietschmann), S. 128.

3) Justin., II, 3. Joannes Malala, ed. Dindorf, p. 25 fg. u. a. Vgl. Maspero, S. 129.

4) Vgl. die theologische Streitschrift des japanesischen Gelehrten J. Tschiuhei, „Bemmo" oder des Irrthums Darlegung. Aus dem Japanesischen (Leipzig, O. Schulze, 1877).

II.

1) Maspero, S. 142. Die vielfachen Beziehungen zwischen Vorderindien, Arabien und Abessinien in vorgeschichtlicher (urkuschitischer) Zeit sind längst von unsern Gelehrten beachtet worden. Vgl. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, S. 371 fg. Bohlen, Das alte Indien, I, 42 fg. Lassen, Indische Alterthumskunde, II, 580 fg. Selbstverständlich kommen hier nicht die über den Indus später eingewanderten arischen Hindus, sondern die braune Urbevölkerung (Sudras) Vorderindiens in Betracht. In der Bezeichnung Kausika, welche diese Rasse trägt, wollte Baron Eckstein den Namen Kusch wiederfinden. A. Weber nimmt eine gemeinsame Urbevölkerung Indiens und Arabiens an; Lassen hält für wahrscheinlich, daß eine Auswanderung von der Küste Malabar einen Theil der Bevölkerung von

Jemen gebildet habe (vgl. Renan, Histoire générale des langues sémitiques, Vol. I, 4me édition, p. 319). Alfred von Kremer (Ueber die südarabische Sage, S. IX) sagt: „Der Strom der Völkerwanderung ging im Alterthum stets von Osten nach Westen, und höchst wahrscheinlich ist es, wenn man nicht diese Urbevölkerung [Arabiens, welche von den arabischen Schriftstellern mit dem Namen 'Ad, 'Aditen zusammengefaßt wird] als autochthon betrachten will, daß sie von Osten her, sei es längs der Küste des Persischen Meerbusens, sei es zur See von der Malabarküste nach Bahrein und 'Omân kam und von da sich weiter verbreitete." Renan (a. a. O.): „Es ist wahrscheinlich, daß unter diesem mythisch gewordenen Namen ('Aditen) sich die Erinnerung an die alte kuschitische Cultur verbirgt."

Ein charakteristisches Denkmal dieser Cultur sind die weitverbreiteten Felsenbauten. Karl Sax („Ueber die babylonische Urgeschichte und die Nationalität der Kuschiten und Chaldäer", in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 22, S. 13) sagt: „Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten indischer Baukunst sind die Felsentempel. Wären die indischen Felsenbauten eine Erfindung der arischen Inder, so würde sich dort schwerlich die Sage erhalten haben, daß die Grotten zu Ellora von einem äthiopischen Künstler nach äthiopischem Muster ausgehauen worden seien (s. Heeren, Ideen, I, 3, 51). Dieser Umstand deutet wieder auf den Kuschitismus der Urbewohner Indiens (wir glauben nur: auf zeitweilige Herrschaft afrikanischer und vorderasiatischer Kuschiten an der vorderindischen Westküste). Aehnliche Felsenbauten finden sich in Kurdistan, Palästina, Südarabien und Aethiopien. Felsenwohnungen hatten die Troglodyten in Aethiopien, am Rothen Meere, sowie die fabelhaften Thamuditen, jenes mit den 'Aditen verwandte uralte Volk Südarabiens, welches die Felsenstadt Hidschr gebaut haben soll, und auch die Horiter am Berge Seir in Palästina, welche bekanntlich keine Kanaaniter waren. Von den Grottenbauten in Kurdistan, namentlich bei Kerefta, berichtet Ker Porter (Ritter, Asien, Bd. 6, a 2, §. 24), daß sie den großartigsten Felsenbauten Indiens gleichen."

Aber eben die allgemeine Verbreitung dieser Bauten in ganz Vorderasien und Aethiopien, welcher nur ein selteneres Vorkommen an der den genannten Gebieten zugekehrten Westküste Vorderindiens gegenübersteht; die indische Sage vom äthiopischen Ursprunge des Felsentempels von Ellora; die allzu niedrige Culturstufe der braunen Urbevölkerung Indiens, deren Sprachen (Dravidisch) überdies auf einen nördlichen, centralasiatischen Ursprung hinweisen, und der ganze innige Zusammenhang der kuschitischen mit der chamitisch-semitischen Cultur, deren Schauplatz Vorderasien und Aethiopien ist, wonach in diese Gebiete auch der Ursitz der Urkuschiten gesetzt werden muß, scheinen zwingende Gründe, um in diesem besondern Falle eine Wanderung von West nach Ost, d. h. von den Küsten des Erythräischen Meeres nach denen Vorderindiens anzunehmen. „Jemen und die Küste von Malabar sind, dank dem Phänomen der Passatwinde (Monsuns),

faſt zwei Nachbarküſten.“ (Renan, S. 319.) Der Zwiſchenhandel zwiſchen dem Rothen Meer und Indien iſt bekanntlich bis auf dieſen Tag vorzugsweiſe in den Händen der jemeniſchen Hafenſtädte, und der jemeniſche Bauer verführt auf eigenen Fahrzeugen ſeine Producte bis in das Perſiſche Meer. Sehr merkwürdige Details über die in Hindoſtan bis in die neueſte Zeit fortdauernden abeſſiniſchen Einflüſſe findet man in dem angloindiſchen Roman „Pandurang (lies Pendſch-reng) Hari“ (deutſch: Breslau 1823, 3 Bde.). Die Stabilität allgemeiner Verhältniſſe durch Jahrtauſende gibt Fingerzeige, die nur allzu leicht überſehen werden.

2) Ueber negerartige Typen auf aſſyriſchen Basreliefs vgl. Rawlinſon, The five great monarchies, 2. edit., II, 500. — Nach dem franzöſiſchen Reiſenden Texier wären die Lemluns im Typus verwandt mit den Biſcharis in der Nubiſchen Wüſte ſüdlich von Aegypten (ſ. A. von Kremer, Aegypten, I, 123 fg.). Vgl. François Lenormant, Die Magie und Wahrſagekunſt der Chaldäer. Deutſche (zweite) Ausgabe, Jena 1878, S. 318.

3) Vgl. S. 17, Anm. 7.

4) Schwarz hat bekanntlich viele Abſtufungen. Der Ausdruck wurde hier gewählt, weil mehr als braun geſagt werden ſollte. Von den Stämmen Abeſſiniens, des ägyptiſchen Sudan und der Nubiſchen Wüſte ſind viele nahezu ſchwarz, und zwar glänzend ſchwarz, und ebendarum haben die Griechen das Land Αἰθιοπία genannt. Αἰθοψ heißt zwar nicht ſchwarz, ſondern dunkel glänzend, ſchwarz ſchimmernd. Das Homeriſche αἴθοπα οἶνον ἐρυθρόν heißt: dunkel ſchimmernden rothen Wein. Die Vermuthung, daß αἰθοψ und ἐρυθρός nahezu Synonyma geweſen (Sax, a. a. O., S. 4), kann ich nicht theilen. Die Bezeichnungen Erythräer, Edomiter, Phöniker beſagen allerdings eins und daſſelbe, nämlich rothbraun mit mattem Schimmer, dem gegenüber das glänzende Schwarz oder Braunſchwarz als αἰθοψ bezeichnet wird. Als eigentlichſte officina ſo gefärbter Völker kann aber nur Afrika gelten.

5) Auf ebendieſe Ueberlieferungen geſtützt, hat Sax in der angeführten Schrift (wo man das Nähere nachleſe) den Verſuch gemacht, den ſcythiſchen (tatariſchen oder mongoliſchen) Urſprung der Kuſchiten nachzuweiſen. — Hommel (Säugethiernamen, S. 343, Anm. 3) ſagt: „Es iſt vergebliche Mühe, herausbringen zu wollen, welches Volk urſprünglich mit den bibliſchen Kuſchiten (die wir als chamitiſche Kuſchiten bezeichnen) gemeint war; ein beſtimmtes Volk müſſen ſie natürlich repräſentirt haben, und das Wahrſcheinlichſte iſt immer, daß es die alten chamitiſchen Aethiopier geweſen. Es genügt, daß die Geneſis unter dem allgemeinen Namen Kuſch alle die alten Culturvölker verſchiedener Abſtammung und Sprache zuſammenfaßte, welche vor den Semiten in den nachher von ihnen occupirten Ländern ſaßen und in denſelben bereits eine hohe Cultur innehatten, die dann die Semiten adoptirten. Ein ehemaliger Zu-

Jemen gebildet habe (vgl. Renan, Histoire générale des langues sémitiques, Vol. I, 4me édition, p. 319). Alfred von Kremer (Ueber die südarabische Sage, S. IX) sagt: „Der Strom der Völkerwanderung ging im Alterthum stets von Osten nach Westen, und höchst wahrscheinlich ist es, wenn man nicht diese Urbevölkerung [Arabiens, welche von den arabischen Schriftstellern mit dem Namen 'Ad, 'Aditen zusammengefaßt wird] als autochthon betrachten will, daß sie von Osten her, sei es längs der Küste des Persischen Meerbusens, sei es zur See von der Malabarküste nach Bahrein und 'Omân kam und von da sich weiter verbreitete." Renan (a. a. O.): „Es ist wahrscheinlich, daß unter diesem mythisch gewordenen Namen ('Aditen) sich die Erinnerung an die alte kuschitische Cultur verbirgt."

Ein charakteristisches Denkmal dieser Cultur sind die weitverbreiteten Felsenbauten. Karl Sax („Ueber die babylonische Urgeschichte und die Nationalität der Kuschiten und Chaldäer", in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 22, S. 13) sagt: „Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten indischer Baukunst sind die Felsentempel. Wären die indischen Felsenbauten eine Erfindung der arischen Inder, so würde sich dort schwerlich die Sage erhalten haben, daß die Grotten zu Ellora von einem äthiopischen Künstler nach äthiopischem Muster ausgehauen worden seien (s. Heeren, Ideen, I, 3, 51). Dieser Umstand deutet wieder auf den Kuschitismus der Urbewohner Indiens (wir glauben nur: auf zeitweilige Herrschaft afrikanischer und vorderasiatischer Kuschiten an der vorderindischen Westküste). Aehnliche Felsenbauten finden sich in Kurdistan, Palästina, Südarabien und Aethiopien. Felsenwohnungen hatten die Troglodyten in Aethiopien, am Rothen Meere, sowie die fabelhaften Thamuditen, jenes mit den 'Aditen verwandte uralte Volk Südarabiens, welches die Felsenstadt Hidschr gebaut haben soll, und auch die Horiter am Berge Seir in Palästina, welche bekanntlich keine Kanaaniter waren. Von den Grottenbauten in Kurdistan, namentlich bei Kerefta, berichtet Ker Porter (Ritter, Asien, Bd. 6, a 2, §. 24), daß sie den großartigsten Felsenbauten Indiens gleichen."

Aber eben die allgemeine Verbreitung dieser Bauten in ganz Vorderasien und Aethiopien, welcher nur ein selteneres Vorkommen an der den genannten Gebieten zugekehrten Westküste Vorderindiens gegenübersteht; die indische Sage vom äthiopischen Ursprunge des Felsentempels von Ellora; die allzu niedrige Culturstufe der braunen Urbevölkerung Indiens, deren Sprachen (Dravidisch) überdies auf einen nördlichen, centralasiatischen Ursprung hinweisen, und der ganze innige Zusammenhang der kuschitischen mit der chamitisch-semitischen Cultur, deren Schauplatz Vorderasien und Aethiopien ist, wonach in diese Gebiete auch der Ursitz der Urkuschiten gesetzt werden muß, scheinen zwingende Gründe, um in diesem besondern Falle eine Wanderung von West nach Ost, d. h. von den Küsten des Erythräischen Meeres nach denen Vorderindiens anzunehmen. „Jemen und die Küste von Malabar sind, dank dem Phänomen der Passatwinde (Monsuns),

fast zwei Nachbarküsten." (Renan, S. 319.) Der Zwischenhandel zwischen dem Rothen Meer und Indien ist bekanntlich bis auf diesen Tag vorzugsweise in den Händen der jemenischen Hafenstädte, und der jemenische Bauer verführt auf eigenen Fahrzeugen seine Producte bis in das Persische Meer. Sehr merkwürdige Details über die in Hindostan bis in die neueste Zeit fortdauernden abessinischen Einflüsse findet man in dem angloindischen Roman „Pandurang (lies Pendsch-reng) Hari" (deutsch: Breslau 1823, 3 Bde.). Die Stabilität allgemeiner Verhältnisse durch Jahrtausende gibt Fingerzeige, die nur allzu leicht übersehen werden.

2) Ueber negerartige Typen auf assyrischen Basreliefs vgl. Rawlinson, The five great monarchies, 2. edit., II, 500. — Nach dem französischen Reisenden Texier wären die Lemluns im Typus verwandt mit den Bischaris in der Nubischen Wüste südlich von Aegypten (s. A. von Kremer, Aegypten, I, 123 fg.). Vgl. François Lenormant, Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Deutsche (zweite) Ausgabe, Jena 1878, S. 318.

3) Vgl. S. 17, Anm. 7.

4) Schwarz hat bekanntlich viele Abstufungen. Der Ausdruck wurde hier gewählt, weil mehr als braun gesagt werden sollte. Von den Stämmen Abessiniens, des ägyptischen Sudan und der Nubischen Wüste sind viele nahezu schwarz, und zwar glänzend schwarz, und ebendarum haben die Griechen das Land Αἰθιοπία genannt. Αἰθοψ heißt zwar nicht schwarz, sondern dunkel glänzend, schwarz schimmernd. Das Homerische αἰθοπα οἶνον ἐρυθρόν heißt: dunkel schimmernden rothen Wein. Die Vermuthung, daß αἰθοψ und ἐρυθρός nahezu Synonyma gewesen (Sax, a. a. O., S. 4), kann ich nicht theilen. Die Bezeichnungen Erythräer, Edomiter, Phöniker besagen allerdings eins und dasselbe, nämlich rothbraun mit mattem Schimmer, dem gegenüber das glänzende Schwarz oder Braunschwarz als αἰθοψ bezeichnet wird. Als eigentlichste officina so gefärbter Völker kann aber nur Afrika gelten.

5) Auf ebendiese Ueberlieferungen gestützt, hat Sax in der angeführten Schrift (wo man das Nähere nachlese) den Versuch gemacht, den scythischen (tatarischen oder mongolischen) Ursprung der Kuschiten nachzuweisen. — Hommel (Säugethiernamen, S. 343, Anm. 3) sagt: „Es ist vergebliche Mühe, herausbringen zu wollen, welches Volk ursprünglich mit den biblischen Kuschiten (die wir als chamitische Kuschiten bezeichnen) gemeint war; ein bestimmtes Volk müssen sie natürlich repräsentirt haben, und das Wahrscheinlichste ist immer, daß es die alten chamitischen Aethiopier gewesen. Es genügt, daß die Genesis unter dem allgemeinen Namen Kusch alle die alten Culturvölker verschiedener Abstammung und Sprache zusammenfaßte, welche vor den Semiten in den nachher von ihnen occupirten Ländern saßen und in denselben bereits eine hohe Cultur innehatten, die dann die Semiten adoptirten. Ein ehemaliger Zu-

V.

1) Schrader in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 27, S. 416. Wenn im Folgenden von Arabien als dem Ursitz des Semitismus die Rede ist, so verstehen wir (wie aus dem früher Gesagten deutlich erhellt), im Unterschied von Schrader und Sprenger (Alte Geographie Arabiens), den Sitz, in welchem sich der Kern des historischen Semitismus, als dessen eigentlichste Vertreter stets die Araber gegolten haben, ausgebildet hat, — nicht aber den Ursitz der vorgeschichtlichen Ursemiten, was man heute so nennt, welcher jedenfalls nach Centralasien zu verlegen ist. Hierfür waren A. von Kremer's Untersuchungen: Semitische Culturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Thierreich (Stuttgart 1875) bahnbrechend, denen sich Hommel u. a. anschlossen. Hommel (Die Semiten und ihre Bedeutung für die Culturgeschichte, Heft 1, S. 11) sagt: „Im vierten Jahrtausend v. Chr., einer Zeit, wo in Aegypten schon hochcultivirte Zustände, in Elam und Babylonien aber wenigstens die Anfänge einer Cultur waren, saßen die Semiten wahrscheinlich noch in Hochasien, von wo sie, vielleicht an der Scheide des 4. und 3. Jahrtausends, in die Euphrat- und Tigrisebene einwanderten, dort noch einige Jahrhunderte — oder nicht einmal so lange — vor ihrer Sprachtrennung lebten, bis dieselbe dadurch, daß sich mehrere Theile lostrennten und nach Westen und Süden sich wandten, von selbst stattgefunden hat." Diese Einwanderung der Ursemiten in eine der historisch aufgehellten Zeit so nahe Periode zu setzen, scheint uns namentlich deshalb höchst bedenklich, weil sich in den angenommenen hochasiatischen Ursitzen nicht die geringste Spur von Semiten, und diesseit wie jenseit des Zagrosgebirges nicht die geringste Kunde von den früheren ursemitischen Zuständen erhalten hat. Noch weniger verstehen wir den niedern Ansatz für die Einwanderung der Semiten in die arabische Halbinsel, welche nach Hommel (Säugethiernamen, S. 48) „vielleicht an das Ende des 2. Jahrtausends" zu setzen wäre. Dann wäre gar nicht zu begreifen, warum die in Mittel- und Nordarabien so spät Eingewanderten vom Einfluß der babylonischen Anschauungen völlig freigeblieben sind, während die syrischen Beduinen, mit welchen diese Einwanderer doch, selbst nach Hommel, über ein Jahrtausend unter denselben Einflüssen gelebt haben müßten, sich von denselben tief durchdrungen zeigen. Wir können aber nicht oft genug wiederholen, daß alle diese Fragen für den besondern Zweck dieser Schrift von keinem Belange sind.

2) Vgl. darüber namentlich Palgrave zu Anfang von Kap. XIII dieser Schrift.

3) Im kleinen kommen solche Rückbildungen vor; so z. B. bei den holländischen Boers in Südafrika, die in Korn-, Wein- und Viehbauern

zerfallen, welche letztern durch öftern Wechsel der Weideplätze („treken") bereits zu halben Nomaden geworden sind; im großen aber sind sie undenkbar.

4) Sprenger (Leben und Lehre Mohammed's, I, 241) sagt: „Die biblischen Archäologen haben es versucht, die ursprüngliche Heimat der Juden und der Semiten überhaupt zu ermitteln, und ihre Forschungen haben sie zum Schluß geführt, daß sie von den kurdischen Gebirgen in das schöne Mesopotamien hinabgestiegen seien (vgl. S. 31). Ich würde eher glauben, daß der Delphin von den Höhen der Alpen und die Gemse aus der Tiefe des Meeres hervorgegangen sei, als in den Bewohnern der Wüste ein Gebirgsvolk erkennen. Diese Herren vergessen, daß die Documente, auf welche sie sich in ihren etymologischen Spitzfindigkeiten stützen, im Vergleich mit dem Alter der Menschen und ihrer Verbreitung über jene Gefilde, von gestern seien. Während schon der arabische Geschichtsphilosoph Ibn Chaldûn es für seine Aufgabe erachtete, historischen Gesetzen nachzuforschen und zu zeigen, daß die Wüste eine officina gentium sei, und den Charakter der Semiten aus der Beschaffenheit des Landes, das sie in ihrer Kindheit bewohnten, erklärte, begeben sich unsere Gelehrten auf ganz unwissenschaftlichen Boden, indem sie sich mit steriler Forschung über Urzeit und Uranfänge beschäftigen."

5) Vgl. Weil, Leben Muhammed's, Kap. 1.

6) Schrader, „Abstammung der Chaldäer und Ursitze der Semiten", in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 27, S. 418.

7) und 8) Das Südarabische zerfällt in zwei Hauptstämme: den himjarischen, himjaritischen oder sabäischen, welcher auf den in Jemen gefundenen himjaritischen Inschriften erscheint und heute noch im Ehkili-(Mahri-)Dialekt fortlebt, — und in den äthiopischen, dessen vorchristliche Form uns nicht mehr bekannt ist. Die Abessinier, welche sich selbst Geez nannten, sind später, aber noch v. Chr., aus Jemen herübergewandert, haben im 4. Jahrhundert das Christenthum angenommen und den alten Namen Aethiopier auf sich bezogen. Heutige abessinische Dialekte sind das Tigre, Tigriña und Amharische.

9) Schrader, a. a. O.

10) Schrader, „Semitismus und Babylonismus, zur Frage nach dem Ursprunge des Hebräismus", in den Jahrbüchern für protestantische Theologie (1875), I, 117 fg.

11) Schrader, Abstammung der Chaldäer ꝛc. — Sprenger (Leben Mohammed's, I, 507) sagt: „Wenn man die aramäische und hebräische Sprache mit der arabischen vergleicht, so findet man, daß sie eine größere Aehnlichkeit mit den süd- als mit den mittelarabischen Dialekten haben. Auch ihre ursprüngliche Heimat war also Jemen gewesen, auch sie sind ihrerzeit aus dieser officina gentium nach Norden gedrungen, haben die frühern Einwohner vertilgt, unterjocht und absorbirt, sind aber nach

Jahrhunderten das Opfer neuer Horden geworden, welche aus derselben Gegend kamen. Die im Süden, Osten und Westen geschlossene Halbinsel ist wie ein siedender Kessel. Vom Boden und wol auch von der Mitte herauf sind beständige Strömungen — in unserer Zeit sind die Asir-Araber (im nördlichen Jemen) furchtbar — gegen Norden. Sie sind nicht unwiderstehlich, aber man kann sagen, daß der Druck constant ist, während die Hindernisse, welche sich ihm entgegenstellen, im Verlaufe der Jahrhunderte sehr variabel sind, und sie werden daher früher oder später überwunden."

12) Vgl. Schrader, Artikel Elam in Riehm's Handwörterbuch des biblischen Alterthums.

13) J. G. Müller, Semiten, S. 21 fg.

14) Ueber die Protomeder vgl. Lenormant, Magie, S. 210 fg. und 364 fg.; J. Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes (Paris 1879).

15) Vgl. S. 15.

16) So von Gesenius, Tuch, Hitzig, Renan, Lassen u. a.

17) Dieser Vergleich wird jedoch von Hommel (Semiten, I, 62, 14) mit vollem Recht als schief bezeichnet.

18) Vgl. J. G. Müller, Semiten, S. 28 fg. Die neuerdings geltend gemachten geographischen und ethnographischen Gründe gegen die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit semitischer Einflüsse in Kleinasien scheinen uns ungenügend.

19) Geht auf Hieronymus zurück; vgl. de Wette, Einleitung in das Alte Testament, 8. Auflage, §. 41 fg.

20) Schrader, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 27, S. 419, 421.

21) Vgl. von Kremer, Südarabische Sage, S. 24.

VI.

1) Vgl. Sax, „Ueber die babylonische Urgeschichte und Nationalität der Kuschiten und Chaldäer", in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 22.

2) Im Jahre 879; Hommel, Abriß der babylonisch-assyrischen Geschichte, S. 5.

4) Schrader, Keilschrift und Altes Testament, S. 45.

5) und 6) Schrader, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Bd. 27, S. 299 fg.

7) Z. B. in der Iberer-, Basken-, Keltenfrage, Mischungsverhältnisse auf deutschem Boden; wie kommt (für den, dem nicht alle Zwischenglieder bekannt sind) das slawische Völkchen der Preußen (Borussen) dazu, dem größten Theile Deutschlands seinen Namen zu geben? u. dgl. m.

VII.

1) Vgl. Diodor, II, 13.

2) Das Folgende nach Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilschriften, S. 1 fg.; Smith, Chaldäische Genesis, deutsch von Delitzsch, S. 257 fg.; Sayce, Babylonische Literatur, deutsch von Friederici, S. 3 fg.

3) Vgl. auch Ménant, La bibliothèque du palais de Ninivé, p. 20 fg.

4) Smith-Delitzsch, S. 261.

5) Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilschriften, S. 4 fg.

6) Paul Haupt, Die sumerischen Familiengesetze, S. 4 fg.

7) Ebend., S. 7.

8) Schrader, S. 16.

9) Schrader, S. 53,

10) Schrader, Keilinschriften und Geschichtsforschung, S. 246 fg.

11) Siehe Beispiele im Eingange der Anmerkungen zu Kap. X.

12) Schrader, ebend., S. 39.

13) Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilschriften, S. 105.

VIII.

1) Lenormant, Magie, S. 266.

2) Ebend., S. 364 fg.

3) So auch Paul Haupt, der übrigens (Die sumerischen Familiengesetze, Vorrede) den ural-altaischen Charakter des Sumerischen entschieden zurückweist. Sicher ist, daß Lenormant zu viel behauptet.

4) So insbesondere Lenormant und Sayce.

5) Sayce, Babylonische Literatur, S. 7. — P. Haupt (in dem eben erschienenen Schriftchen „Der keilinschriftliche Sintflutbericht" [Leipzig 1881], S. 22, Anm. 3) sagt, daß es ihm im October 1880 während seines Aufenthalts in London „festzustellen gelang, daß die uns hauptsächlich auf Thontafeln aus der Bibliothek Sardanapal's erhaltenen nichtsemitischen Keilschrifttexte in zwei verschiedenen Dialekten, dem nordbabylonischen oder akkadischen und dem südbabylonischen oder sumerischen, abgefaßt sind". Er erklärt das Sumerische für alterthümlicher als das Akkadische.

6) Lenormant, Magie, S. 336, Anm.

7) Sayce, Babyl. Lit., S. 9.

8) Ebend.

9) Ebend.

10) Ebend., S. 11.

11) Lenormant, Magie, S. 327; P. Haupt, Die sumerischen Familiengesetze, S. 20, Anm. 3.

12) Lenormant, Magie, S. 328.

13) Ebend., S. 331.

14) Ebend., S. 333, Anm.; Lenormant, Les origines de l'histoire, p. 233 und 252.

16) P. Haupt, Die sumerischen Familiengesetze, Vorrede, S. 1.

17) Lenormant, Magie, S. 259 fg.

18) Ebend., S. 333.

IX.

1) Renan, De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation, p. 20.

2) Conder, Drei Ideale menschlicher Vollkommenheit, S. 29.

3) Renan, ebend., S. 16.

X.

Zum Beweis für die noch herrschende Verschiedenheit in der Erklärung sumerischer Texte mögen hier die bisjetzt gelieferten Uebersetzungen des „Ersten sumerischen Familiengesetzes" stehen (vgl. P. Haupt, Die sumerischen Familiengesetze, S. 1 fg.). Lenormant in der französischen Ausgabe seines Werkes: „La magie chez les Chaldéens" (Paris 1874), S. 310, übersetzt: „En quelque cas que ce soit, à l'avenir; Sentence: Si un fils dit à son père: «Tu n'es pas mon père», et l'affirme par l'apposition de son ongle (c'est-à-dire par un acte en forme authentique), il devra lui faire amende honorable (version assyrienne: il reconnaîtra sa paternité) et lui payer une amende." Das Beidrücken des Nagels soll bedeuten: „Wenn er seine Schmähung durch Ausstellung einer schriftlichen Urkunde bekräftigt hat (!), der man gewöhnlich seinen Nagel als Unterschrift beidrückte." In der That vertreten zuweilen auf den Documenten Nagelmarken die Stelle des Siegelabdrucks. In der vom Verfasser selbst revidirten deutschen Uebersetzung (Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer [Jena 1878], S. 357) lautet die Uebersetzung so: „In Zukunft für alle Fälle, Rechtsspruch. Hat ein Sohn zu seinem Vater: «Du bist nicht mein Vater», gesagt, und hat er seinen Nagel beigedrückt, so soll er ihm öffentlich Abbitte thun, ihm auch eine Entschädi-

gung zahlen." Die dritte Ueberſetzung deſſelben Verfaſſers (Études Accadiennes, t. III, livre I [Paris 1879], S. 21) lautet: „Sentence. Si un fils dit à son père: «Tu n'es pas mon père», celui-ci le rasera, le réduira en servitude et le vendra pour de l'argent."

A. H. Sayce (Records of the past [London 1874], III, 23 fg.) überſetzt: „In all cases for the future (these rules shall hold good). A decision: A son says to his father: «Thou art not my father», and confirms it by his nailmark (on the deed), he gives him a pledge (in the assyrian version: «he recognises his pledge to him»), and silver he gives him."

J. Oppert (und J. Ménant, Documents juridiques de l'Assyrie [Paris 1877], S. 56) überſetzt: „Si un fils dit à son père: «Tu n'es pas mon père», (et le prouve) par l'apposition de son ongle, il donnera un gage et paiera une amende." Später hat Ménant (La bibliothèque du palais de Ninivé, p. 66) dieſe Ueberſetzung in folgender Weiſe corrigirt: „Il a été ainsi décidé par la sentence du juge: Si un fils (est autorisé) à dire à son père: «Tu n'es pas mon père», il (le fils) pourra le vendre, le traiter comme un gage et le donner en paiement comme de l'argent" — was freilich mehr als das gerade Gegentheil iſt.

P. Haupt erklärt: „Die einzig richtige Ueberſetzung dieſes bei ſorgfältiger Forſchung durchaus verſtändlichen Textes iſt dagegen: «Für ewige Zeiten, für die Zukunft. Wenn ein Kind zu ſeinem Vater ſagt: «Du biſt nicht mein Vater», ſo ſchert er es [zum Zeichen, daß er den Sohn zum Sklaven degradirt], legt ihm Knechtsdienſte auf und gibt es für Geld hin.»" (Vgl. Haupt, Die ſumeriſchen Familiengeſetze, S. 2 fg., und den Zuſatz von Delitzſch, S. 72.) Hierbei iſt zu beachten, daß der Verſchiedenheit der Ueberſetzung auch verſchiedene Leſung der Zeichen zu Grunde liegt. Trotzdem erkennt man, daß bereits ſehr viel ſicher gewonnen iſt.

Einen unvergleichlich höheren Grad der Sicherheit beſitzen aber bereits die Uebertragungen aus dem Aſſyriſchen. Hier folge zunächſt ein Muſter des einfachen erzählenden Stils nach Sayce und Ménant. Es ſpricht Salmanaſſar II., Sohn Aſurbanipal's (859 – 823 v. Chr.):

Sayce.	Ménant.
Im Anfang meiner Regierung, als ich auf den Thron des Königthums mit Macht mich geſetzt hatte, ſammelte ich die (Kriegs-) Wagen meines Heeres. In die niedrigen Gegenden des Landes von Simeſi ſtieg ich hinab. Die Stadt Aridu, die feſte Stadt von Ninni, nahm	Im Anfang meiner Regierung ſetzte ich mich feſt auf den Thron meiner Herrſchaft. Ich zählte die Wagen meiner Heere, und ich zog nach den Grenzen des Landes von Simiſi. Ich nahm die Stadt Aridu, einen der feſten Plätze des Landes von Ninni. In meinem erſten Feld-

ich. In meinem ersten Jahre überschritt ich den Euphrat in seinem Anschwellen. An das Meer des Westens kam ich. Meine Waffenmacht lehnte ich ans Meer. Schlachtopfer für meine Götter nahm ich. Auf den Berg Amanus kam ich. Stämme von Cedern und Pinien fällte ich. In das Land von Lallar stieg ich hinauf. Ein Bild (Wahrzeichen) meiner Königsherrschaft in seiner Mitte errichtete ich.

zuge überschritt ich den Euphrat auf Flößen und wandte mich gegen das Meer des Westens. Ich begründete meine Macht im Westen; ich brachte Schlachtopfer meinen Göttern; ich stieg auf den Berg Khamani und fällte Stämme der Cedern von Simli. Ich drang vor bis ins Land von Lallar und habe dort das Bild meiner Königsherrschaft aufgestellt.

Ist die Sprache der Texte mehr schwungvoll und dichterisch, so läßt die Uebereinstimmung noch manches zu wünschen übrig. Asurnasirpal (883—859) spricht:

Rodwell.

Mächtiger König (bin ich), König von Assyrien Sohn des Tuklat-Abar, der in den Staub gestreckt hat die Leichen seiner Feinde; der Enkel des Bin-Nirari, des Dieners der großen Götter, der lebendig kreuzigte und schlug seine Feinde und sie unter das Joch brachte; — Nachkomme Assurdanil's, der die Festungen errichtete und die Tempel wiederherstellte.

Ménant.

Ich bin der mächtige König, der König vom Lande Assur; der Sohn des Tuklat-Samdan, des Auges von Assur, welcher schreckte die Länder seiner Gegner und auf Pfähle spießte die Körper seiner Feinde; Enkel des Bin-Nirari, des Statthalters der großen Götter, der in die Flucht schlug die, welche seine Macht nicht anerkannten; — Nachkomme Assurdanil's, der Tempel baute und Wunderwerke errichtete.

1) G. Smith, Chaldean account of Genesis, p. 62; Friedr. Delitzsch, G. Smith's chaldäische Genesis, S. 294 fg.; J. Oppert in E. Ledrain, Histoire d'Israel, I, 411; François Lenormant, Les origines de l'histoire, p. 495 fg.

2) Lenormant, Origines, p. 495.

3) Vgl. die ägyptische Vorstellung vom chaotischen Ocean Nu (S. 128); und das vedische Schöpfungslied (Kaegi, der Rigveda, S. 120):

Da gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein,
Noch war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was? und wo? in wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.

Nur Eines (das All) athmet', ohne fremden Anhauch
Von selbst; nichts gab es über diesem.

Das Dunkel war in Dunkelheit versunken
Am Anfang, alles wogte durcheinander.
Es ruhte auf dem leeren Raum die Oede,
Doch Eines kam zum Leben kraft der Wärme u. s. w.

4) Lenormant, Magie, S. 134.

5) Hommel, Abriß, S. 2.

6) und 7) Lenormant, Magie, S. 113. — Der spätere assyrisch-babylonische Polytheismus ist aus einer Weiterbildung des alten sumerischen Dualismus guter und böser Geister entstanden, unter Vermischung desselben mit religiösen Anschauungen der Semiten, deren Urreligion „ein dem Monotheismus noch sehr naher Sterndienst war" (Hommel, Abriß, S. 1), und mit Beibehaltung und Umbildung alter Local- und Stammgötter. Die tiefere Vorstellung vom Wesen der Gottheit, wie sich dieselbe in den Köpfen der Denker gespiegelt haben mag, ist jedenfalls roher als der philosophisch ausgebildete Monotheismus der ägyptischen Priester und Denker (vgl. S. 116 fg.), ist aber immerhin mit diesem verwandt. Ménant drückt sich hierüber (La bibliothèque de Ninivé, p. 112) so aus: „An der Spitze dieser Hierarchie erkennt man eine Gottheit, die zugleich einfach und vielfach ist. Wenn auch das Dogma an gewissen Stellen den Glauben an sie ausspricht, so entzieht sie sich doch unsern Blicken, wenn wir sie in einer bestimmten Persönlichkeit wiederfinden wollen, sodaß wir nur ihre Abstraction erfassen können. Wir wären geneigt, eine Hierarchie himmlischer Wesen anzunehmen, welche eine höhere Welt bewohnen und einem allmächtigen Gotte untergeordnet sind, der Götter, Welt und Menschen beherrscht. Er thront in Räumen, die unserer Natur unzugänglich sind, und erscheint nur in den Legenden (Mythen); seine Macht wird nur fühlbar, wenn die Ordnung des Ganzen bedroht ist, wie wir es in der Legende von der Höllenfahrt der Istar sehen, da wo die Göttin der Unterwelt die Tochter Sin's (die Istar) in der Finsterniß der Hölle zurückhalten will, in welche sie tollkühn eingedrungen ist. Dieser allmächtige Gott ist unnahbar für die Sterblichen, und um ihn bewegen sich Götter zweiten Ranges, die wie er als reine Geister erscheinen."

8) Das hebräische elohîm ist Pluralform und kann Beiwort und Zeitwort im Singular und Plural bei sich haben.

9) Smith-Delitzsch, Chaldäische Genesis, S. 64.

10) Ueber den Planeten stehen bei den Chaldäern sechsunddreißig (bei Diodor II, 30, dreißig) Gestirne, welche die „rathgebenden Götter" genannt werden.

11) Kuenen, De godsdienst van Israel, I, 259 fg.; Smith-Delitzsch, S. 300 fg.; Lenormant, Origines, S. 243 fg.

12) Smith-Delitzsch, S. 74; Lenormant, Origines, p. 504.
13) Smith-Delitzsch, S. 76.
14) Ebend., S. 305.
15) Deutsch in Fr. Rückert, Amrulkais, der Dichter und König.
16) Lenormant, Origines, p. 187.
17) Ebend., S. 74.
18) Ebend., S. 109 fg.
19) Smith-Delitzsch, S. 305.
20) Lenormant, Origines, p. 515.
21) Sayce, Babylonische Literatur, S. 25.
22) Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, S. 84 fg.
23) Sayce, S. 26.
24) Ebend., S. 23.
25) Smith-Delitzsch, S. 144.
26) Delitzsch hat zugestimmt, und Hommel hält die Lesung Namrut = Nimrod für höchst wahrscheinlich (Abriß, S. 16). P. Haupt (Der keilinschriftliche Sintflutbericht, S. 5) sagt, es sei „klar, daß Izdubar identisch ist mit Nimrod", und nennt die Dichtung geradezu „das Nimrod-Epos".
27) Smith-Delitzsch, S. 311.
28) Die hier mitgetheilten Proben sind, wo es nicht ausdrücklich bemerkt ist, G. Smith's Uebersetzung entnommen, die noch vielfacher Berichtigung bedarf, aber „im ganzen schon als sehr befriedigend gelten darf" (Lenormant).
29) Schrader, Die Höllenfahrt der Istar, ein altbabylonisches Epos, S. 9 fg.
30) Nach Lenormant's (Origines, p. 601) Uebersetzung, welche nach dem neuerdings von Hormuzd Rassam an das Britische Museum übermittelten Fragment ergänzt ist. Die neueste Bearbeitung in: P. Haupt, Der keilinschriftliche Sintflutbericht (Leipzig 1881).
31) und 32) Diese Ergänzungen, deren allgemeiner Sinn durch den Zusammenhang erfordert wird, sind von Oppert.
33) Lenormant, Origines, p. 430. — Ueber das Verhältniß der beiden biblischen Sintflutberichte zum babylonischen sagt P. Haupt (Sintflutbericht, S. 20): „Es ist ganz unzweifelhaft, daß die eine Darstellung aus der andern geflossen ist. Nun ist durch das hohe Alter der babylonischen Erzählung, die mindestens schon 2000 v. Chr. schriftlich fixirt war, eine Entlehnung von den Hebräern ausgeschlossen. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß die Hebräer die Sage schon bei ihrer Auswanderung von Ur in Chaldäa mitgenommen oder erst während des Exils in Babylon kennen gelernt haben. Da nun die vorexilischen (biblischen) Schriftsteller nichts von Noah wissen, — er wird bekanntlich erst beim Propheten Ezechiel und im 54. Kapitel des Jesajas erwähnt —, so wird nichts anderes übrigbleiben, als mit Delitzsch anzunehmen, daß beide biblische Sintflutberichte, sowol der jahvistische als der elohistische (s. S. 155 unserer Schrift), erst im Exil (?) mit Kenntniß der babylonischen Sage verfaßt sind, wobei

natürlich, wie Dillmann sagt, der «fremdländische Stoff aus seinen nationalen, mythologischen und geographischen Zusammenhängen herausgerissen und von den heiligen (biblischen), in den Glaubenswahrheiten ihrer Religion festgegründeten Schriftstellern nur als Anknüpfungspunkt und fügsames Mittel der Darstellung höherer Gedanken angewendet werden konnte».“

34) Sayce, Babylonische Literatur, S. 32.

35) Schrader, Höllenfahrt der Istar, S. 95.

36) Tiele, Die Assyriologie und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte, deutsch von Friederici, S. 22.

37) Ebend., S. 23.

XI.

1) Ménant, Manuel de la langue assyrienne, 2me édit., p. 335.

2) Delattre, Les inscriptions historiques de Niniveh, p. 16.

3) Schrader, Assyrisch-babylonische Keilschriften, S. 359.

4) Ménant, Manuel de la langue assyrienne, p. 327.

5) Ebend., S. 302.

6) Ménant, Bibliothèque de Ninive, p. 118. Außerdem übersetzt von Sayce, Lectures on Babyl. literature, p. 43; Lenormant, Records of the past, XI, 123.

7) Schrader, Höllenfahrt der Istar, S. 73.

8) Ebend., S. 86.

9) Ménant, Bibliothèque de Ninivé, p. 161.

XII.

1) Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, S. 66.

2) Ebend., S. 52 fg.

3) Ebend., S. 70. Eine Uebersetzung (von H. Brugsch) der betreffenden Inschrift im Grabe Seti's I. ist seit kurzem mitgetheilt in Sr. kaiserl. Hoheit des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich Reisewerk über Aegypten und Syrien (vgl. das Feuilleton des Neuen Wiener Tageblatt, 27. Oct. 1881). Nach derselben wäre hier die Vernichtung der übermüthigen Menschen durch die Götter erzählt, während die stromaufwärts gefahrenen gerettet werden; der Wolkengott Schu, der des Urwassers Nun und die Regengöttin Tefnut spielen dabei eine Rolle.

4) Ebend., S. 84 fg.

5) Maspero, S. 71.

6) Maspero, S. 55.

7) H. Brugsch, „Das Gesetz und die Propheten bei den alten Aegyptern“, in der Deutschen Revue, Januarheft 1880, S. 120 fg. — Das Folgende ist diesem negativen Bekenntniß entnommen (Maspero, S. 43 fg.):

„... Ich kenne euch, Gebieter der Wahrheit; ich tilgte für euch die Lüge. Ich handelte nicht mit List und Trug gegen die Menschen. Nicht bedrückte ich die Witwen. Ich log nicht vor Gericht.... Ich ließ keinen Aufseher der Arbeiter täglich mehr Arbeit thun, als ihm zukam.... Ich war nicht leichtfertig, nicht träge, nicht schwach. Ich machte nicht den Knecht seinem Herrn abspenstig. Ich ließ niemanden hungern. Ich verursachte keine Thränen. Ich habe nicht getödtet. Ich gab keinen Befehl zu hinterlistigem Morde.... Ich betrog nicht. Ich betrog keinen Finger breit vom Maße. Ich eignete mir nichts von den Aeckern zu. Ich betrog nicht mit dem Gewichte der Wagschale. Ich fälschte nicht das Gleichmaß der Wage. Ich entzog nicht die Milch dem Munde der Säuglinge u. s. w."

8) und 9) Maspero, S. 74.

10) Lauth, S. 24.

11) Ebend.

12) Brugsch, Das Gesetz und die Propheten, S. 121.

13) Maspero, S. 82.

14) Lauth, S. 37.

15) Paul Pierret, Le panthéon égyptien (Paris 1881), S. IV fg.

16) Champollion Figeac, L'Égypte ancienne, p. 245.

17) Emanuel de Rougé, Conférences sur la religion des anciens Égyptiens, p. 13. Das eingeklammerte Citat: „Das Wunder u. s. w." vgl. Papyrus Mag. Harris V; Pierret, S. VIII fg. Das Citat (auf S. 118) befindet sich dort S. 26.

18) Brugsch, Aus dem Orient, Heft 2, S. 47.

19) Brugsch, ebend. Das Citat (S. 120) ebend., S. 45.

20) Jules Soury, Études historiques sur les religions, les arts, la civilisation de l'Asie antérieure et de la Grèce, p. 155. Das Citat (S. 121) ebend., S. 138.

21) Maspero, S. 334.

22) Brugsch, Aus dem Orient, Heft 2, S. 3.

23) Uebersetzung von Chabas. Vgl. Soury, S. 179.

24) Brugsch, Aus dem Orient, Heft 2, S. 7 fg.

25) Ebend., S. 27.

26) Papyrus Sallier I., Revue archéologique, 1860, II, 241.

27) Brugsch, Aus dem Orient, Heft 2, S. 70.

28) Lenormant, Anfänge der Cultur, I, 201.

29) Nach Chabas.

30) Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 5. Wol übertreibend sagt Maspero (S. 70), gelegentlich der Fronarbeiten am Pyramidenbau zur Zeit Cheops' und Chefren's: „Aegypten mag immerhin seine Religion, Sprache und Abstammung ändern, der Herrscher mag Pharao, Sultan oder Pascha heißen, das Los des Fellâh (des ägyptischen Bauern) bleibt sich immer gleich."

31) Brugsch, Aus dem Orient, Heft 2, S. 65.

32) Ebend., S. 64.
33) Ebend., S. 64.

XIII.

1) Soury, Études historiques, p. 3.
2) Palgrave, Reise in Arabien (Leipzig 1867), Bd. 1, Kap. 1.
3) Vgl. S. 226 fg. dieses Buches.
4) A. von Kremer, Südarabische Sage, S. 5, 8.
5) Renan, De la part des peuples sémit. etc., p. 24.
6) Nöldeke, „Ueber die Begabung der Semiten", im Neuen Reich, 1872, Nr. 49, S. 889.
7) Ebend., S. 888.
8) Renan, De la part etc., p. 18.
9) Vgl. Kap. V, Anm. 10.
10) Vgl. Kap. X, Anm. 11. Der Sabbat (assyrisch šabattu), Tag des Saturn (assyrisch kaiwanu), wird in einem Syllabar (S. 44) geradezu als Tag der Ruhe des Herzens (assyrisch jum nuh libbi) erklärt. (Schrader, Theologische Studien und Kritiken, 1874, S. 343 fg.)
11) Lebrain, Histoire d'Israel, I, p. V, VI.
12) 4 Mos. 21, 8 fg.; 1 Kön. 12, 28 fg.
13) Der Name lautet Jahveh. Die Aussprache Jehovah rührt daher, daß den Consonanten יהוה die Vocale des Wortes Adonai untergesetzt wurden, um den Leser daran zu erinnern, daß der allerheiligste Name nicht ausgesprochen werden dürfe, sondern dafür Adonai (d. i. mein Herr) zu sprechen sei. Das Wort Jahveh wurde früher gewöhnlich übersetzt: Er lebt oder ist (und) wird sein (wie er ist) daher der Lebendige, Ewige. Es ist aber eine aramäische Hiphil-Form (Schrader): er macht lebendig. Unserer Ueberzeugung nach ist, nach orientalischer Weise, ursprünglich an den Regen-(Donner-)Gott zu denken, welcher die Natur belebt. So heißt's noch im Koran, Sure 29, 63: „Und wenn du sie fragst: Wer hat vom Himmel Wasser herabgesandt und so die Erde wiederbelebt (das arabische Wort ist von derselben Wurzel wie das hebräische Jahve), nachdem sie erstorben war? so sagen sie: Allah!"
14) Diodor. Sic. I, 94; Theod. quaest. XV ad Exod.
15) Schrader, Artikel Jahveh in Schenkel's Bibel-Lexikon, und in den Jahrbüchern für protestantische Theologie, 1875, S. 316.
16) Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, S. 235.
17) Lebrain, Histoire d'Israel, p. 103.
18) Der Leibrock (Ephod) der Hohenpriester war Aegypten entlehnt. Dort trug der Oberpriester, wenn er Recht sprach, das aus Edelsteinen zusammengesetzte Symbol der Wahrheit (ἀλήθεια, Diod. Sic. I, 75), welches zwischen den beiden Schärpen des Leibrocks auf der Brust hing.

Ebenſo befand ſich am Leibrock des jüdiſchen Hohenprieſters eine viereckige Taſche, mit zwölf Edelſteinen beſetzt und mit dem Symbol der Urim und Tummim (Offenbarung und Wahrheit; Septuaginta: δήλωσις καὶ ἀλήθεια; Luther: Licht und Recht), welche angelegt wurde, wenn im Namen Jahveh's richterliche Entſcheidungen getroffen wurden. Darum heißt dieſer taſchenförmige Amtsſchild im Hebräiſchen „Der Rechts- oder Gerichtsſchmuck" (vgl. 2 Moſ. 28, 30; 1 Sam. 23, 9; 30, 7; Jeſ. 9, 6; 22, 22). Die ägyptiſche Entlehnung iſt offenbar.

19) und 20) Hecker, Die Iſraeliten und der Monotheismus, S. 43.

21) Soury, Études histor., p. 10.

22) Nach Nöldeke, Siegesſäule Meſa's; vgl. Schlottmann, Siegesſäule Meſa's, und Studien und Kritiken, 1871, S. 587 fg.

23) Schlottmann, im Artikel Chamos in Riehm's Handwörterbuch.

24) Conder, Drei Ideale ſittlicher Vollkommenheit, S. 31 fg.

25) Assyrian researches, p. 394. 396.

26) Molchow, Aegypten und Paläſtina oder Religion und Politik (Zürich 1881), S. 12.

27) Ebend., S. 13.

28) Das griechiſche Wort Prophet (προφήτης) bedeutet urſprünglich nur den Sprecher, Dolmetſch, weshalb die Dichter μουσῶν προφῆται (Sprecher [Organe] der Muſen) heißen; daher bei Pindar: μαντεύεο, Μοῦσα, προφητεύσω δ'ἐγώ! „Weiſſage, Muſe! Ich will den Sprecher machen!" Das hebräiſche Nabi entſpricht dem genau; 2 Moſ. 7, 1 heißt es: „Du (Moſes) ſollſt dem Pharao gegenüber der Gott (d. i. der das Geſpräch Eingebende), und Aaron ſoll dein Prophet (der für dich ſpricht, Dolmetſch) ſein." Propheten Baal's treten auf 1 Kön. 18, 19. 40; 2 Kön. 10, 19; der Aſchera (Aſtarte) 1 Kön. 18, 19 (vgl. S. 146); in Aegypten hieß das Oberhaupt der einzelnen prieſterlichen Rangklaſſen der erſte Prophet; vgl. Brugſch, „Das Geſetz und die Propheten bei den alten Aegyptern", in der Deutſchen Revue, Januar 1880, S. 111 fg.

29) Nöldeke, Die altteſtamentliche Literatur, S. 201.

30) Herzheimer, Die 24 Bücher der Bibel, II, S. 4.

31) und 32) Nöldeke, Die altteſtamentliche Literatur, S. 200, 202.

33) Renan, Histoire des langues sémitiques, p. 131.

34) und 35) Nöldeke, S. 203.

36) De Wette-Schrader, Einleitung in das Alte Teſtament, S. 405.

37) Livius XXV, 12; vgl. Cicero, De div., I, 40; II, 55.

38) Vgl. Kap. XIV, Anm. 11.

39) Nöldeke, im Neuen Reich, 1872, S. 890.

40) Nöldeke, Die altteſtamentliche Literatur, S. 200.

41) Siehe Anmerkung 12 dieſes Kapitels.

42) Hecker, Die Iſraeliten und der Monotheismus, S. 26.

43) Virgil, Aen., VI, 756 fg.

44) De Wette-Schrader, Einleitung, S. 274. Nöldeke, Unterſuchungen zur Kritik des Alten Teſtaments, nimmt folgende Beſtandtheile des Hexateuchs (5 Moſ. und Joſua) an: 1. die Grundſchrift, — 2. den Jehoviſten, der jedoch auch eine von der Grundſchrift zu unterſcheidende elohiſtiſche Schrift in ſein Werk verarbeitet hat; — 3. den Ueberarbeiter, welcher Nr. 1 und 2 zu einem Ganzen geſtaltet hat; — 4. den Verfaſſer des Deuteronomions. Von andern iſt neuerdings die ſogenannte Grundſchrift für ein Product des entwickelten Prieſterthums (daher Prieſtercodex) und für den jüngſten Beſtandtheil erklärt worden. In dieſem Falle „liegt die Entſcheidung darin, daß der Jehoviſt (der eine elohiſtiſche Schrift verarbeitet hat) von der Einheit des Cultus (noch) nichts weiß, das Deuteronomion dieſelbe als eine neue, bisher nicht dageweſene Einrichtung poſtulirt, der Prieſtercodex ſie als ſelbſtverſtändlich von jeher beſtanden und in all ihre Conſequenzen entwickelt vorausſetzt. Alſo iſt der Prieſtercodex nicht blos jünger als der Jehoviſt, ſondern auch jünger als das Deuteronomion". (Wellhauſen in Bleek's Einleitung in das Alte Teſtament, 4. Aufl., S. 178.) Für den Zweck unſerer Schrift ſind dieſe Differenzen von keiner Bedeutung.

45) Vgl. S. 109.

46) Lebrain, Histoire d'Israel, I, p. VI.

47) Ebend.

48) Oppert und Ménant, Docum. juridiques, p. 19 et 23. In einem andern Falle (ibid., p. 193), vom Jahre 667 v. Chr., alſo faſt gleichzeitig mit Joſia, ſollen vier Minen monatlich mit fünf Drachmen verzinſt werden, was fünfundzwanzig Procent jährlich gleichkäme. Ein Document vom Jahre 689 (ibid., p. 181) ſcheint das erlaubte Maximum des geſammten Zinserträgniſſes auf das Vierfache des Kapitals zu beſchränken.

49) Ibid., p. 12.

50) Nöldeke, im Neuen Reich, 1872, S. 887.

51) 1 Sam. 15, 3, 33.

52) 2 Sam. 12, 31; 22, 38, 43, 46.

53) 1 Kön. 20.

54) 2 Kön, 9 und 10.

55) 2 Kön. 23, 20.

56) Duncker, Geſchichte des Alterthums, I, 355 (4. Aufl.), ſagt: „Der Gegenſatz (gegen Aegypten) war ſo ſtark, daß das beſte Stück der ägyptiſchen Religion, der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, an ihr Erwachen aus dem Tode zu neuem Leben, von den Iſraeliten nicht aufgenommen wurde."

57) Weſt, The book of the Mainyo-i-Khard, p. IV.

58) De Wette-Schrader, S. 25.

59) Nöldeke, Die altteſtamentliche Literatur, S. 238.

60) Goethe, Wilhelm Meiſter's Wanderjahre, Thl. 2, Kap. 2.

61) Nöldeke, Die altteſtamentliche Literatur, S. 41 und 240.

XIV.

1) Dies ist das Urtheil eines heutigen Muslim; vgl. mein Lesebuch in neuarabischer Sprache, 2. Aufl. (Gießen 1880), Uebersetzung, S. 218. Insbesondere gilt dies vom Kleinhandel. Daß im Großhandel, resp. zwischen Großhändlern auch im Orient Ehrlichkeit vorherrschen muß, versteht sich von selbst, da sonst der Handel überhaupt unmöglich wäre. Dies ist namentlich auch bei den Karavanenführern der Fall, welche zugleich die Garantie für die Waaren übernehmen und durchaus verläßlich sind. Vgl. Pollak, Persien, II, 67, 79; Sprenger, Mohammed, I, 93.

2) Hecker, Die Israeliten und der Monotheismus, S. 30.

3) Arya ursprünglich treu, ergeben.

4) Papyrus Sallier; vgl. Lauth, Aus Aegyptens Vorzeit, S. 235.

5) Lauth, S. 237.

6) L. Reinisch in einem in Wien gehaltenen öffentlichen Vortrage; vgl. Die Sittenlehre des Talmud (Berlin 1876), S. 82.

7) Vgl. den Artikel Handel in Riehm's Biblischem Handwörterbuch.

8) A. Peez, „Alt- und Neuphönicier", in der Beilage zur augsburger Allgemeinen Zeitung, 1881, Nr. 16, S. 227.

9) De Wette-Schrader, S. 399 fg.

10) Luther's Werke von Irmischer, Bd. 32, S. 120.

11) Ebend., S. 259 fg.

XV.

1) J. Keller, Die cyprischen Alterthümer (Berlin 1881), S. 29.

2) Ebend., S. 16, 23.

3) Littré, Comment dans deux situations historiques les Sémites entrèrent en compétition avec les Aryens pour l'hégémonie du monde, et comment ils y faillirent (Leipzig 1879), S. 22.

4) Renan, De la part des peuples sémit., p. 25.

5) Littré, ibid., p. 20.

6) Plato, Vom Staate, IV, 11.

XVI.

1) Zeller, Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts (I. Die Entwickelung des Monotheismus bei den Griechen), S. 3 fg.

2) Ebend., S. 6.

3) Conder, Drei Ideale sittlicher Vollkommenheit, S. 58.

4) Zeller, ebend., S. 25. Das Citat (S. 202 fg.) ebend.

XVII.

1) Conder, Drei Ideale sittlicher Vollkommenheit, S. 5.

XVIII.

1) Conder, S. 14.

2) Ebend., S. 15.

3) Neue Freie Presse vom 20. April 1881, Correspondenz aus Brody vom 7. April.

4) Vgl. Rohling, Der Talmudjude, 6. Aufl., S. 33 fg. — Rohling, indem er wieder aufnahm, was Eisenmenger vor zweihundert Jahren ohne Erfolg unternommen, nämlich dem Talmudismus den Wahrheitsspiegel vorzuhalten, um so die Vertrauensseligkeit der Christen zu warnen und dem talmud. Judenthum, wenn möglich, wie durch Abspiegelung seines Gorgonenhauptes ein Entsetzen vor sich selbst einzujagen, hat ein höchst verdienstliches Werk gethan. Mögen sich die, welche aus Unverstand gegen dieses und ähnliche Unternehmen nur Tadel haben, sagen lassen, daß sie vor allem auch gegen das wahre Interesse der Juden, d. h. der Juden als Menschen und Bürger, sündigen. Die im Folgenden wörtlich oder dem Sinne nach mitgetheilten Talmudstellen sind dem Buche Rohling's entnommen, welcher die aus Eisenmenger (dessen Uebersetzung ihrerzeit durch drei Facultätsgutachten approbirt wurde) aufgenommenen Stellen nochmals nach dem Originaltext revidirt und überdies schon vor Jahren einen Preis von tausend Thalern auf den Nachweis einer falschen Uebertragung gesetzt hat, den sich bis jetzt niemand verdienen wollte. Vgl. auch Rohling, Franz Delitzsch und die Judenfrage, 3. Aufl. (Prag 1881).

5) Gojim ist Plural von goj (Volk), welcher Singular im Alten Testament ganz allgemein, auch von Israel gebraucht wird. Der Plural erlangt später die Bedeutung der ungläubigen Völker oder Heiden (τὰ ἔθνη).

6) Talmud, Tractat. de liquidis, Cap. VI, Misch. 1; Conder, S. 34.

7) Conder, S. 16.

8) Rohling, Der Talmudjude, S. 25.

9) Z. B. bei Rohling oder Eisenmenger, Entdecktes Judenthum (2 Bde., Königsberg 1700); Pawlikowski, Der Talmud (Regensburg 1866); Chiarini, Le Talmud de Babylon (2 Bde., Leipzig 1831); Schwab, Le Talmud de Jerusalem (Paris 1877) u. a. Es genügt vollkommen, um den sittlichen und wissenschaftlichen Geist des Talmud kennen zu lernen, nur einen Abschnitt gelesen zu haben; z. B.: „Der erste Abschnitt des ersten Tractats vom Babylonischen Talmud, betitelt Brachoth, d. i. von Lobsprüchen und Gebet, vollständig übersetzt" (Hamburg 1836). Empfehlenswerth zu diesem Zwecke ist auch die Lektüre eines Midrasch (Commentar eines Bibelbuches)

in der Ueberſetzung von A. Wünſche (Midraſch zum Prediger Salomonis, Hohen Lied, Eſther, Bereſchit Rabba, Klagelieder Jeremiä [Leipzig, O. Schulze]). Im Midraſch zu Eſther heißt es z. B. (Wünſche, S. 16): „Zehn Theile Häßlichkeit gibt es auf der Welt: neun Theile kommen auf das Morgenland und ein Theil auf die übrige Welt; zehn Theile Stärke: neun Theile kommen auf Juda und ein Theil auf die übrige Welt; zehn Theile Schönheit: neun Theile auf Jeruſalem, ein Theil u. ſ. w.; zehn Theile Weisheit: neun auf das Land Iſrael u. ſ. w.; zehn Theile Heuchelei: neun Theile auf Jeruſalem u. ſ. w.“ (S. 72): „Da verſammelten ſich die Juden in ihren Städten, und niemand konnte ihnen widerſtehen, denn Furcht vor ihnen war gefallen auf alle Völker. Und die Iſraeliten nahmen zu an Stärke wie der Löwe, der in eine Heerde Schafe fällt, alle erwürgt, und ihm nichts entkommt; vgl. Mich. 5, 7: «Und es wird ſein Jakob's Reſt unter den Nationen, in der Mitte vieler Völker, wie der Löwe unter den Thieren des Waldes, wie der junge Leu unter den Schafheerden. Und ſie erwürgten die Kinder Haman's und hängten ſie.» Der Kaiſer Hadrian ſagte zu Rabbi Joſua: «Groß iſt das Lamm (Juda), das unter ſiebenzig Wölfen ſich behauptet.» «Nein, der Hirt iſt groß», entgegnete letzterer, «der jenes rettet und dieſe bändigt»; vgl. Jeſ. 54, 17: «Jegliche Waffe, gegen dich geſchmiedet, ſoll kein Glück haben.»“ — Midraſch Bereſchit Rabba, S. 1 (zu 1 Moſ. 1, 1): „Die Thora (d. i. die 5 Bücher Moſis) ſpricht: Ich (die Thora) war das Werkzeug Gottes (zur Welterſchaffung). Gewöhnlich, wenn ein König von Fleiſch und Blut einen Palaſt baut, ſo baut er ihn nicht nach eigener Einſicht, ſondern nach Einſicht eines Baumeiſters, und auch dieſer baut nicht nach ſeinem Gutdünken, ſondern er hat Pergamente und Tafeln, worauf die Eintheilung der Zimmer und Gemächer verzeichnet iſt. Ebenſo ſah Gott in die Thora und erſchuf (nach dem darin enthaltenen Plane) die Welt, und die Thora ſpricht (deshalb): Mit ראשית (rēschīth, d. i. Anfang), worunter nichts anderes als die Thora zu verſtehen iſt, erſchuf Gott die Welt.“ S. 89: „Auf deinem Bauch ſollſt du (Schlange) gehen. In dem Augenblicke, wo Gott dies ſprach, ſtiegen die Dienſtengel hernieder und hieben der Schlange Hände und Füße ab, und ihre Stimme wurde gehört von einem Ende der Welt bis zum andern. Nach Rabbi Eleaſar liegt ſelbſt in dem Fluche Gottes noch ein Segen. Hätte Gott nicht geſagt: Auf deinem Bauche ſollſt du gehen! wie hätte ſie ſonſt nach der Wand fliehen, in das Loch kriechen und ſich retten können? Staub ſollſt du eſſen alle Tage deines Lebens. Nicht Staub von jeder Seite, wie Rabbi Chilphai ſagte, ſondern ſie dringt in den Boden ein und ſteigt ſo tief hinab, bis ſie zu einem Felſen kommt, die Erdfaſern losmacht und verzehrt.“ — Dies ſind noch Muſter gelindern rabbiniſchen Blödſinnes. Es wäre gewiß dankenswerth, dergleichen zu überſetzen, wenn auch der eine oder andere Nichtjude (und Nichtgelehrte) es leſen möchte, damit den gebildeten Juden, welche ja geradezu die geiſtige

Führung der deutschen Nation beanspruchen und in der Presse auch schon üben, die Beschämung über den niedern Grad des Erkenntnißstandpunktes ihrer eigenen national-religiösen Lehrbehelfe und wissenschaftlichen Methoden etwas näher gelegt würde, — im Bewußtsein nämlich, daß jetzt auch Nichtjuden vom eigentlichen Stand der Dinge leicht etwas erfahren, wodurch dem jüdischen Hochmuth seine eigentliche Basis entzogen wird, die nur in einem Nichtwissen der Nichtjuden besteht. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man solchen Uebersetzungen aus dem Talmud und den Midraschim nur die weiteste Verbreitung in der Laienwelt wünschen; für den Historiker aber sind sie geradezu unschätzbar, da diese umfangreichen Massen, wenn sie auch von griechischen und anderen Einflüssen nicht frei geblieben sind, einen breiten Lichtstrom auf die besondere Beschaffenheit jener Denk- und Schulungsmethoden werfen, die wir als letztes Ergebniß mehrtausendjähriger chamitisch-semitischer Geistesarbeit zu betrachten haben, — Methoden, die ihrer Zeit Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen durften, bis die von den Griechen begründeten den Werth des fragmentarischen Denkens überhaupt für immer antiquirten, was aber nicht hindert, daß jene uralten Methoden, — deren Kennzeichen, abgesehen von der Zusammenhangslosigkeit, kindisches Spielen mit dem Ernsten und ernste Beschäftigung mit dem Kindischen ist, — noch heute, mehr als zwei Jahrtausende nach Sokrates und Aristoteles, im rabbinischen Judenthum einen gewaltigen Einfluß üben, der sich unter den gegenwärtigen Preßzuständen auch von Neuem wieder auf die christliche Bevölkerung erstreckt. — In der Einleitung zur Uebersetzung des Midrasch Bereschit Rabba heißt es, nach einem Ausfall auf das unter Griechen und Römern (noch mehr aber unter Orientalen) verbreitete Laster der Knabenliebe, S. VI: „Um so reiner tritt dadurch das keusche Leben der Juden nach der Lehre der Schrift hervor. Und sie hatten wol ein Recht, trotz ihres Druckes und ihrer Verachtung, auf ihre ideale Lehre voll Selbstgefühl zu blicken und auf ihre hohe Mission, Sittlichkeit und Tugend durch Lehre und Beispiel zu verkünden, stolz zu sein, — stolz zu sein auf ihren idealen Beruf, Gotteserkenntniß und Sittlichkeit zu hegen. Denn alle Menschen sind verpflichtet zur Verehrung des einzigen Gottes, zur Verwerfung des Götzendienstes, zur Enthaltung von unsittlicher Ausschweifung, zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit, auch die **Noachiden** (s. Schluß-Zusatz zu den Anmerk.). Und hier tritt wieder der universale Zug des Judenthums hervor, wie er vom Volke im Leben, in der Auffassung und auch in der Dichtung festgehalten wird." Ein sittliches Muster zu sein, soll jedes Volk anstreben; einen solchen Beruf ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, ist schon krankhaft; zu beweisen, daß dieser Beruf auch im Talmud und den Midraschim bethätigt sei, wäre ein schweres Stück. — Daß es möglich ist, aus den zwölf Folianten des Talmud, dieses Oceans von Aberwitz, ein kleines Bändchen „Perlen der Weisheit" oder dergleichen herauszufischen, ist selbstverständlich; denn keine Schulung kann den Verstand ganz um-

bringen. Diejenigen, welche Unternehmungen wie die Eisenmenger's und Rohling's tadeln, würden dem wahren Interesse der Juden mehr Rechnung tragen, wenn sie ihre Vorwürfe wenigstens zugleich auch gegen solche Perlenfischer richteten, sofern diese die Meinung erwecken möchten, als ob der Talmud ein Codex der Weisheit und Menschlichkeit sei.

10) Chiarini, Le Talmud de Babylon, Proleg. Vol. I, p. 34.

11) Archives israélites, XII, 242 (1867).

12) Ebend., XXV, 150 (1864).

13) Gougenot des Mousseaux, Le juif, le judaïsme et la judaïsation des peuples chrétiens (Paris, H. Plon, 1869), S. 78.

14) Conder, S. 28 fg.

15) Lenormant, Origines, p. 264.

16) und 17) Raschi zu 5 Mos. 17, 11; Erubin, 13, b, Chagiga, 3, b; Rohling, Fr. Delitzsch und die Judenfrage, S. 34.

18) Die Kabbala, d. i. die durch mündliche Ueberlieferung empfangene Wissenschaft, welche, dem Buchstaben oder „Körper" des geschriebenen Gesetzes gegenüber, gleichsam die „Seele" desselben ausmacht. Sie gibt einerseits die eigentlich tiefste Auslegung des Gesetzes überhaupt, und handelt anderseits von den Geheimnissen der göttlichen Eigenschaften, der unsichtbaren Welt und den Geistern, sodaß sie zugleich die Wissenschaft der höheren Magie darstellt. Hauptquelle, neben dem Talmud, ist das Buch Sohar. Vgl. Adolphe Franck, La kabbale ou philosophie religieuse des Hébreux (Paris 1843), deutsch von Ad. Jellinek (Leipzig 1844); Jellinek, Beiträge zur Geschichte der Kabbala (Leipzig 1851—52); Auswahl kabbalistischer Mystik (Leipzig 1852—53); Eliphas Lévi, Histoire de la magie (Paris 1860); Z. F. von Meyer, Das Buch Jezira, die älteste kabbalist. Urkunde der Hebräer (Leipzig 1830).

XIX.

1) Julius Braun, Gemälde der mohammedanischen Welt, S. 9 fg.; Dimischki bei Chwolsohn, Sabier, II, 29, 35; Krehl, Vorislamitische Religion, S. 8 fg.

2) A. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islâm, S. 4.

3) A. von Kremer, Culturgeschichtl. Streifzüge auf dem Gebiet des Islâm.

4) Vgl. Lane, Sitten und Gebräuche der heutigen Aegypter, deutsch von Zenker, II, 32 fg.; Sprenger, Leben Mohammed's, I, 221; II, 236 fg.; mein Lesebuch in neuarabischer Sprache, 2. Aufl., Uebersetzung, 125, S. 206.

5) Sprenger, Leben Mohammed's, I, 250. Wie gebräuchlich der Name Allah für den höchsten Gott schon lange vor Muhammed war, erhellt namentlich aus Stellen wie Koran 23, 86—91: „Sprich (zu den ungläubigen Arabern, d. h. frage sie): «Wem gehört die Erde und was darauf ist?» Sie werden sagen: «Dem Allah!» Sprich: «Warum seid ihr seiner

nicht eingedenk?» — Sprich: «Wer ist der Herr der sieben Himmel und des erhabenen Thrones?» Sie werden sagen: «Allah!» Sprich: «Werdet ihr ihn also nicht fürchten?»" u. s. w. Aber diese Allah-Verehrer beten auch noch andere Wesen an; Koran 39, 4 heißt es: „Diejenigen, welche außer Allah noch andere (göttliche) Vertreter annehmen, sagen: Wir beten sie nur an, damit sie uns Allah's Gunst nahe bringen." Sprenger, Leben Mohammed's, I, 353, Anm. 2, meint, obwol nicht ganz zutreffend: „Der Prediger des Jehovah scheint sich zu dem Elohisten (S. 155) gerade so verhalten zu haben wie Mohammed zu denen, welche Allah als den höchsten unter andern Göttern anerkannten." Jedenfalls kann, entgegengesetzt der Ansicht Renan's, bei den Arabern ebenso wenig von einem ursprünglichen Monotheismus die Rede sein wie bei den Juden und andern Semiten. Eine Art monotheistischer Grundfärbung, in der sich die Einheit der Natur abspiegelt und die Einheit des Gewissens zum Ausdruck gelangt, hat der Polytheismus überall. Der echte Monotheismus ist ein Ergebniß langer Denkarbeit, welche für uns, wahrscheinlich auf ägyptischer Basis, die Griechen besorgt haben. Bei der Natureinheit stehen bleibend, scheinen die Chinesen instinctiv dem Monotheismus am nächsten gekommen zu sein. Victor von Strauß und Torney (in der Einleitung zur Uebersetzung des Schi-king) sagt: „Die Religion des chinesischen Alterthums kennt keine Mythologie, aber auch keine Offenbarung und weiß dennoch nur von Einem Gott. Auch darin, wie in manchem andern, scheint das «schwarzhaarige Volk» Erbe der ältesten Menschheit zu sein. Ihm ist Gott auch nicht Nationalgott, und es kennt ihn so sehr nur als den Alleinigen und Einzigen, daß es nicht einmal einen Gattungsnamen für ihn hat." Der Name Schang-ti (der obere Herrscher, der höchste Herr) ist identisch mit Himmel, und „so wenig es zwei oder mehrere Himmel für die sinnliche Anschauung gibt, so wenig konnte es zwei oder mehrere Schang-ti geben".

6) Vgl. Geiger, Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen? Deutsch, Essay über den Islâm.

7) Dozy, De Israeliten te Mekka, S. 45—143.

8) 1 Sam. 15, 1; 1 Chron. 4, 24—43.

9) A. von Kremer, Südarabische Sage, S. 89.

10) A. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen, S. 4 Anm.

11) Sprenger, Mohammed, III, 5 fg.

12) Im Koran, Sure 19, 31, werden Christus die Worte in den Mund gelegt: „Siehe, ich bin Diener Gottes, er hat mir das Buch gebracht und mich zum Propheten gemacht." Ueber „die Rollen des Abraham und Moses" und ähnliche Schriften vgl. Sprenger, Mohammed, I, 49, 52, 57; über die Sekte der Hanife, der auch Abraham angehört haben sollte, I, 67, 71, 73.

13) Sprenger, Mohammed, I, S. XVI, sagt: „Während die frühesten Inspirationen viel Feuer verrathen, sieht man es einigen der spätesten an,

daß der Verfasser fast blödsinnig geworden." S. 25: „In allen Fällen, die wir kennen, waren die Propheten entweder geistig und körperlich kranke Leute, wie Mohammed, oder halbmythische Personen."

14) Sprenger, Mohammed, III, 88 fg.

15) A. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen, S. 328.

16) Unter Abu Bekr wurden die Steuern, wenn sie eingingen, sofort unter die Gläubigen vertheilt. Männer, Frauen und Kinder erhielten gleich viel: im ersten Jahr 9½, im zweiten 20 Dirhem (1 Silberdrachme = circa ⅛ Gulden) auf den Kopf. Omar führte ein regelmäßiges Kanzleiwesen ein und vertheilte feste Gehalte; jede der Witwen Muhammed's erhielt 12000 Dirhem (neben reichen Geschenken und Pensionen von Privaten, wie z. B. Ajischa allein von Talha, einem Kampfgenossen Muhammed's, einen Jahrgehalt von 10000 Dirhem erhielt); die Veteranen, welche bei Bedr mitgefochten hatten, jeder 5000 Drachmen; die mit Muhammed geflohen waren, aber nicht mitgefochten hatten, 4000 Dirhem; deren Söhne 2000, und so in weitern Abstufungen bis auf 200 Dirhem herab. Vgl. Sprenger, Mohammed, III, S. CXXI fg.; I, 386. Man vergleiche nun diese Anfänge des Islâm mit den Vorgängen im entstehenden Christenthum, um eine Vorstellung vom Gegensatz der Principien zu gewinnen, der gar nicht schärfer gedacht werden kann.

17) Lane, Sitten und Gebräuche ꝛc., III, 224 fg.

18) Nöldeke, „Ueber die Begabung der Semiten", im Neuen Reich, 1872, S. 884.

19) Arabisch ra'ijje, pl. ra'âja, Heerde.

20) Comte Rochaid Dahdah, Kimatret tawâmīr; mit dem französischen Titel Mélanges (Paris, Leroux, 1880).

21) Vgl. Tornauw, Das moslemische Recht, S. 177—183; Pischon, Der Einfluß des Islâm auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner (Leipzig 1881), S. 27.

22) Vor kurzem wurde durch den Abgeordneten für Medina (im türkischen Parlament) Achmed el-Berzindschi der Vorschlag zur Bildung einer allgemeinen muslimischen Liga, mit dem Hauptsitze in Konstantinopel, gemacht. Vgl. meinen Aufsatz „Zur geistigen Bewegung im Islâm" in der Beilage zur augsburger Allgemeinen Zeitung, 1881, Nr. 213.

23) Hanefiten, Schafiiten, Malekiten und Hanbaliten (s. S. 246); vgl. Tornauw, Das moslemische Recht, S. 13.

24) Kenz er-ragâ'ib fi muntachabât el-gewâ'ib, d. i. Schatz des Begehrenswerthen in ausgewählten Stücken aus den Dschewâ'ib (arabisches Journal, in Stambul erscheinend), I, S. 52.

25) Renan, De la part etc., p. 21.

26) Viel günstiger, namentlich über die philosophische Denkarbeit der Araber, urtheilen A. von Kremer, Dieterici, Krehl u. a. Im ganzen hat sie kein bleibendes, im Islâm fortlebendes Resultat geliefert.

27) A. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen, S. 35 fg.

28) Vgl. Anm. 23.

29) Die Verse sind in ihrer rücksichtslosen Nacktheit nicht wohl wiederzugeben.

30) Vgl. Pascal, Lettres écrites à un provincial; sixième lettre (Paris, Garnier, 1869), S. 80: „Le dessein capital que notre société a pris pour le bien de la religion est de ne rebuter qui que ce soit, pour ne pas désespérer le monde." Die höchst angenehme Lektüre dieses classischen Werkes bietet dem Laien den leichtesten Weg, um das Wesen des Probabilismus verstehen zu lernen.

31) Nöldeke, im Neuen Reich, 1872, S. 892.

32) Ebend., S. 893.

33) Renan, De la part etc., p. 38.

34) Ibid., p. 16.

35) Ibid., p. 39.

36) Nöldeke, a. a. O., S. 894.

Zum Schlusse geben wir noch das Endurtheil Palgrave's (Reise in Arabien, I, 331) über den Islâm: „Kämpfen und beten, beten und kämpfen, mit keiner andern Unterbrechung als gemeiner Sinnlichkeit, kann genügen, um die Kräfte der Krieger in der ersten Flut der Eroberung und der Zeloten in der ersten Flut des Fanatismus zu absorbiren. Aber wenn diese Reizungen nachlassen, wie sie endlich müssen, wohin wendet sich dann die Ermüdung und Sättigung des Geistes zurück? Nicht zur Liebe, denn diese ist zur Wollust erniedrigt; nicht zu der Familie, denn Scheidung und Polygamie haben sie untergraben; nicht zu Wein, Spiel und Fröhlichkeit, denn diese sind Erfindungen des Teufels; nicht zu Ackerbau, denn dadurch geht man des «Besuches der Engel» verlustig; nicht zum Handel, denn er ist eine Abweichung von «dem Allmächtigen, dem Ernährer»; nicht zur Wissenschaft, denn «viel Forschen ist Ketzerei», — hat der Prophet erklärt. Resultate zeugen am besten für das System: nur Engherzigkeit, furchtbare Sittenverderbniß, grausame, verwüstende Kriege an den Grenzen, im Innern endloser Hader in allen Formen, Familienzwist, bürgerliche Unruhen, convulsiver Fanatismus, der mit lethargischer Erstarrung wechselt, vorübergehende Blüte, der ein langer, unaufhaltsamer Verfall folgt, das ist die allgemeine Geschichte der muhammedanischen Regierungen und Rassen. — Unter den schlechtesten Systemen kann zuweilen etwas Gutes aufgehen und sogar eine Zeit lang zu einer gewissen Blüte gelangen, ebenso wie das Böse zwischen dem Besten. Die menschliche Natur ist so constituirt, daß sie gegen ihren Ruin reagirt, und selbst der Koran kann die Keime der Familienliebe, der ehelichen Zuneigung, edeln Thätigkeit, freundlichen Duldung und der Civilisation nicht ganz ersticken und nicht verhindern, daß sie nicht wenigstens zu einer halben Reife kommen. Dies gilt in allen Ländern und bei allen Völkern, insbesondere

aber bei der arabischen Rasse, die mit den besten Gaben der Natur ausgestattet ist, namentlich mit einer elastischen, nicht zu erdrückenden Lebenskraft. Durch den Eindruck, welchen solche glückliche, obwol seltene Ausnahmen machen, haben manche geistreiche Schriftsteller, die in andern Dingen ein richtiges Urtheil haben, indem sie die Aufmerksamkeit auf solche glückliche Anomalien richteten, sich täuschen lassen oder zu täuschen gesucht, indem sie dem Koran zuschreiben, was eigentlich trotz des Korans gekommen ist, und den Islâm erheben wegen der Erfolge der Reaction gegen den Islâm, — mit Einem Wort: indem sie die Ausnahme für die Regel setzten und den Antagonismus für das Princip." — Könnte die Mehrzahl der Schriftsteller eine richtige Vorstellung von der Natur und durchgreifenden Macht der Principien gewinnen, so hätte die Menschheit einen großen Schritt vorwärts gethan.

Daß manche besseren Eigenschaften der Araber durch den Islâm verschlechtert worden sind, ist gewiß. Dies gilt namentlich von der so überaus wichtigen Auffassung der Stellung des weiblichen Geschlechtes. Diese war noch zur Omajjaden-Zeit, wie A. von Kremer (Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen, II, 102 fg.) sagt: „eine durchaus würdige, selbständige und hochgeachtete; ja es herrschte durch einige Zeit eine ritterliche Verehrung des schönen Geschlechts; man besang die Frauen in liebeglühenden Gedichten und verklärte ihr Bild mit dem ganzen Zauber der Poesie. In den Erzählungen aus dem alten Sagenkreis der nordarabischen Stämme galt nichts für edler, ruhmvoller und nachahmungswerther, als wenn ein Ritter mit Verachtung jeder Gefahr, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens, die Frauen vor Schmach und Entführung schützt. Eine Frau zu verletzen oder zu tödten, galt deshalb als die schmachvollste, ehrloseste That." Auch heute gilt dies noch bei den Beduinen als Regel. Der Islâm mit seiner Polygamie mußte aber bei den ansässigen Arabern nothwendig zur Harems- und Maitressenwirthschaft führen (vgl. A. von Kremer, a. a. O., S. 104—107), welche als die größte Schwäche der muslimischen Gesellschaft zu betrachten ist.

Wir finden in dem eben erschienenen Buche von Gerhard Rohlfs: Reise von Tripolis nach der Oase Kufra (Leipzig 1881), die folgende Stelle, welche mit der von uns (S. 236) ausgesprochenen Ansicht über Wesen und Werth der arabischen Cultur in Spanien vollkommen übereinstimmt. Rohlfs sagt über die Bevölkerung Nordafrikas: „Namentlich die Völker, welche dem Islâm huldigen, verstellen sich Fremden und besonders Andersgläubigen gegenüber mehr, als der Betreffende denkt. Das ist bei allen Völkern der Fall, deren ganzes Leben sich vorzugsweise auf religiöse Formalitäten stützt, welche zur Heuchelei, zur Scheinheiligkeit, zur Augendienerei Veranlassung geben. (Diese «doppelte und dreifache Buchhaltung» ist den Andersgläubigen gegenüber ein Ausfluß des Ausschließlichkeitsprincips, von welchem der sich in seinem Innern hochmüthig Abschließende, infolge einer Reaction der angeborenen Menschlichkeit, den Ausgeschlossenen, mit dem

er verkehren muß, nichts merken lassen will.) Was ihren Charakter anbelangt, so sind sie wie die übrigen Araber Afrikas: Treue gilt ihnen nur, wenn es mit ihrem Vortheil übereinstimmt; ein gegebenes Wort halten sie, wenn sie Nutzen davon haben; Lügen ist ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie auch aus Vergnügen und ohne Vortheil die Unwahrheit sagen; eitel, hinterlistig, prahlerisch, grausam, geizig, geldgierig, ideenarm, ohne Sinn für Kunst, arbeitsscheu, abergläubisch: das sind ihre Haupteigenschaften, denen man nur Eine gute gegenübersetzen kann: Gastfreundschaft, die sie aber wegen ihrer Armuth selten ausüben können. Dazu kommt ein ekelhafter, auf entsetzlichste Unwissenheit basirter Fanatismus. Wie oft habe ich über die landläufigen Schilderungen des Charakters der Araber den Kopf geschüttelt, wenn von ihrer Großmuth, von der Tugend des Worthaltens, selbst dem Feinde gegenüber, von der Freigebigkeit, von der Tapferkeit und gar von ihren geschichtlichen Leistungen die Rede war. Möge man doch endlich einmal anfangen, ein Volk nach seinen gewerklichen und vollends nach seinen geistigen Hervorbringungen zu beurtheilen! Die Araber sind stets Parasiten gewesen und werden es bleiben. Spanien kann froh sein, daß es vordem diese Semiten vertrieb. Es ist wahr, es befindet sich nicht im glänzendsten Zustande, aber hätte es diese entsetzliche Bande behalten, dann stände es etwa auf gleicher Höhe mit Marokko und Tunesien. Man vergleiche den Culturzustand Spaniens mit dem von Marokko, Tunesien, Tripolitanien, und man wird erstaunen über den himmelweiten Unterschied. Wenn die Araber wirklich das tüchtige Volk wären, wofür man sie zu halten nur zu sehr geneigt ist, dann hätten sie doch in Marokko, Algerien und Tunesien nach ihrer Vertreibung aus Spanien dasselbe geleistet, was sie angeblich in Spanien geleistet haben sollen. (Wenn Räuber, Ausbeuter und Parasiten unter sich allein sind, müssen sie in Elend verfallen.) In Spanien fanden die Eroberer ein günstiges Feld. Schwarze Sklaven zur Bebauung des Bodens besaßen sie schon, viele Christen zur Beackerung geistiger Gebiete erhielten sie noch dazu. Selbst arbeiten? Die Araber arbeiteten nie und nirgends, sie ließen für sich arbeiten. Erfindungen machten sie nicht, sie ließen erfinden. Die höheren Künste? Malerei und Bildhauerkunst sind aus religiösen Gründen verboten. Musik? Sie sind das unmusikalischste Volk der Welt. Und was die Poesie anlangt, — können die Araber auch nur Annäherndes den Culturvölkern der Erde an die Seite setzen?" Noch schärfer urtheilt Eug. Gellion-Danglar, Les Sémites et le Sémitisme (Paris 1882).

XX.

1) Vgl. Kapitel V, Anm. 1.

2) Der jüdische Stabsarzt Dr. Rosenzweig (Zur Beschneidungsfrage, Schweidnitz 1878) verlangt die Beschneidung der Armee, also allmählich der ganzen männlichen Bevölkerung Deutschlands.

3) H. von Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum, 2. Aufl., S. 12.

4) Renan, De la part etc., p. 40.

5) Nöldeke, im Neuen Reich, 1872, S. 884.

6) Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum, S. 11.

7) Nöldeke, im Neuen Reich, 1872, S. 884.

8) Klüber, Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses, III, 375 fg.

9) Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum.

10) Mommsen, Auch ein Wort über unser Judenthum (Berlin 1880).

11) Treitschke, Ein Wort über unser Judenthum, S. 15.

12) Die (anonyme) Schrift: Israel und die Gojim; Beiträge zur Beurtheilung der Judenfrage (Leipzig 1880), sagt S. 286: „Was er (Grätz) in seinem komischen Hochmuthe von der noch schweren Kämpfen unterliegenden Anerkennung des Judenthums in der deutschen und der europäischen Welt überhaupt perorirt, stimmt mit dem, was Herr Dr. Juliusburger im vorigen November in der Breslauer Zeitung meinte, wenn er für «immer vollere Emancipation der deutschen Juden» plaidirte, «damit sie die Christen zum Menschenthume erheben», sowie mit dem, was wir als die Ansicht Holdheim's und seiner Partei erkannten, die mit aller Deutlichkeit dahin ging, das Judenthum müsse sich zu einem Element des Staatsorganismus machen, um seiner «weltgeschichtlichen Aufgabe» gerecht zu werden; mit andern Worten, um mit seinem Geist und seinem Glauben zur Weltherrschaft zu gelangen. Wem eine solche Prätension lächerlich erscheint, der nehme sich in Acht! Das Geld ist eine Macht, und die Presse ist eine andere Macht, und beides ist im Begriff, allmählich ganz in die Hände der Juden zu gerathen." Und, fügen wir hinzu, im Wesen des ethnischen Princips liegt es, daß es kein Maß halten kann.

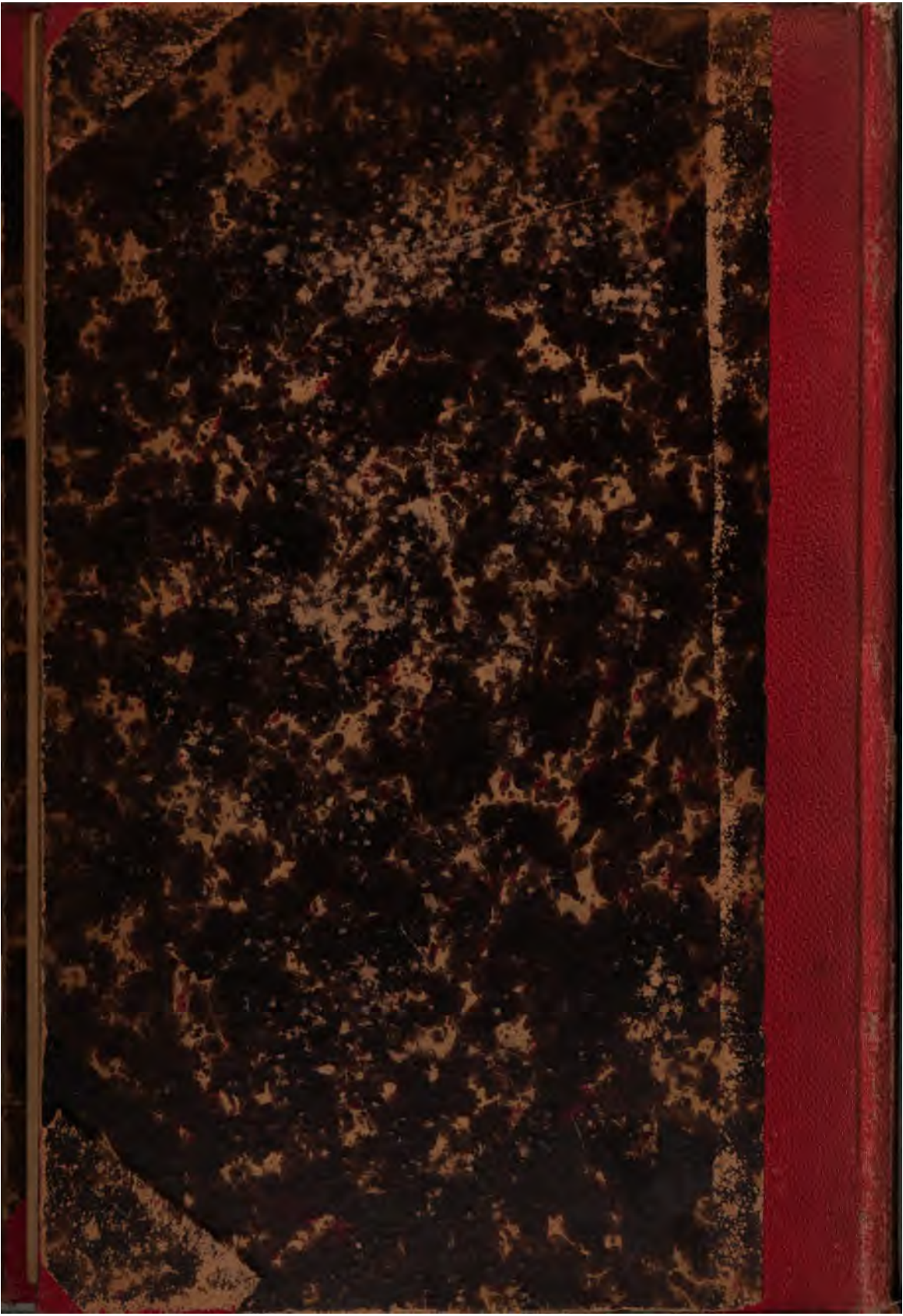
13) Archives israélites, 1861, p. 651.

14) Paul de Lagarde, Deutsche Schriften, II, 27.

15) Der Orientale „würgt" überhaupt gern in der Phantasie. Die Redensart „Ich möchte sein Fleisch essen und sein Blut trinken" ist häufig (vgl. mein Lesebuch in neuarabischer Sprache, 2. Aufl., Uebersetzung, S. 86). In Nr. 187 des arabischen Journals El-watan (Die Heimat; Kairo, 11. Juni 1881) heißt es im Leitartikel: „Wir sehen ja, wie mancher das Fleisch seines Bruders essen möchte; sein leiblicher Magen ist vielleicht zu schwach, um Fleischbrühe zu verdauen, aber sein Phantasiemagen ist stark genug, um das Fleisch seines Bruders und Heimatsgenossen zu verkochen. Gar mancher erletzt sich (an Phantasiebildern), wie er seinen Bruder würgt (schlachtet), indem er den Saum seines Gewandes in Stolz und Hochmuth dahinschleppt."

16) W. von Goethe in dem Gedichte: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel."

Nachtrag zu S. 285 der Anmerkungen.

Die Aufstellung des Begriffes der Noachiden, welcher die nichtjüdische Menschheit (etwa mit Ausnahme der Neger u. dgl., als Kainiten) im Gegensatz gegen die Juden als das auserwählte (allein durch Abraham in den Bund mit Jahveh aufgenommene) Volk umfaßt, ist einer der deutlichsten Beweise des ausschließlichen Hochmuths jüdischer Anschauung. Das Gebot der Verehrung eines einzigen Gottes (d. i. des jüdischen Nationalgottes), die Vorschriften der Sittlichkeit, Gerechtigkeit u. s. w. gelten nach derselben nicht blos für die Juden, sondern auch für die Noachiden; die speciell jüdischen Gesetzesvorschriften, sammt den an ihre Beobachtung geknüpften Vorrechten, wie Unsterblichkeit u. s. w., gelten nur für die Juden, d. h. sie sind, dem ethnischen Princip gemäß, an die jüdische Nationalität (alleinige Abstammung vom göttlichen Geiste durch Adam) geknüpft. Es ist dies der dem Alterthum (d. i. Heidenthum) gemeinsame Begriff der Barbaren in höchst unmenschlicher Form, da derselbe das Merkmal des Ausgeschlossenseins von der gleichen göttlichen Gnade in sich schließt, auf welche nur durch Uebertritt zum Judenthume eine Art halbe Anwartschaft gewonnen werden kann (vgl. S. 254). Daß diese Anschauung, eben wegen ihrer Unmenschlichkeit, Widersprüche in sich schließt, ist selbstverständlich. Der Widerspruch, welcher darin liegt, daß im A. T. ja auch Sem ein Sohn Noah's genannt wird, und auch die Chamiten und Japhetiten durch Noah von Adam abstammen müssen, ist für die geistigen Vorbehalte des Talmudismus nicht vorhanden, und in der That ist die ganze Erzählung von Noah und seiner Nachkommenschaft als eine der jüdischen Anschauung fremde, von außen aufgenommene zu betrachten, die zwar eine große literarische Rolle spielt, unter deren Decke sich aber die alte und eigentlich nationale Anschauung von der alleinigen göttlichen Abstammung der Juden erhalten hat, wie sie denn auch (ut figura docet) noch heute unverhüllt hervortritt. Diese Thatsache ist das Maßgebende, nicht einige entgegengesetzte Aussprüche aus dem Munde solcher Rabbinen, die vergeblich auf höhere Menschlichkeit hinzuarbeiten suchten und lehrten, daß die Gerechten aller Völker der ewigen Seligkeit theilhaftig würden.

Die spätere Ausbildung, welche der ägyptische Mythus von der Erschaffung der Menschen erfahren hat, bietet allerdings ein Analogon zur oben dargelegten jüdischen Anschauung, läßt aber zugleich auch wieder das höhere Menschlichkeitsgefühl der Aegypter deutlich hervortreten. Alle Menschen emanirten für sie aus den Augen des Sonnengottes (S. 129), aber diese uranfängliche Emanation hindert nicht „die später eintretende Mitwirkung eines Zwischen- oder Mittlergottes (Demiurg), um die Menschenformung zu vollenden und ihnen Seele und Verstand zu geben. Diese Thätigkeit fällt für die asiatischen und nördlichen Völker der Amu und Tamahu (Semiten und